

Reise der WAHOO  
rund um Afrika

April 2005 bis November 2007

## Impressum:

Text und Gestaltung: Nikolaus Gutknecht  
die meisten Aufnahmen: Tobias und Jana

Copy Right: Nikolaus Gutknecht

## Inhaltsverzeichnis

Vorwort oder Gebrauchsanleitung	5
Der Anfang – vom Ende	6
Von Bar, Montenegro nach Port Suez	9
Ägypten – Eritrea – Yemen	22
Haile Selassier	32
Sana	43
Mukalla	47
Anstatt zu den Seychellen, nach Salalah, Oman	49
Überraschung für uns alle	54
Rückgekehrt und abgewiesen	56
Irrungen und Wirrungen in Salalah	57
Weiter, zu den Seychellen	69
Auf den Seychellen	73
Unsere Fahrt nach Madagaskar	80
Madagaskar	83
Madame Moana	88
Brief an Corinne und Marcel	94
Moana	96
Der Ostküste entlang nach Mahajanga	104
Vreni und Michi	106
Richards Bay – und dann nach Knysna	123
Südafrika verhindert Moana's Ferien auf der WAHOO	130
Urwald-Vergnügen, B+B Versionen	133
Mein „Wildpark“-Erlebnis	142
Gedanken über die Liebe	146
Abschied von Knysna	152

Gordons Bay	155
Zurück nach Madagaskar.	158
Um's Kap herum — Planung der Weiterreise	166
Wal Geschichten	167
Weiter nach Namibia	170
Bin ich ein Rassist und Macho?	180
Bijago Archipelagos	190
Letzter Brief an Madleina	192
Auf dem Gambia River	199
Dakar und weiter zu den Azoren	217
Auf den Azoren und dann nach Portugal	221
Portugal und Asillah	236
Rückreise nach Montenegro — Beenden der Umrundung	240

## Vorwort oder Gebrauchsanleitung

Diese Berichte sind Momentaufnahmen. Sie spiegeln meinen momentanen seelischen Zustand und das was ich schildere, ist in diesem Zustand geschrieben, ungeschminkt, so wie ich es gerade sehe. Mit anderen Worten, es sind reine subjektive Wahrnehmungen, die einen Tag später ganz anders wahrgenommen und aufgeschrieben würden.

Das gilt vor allem für die Gruppendynamischen Abläufe. Sie ändern sich laufend und so ändert sich auch meine Wahrnehmung der Crew immer wieder. Einerseits lernen wir uns immer besser kennen, passen uns einander an, begreifen die Bedürfnisse jedes anderen und lernen, uns darauf einzustellen. Das ist ein langer Prozess, der immer wieder zu Reibereien führt. Genau das spiegelt sich auch in diesen Berichten, die darum nicht endgültige, sondern momentane Einschätzungen sind, die sich wieder ändern werden.

Ich denke aber, dieses Auf und Ab in der Gruppendynamik gehört zu einer solchen Reise. Da ich einen ehrlichen – und darum subjektiven – Bericht schreiben will, klammere ich diese Abläufe nicht aus, bitte aber die LeserInnen, sie so zu verstehen, wie ich es eben beschrieben habe. Als sich laufend ändernde Wahrnehmungen.

Reisen heisst sich bewegen – in jeder Beziehung.

## Der Anfang — vom Ende

Im Winter 2006 kommen Jana und Tobias zu uns und überraschen uns damit:

"Wir haben unabhängig von einander immer wieder gedacht, es wäre eigentlich an der Zeit, die Arbeit hier und alles andere mindestens ein Jahr zu verlassen.,,

„Ja, eine grosse Reise zu machen."

„Und irgendwann haben wir dann auch darüber zu reden begonnen, zusammen.“

„Wohin, wie, womit und eben auch mit wem?“

„Und wieder sind wir, Tobias für sich, ich für mich zum gleichen Schluss gekommen: Am schönsten wäre es, mit Euch einfach weg zu segeln.“

„Ja, auf der WAHOO einfach weg zu segeln.“

„Was meint Ihr dazu?“

Ja, was meinte ich dazu?

Ich bin es schon lange leid, jeden Sommer zwischen Montenegro und Kroatien zu segeln. Eigentlich habe ich das nur der Finanzen wegen getan. Darum wollte ich die WAHOO verkaufen und habe auch schon einen Interessenten gefunden.

Aber reizen würde mich so was schon. Sicher. Nochmals eine grosse Reise.

„Was meinst Du dazu, Madleina?“

„Ich weiss nicht, ich habe ja eben erst angefangen...“

„Vor bald drei Jahren...“

„Schon, aber jetzt läuft's richtig gut. Mir gefällt's. Ich weiss nicht, ob ich das ändern will — und schon wieder weg von hier."

„Aber planen, ein bisschen planen, das könnten wir doch."

Wohin zum Beispiel. In einem Jahr, wohin könnten wir segeln?“

So habe ich zu planen begonnen, immer in der Hoffnung und fast Gewissheit, Madleina wird dann schon mitkommen. Mein Planen wird sie anstecken, meine Begeisterung, und je konkreter es wird umso stärker wird sie mitmachen beim Planen.

Ich habe zwei mögliche Routen vorgeschlagen. Die eine nach Westen, ähnlich der letzte grosse Reise – dieses Mal Kuba bei gutem Wetter, vor allem der Süden, das hätte mich schon gereizt.

Und die andere Route: Nach Süden, nach Madagaskar.

Nach Süden! Jana und Tobias waren sich einig und Madleina hat sich nicht dazu geäußert.

Nach meinen Unterlagen ist es kein Problem, südwärts durchs Rote Meer zu segeln weil dort vorwiegend nördliche bis nordwestliche Winde wehen.

Umso schwieriger ist der Weg nach Norden, also zurück: Praktisch alles unter Motor. Dafür ist unser Motor nicht stark genug.

Was bleibt?

Rund um Afrika.

Relativ schnell habe ich gemerkt, ein Jahr wird nicht reichen.

„Kein Problem,“ meinten Jana und Tobias dazu, „dann eben etwas mehr.“

Von April 07 bis Oktober 08 rund um Afrika!

Das habe ich vorgeschlagen und Jana und Tobias haben akzeptiert.

Und Madleina?

Sie hat sich immer mehr zurückgezogen, aus dem Projekt. Je weiter ich hinein gerutscht bin, umso stärker habe ich gespürt, sie will nicht mehr mitkommen. Nur habe ich das nicht wahr haben wollen. Ich habe es komplett verdrängt.

Bis zu der gemeinsamen Zusammenkunft bei Jana und Tobias, an der sie es dann klar gesagt hat:

„Ich werde nicht mit kommen!“

Von diesem Moment an ist diese Reise für mich zwiespältig geworden.

Einerseits habe ich Lust gehabt, sie zu unternehmen — aber ohne Madleina hielt sich diese Lust in sehr engen Grenzen. Andererseits hatten wir die Vorbereitungen bereits so weit voran getrieben, dass mein Ausscheren von niemandem verstanden worden wäre. Und gleichzeitig dachte ich an meine Finanzen: Fast zwei Jahre mehr oder weniger gratis leben während ich jeden Monat meine kleine AHV bekommen würde... ein kleines zusätzliches Polster, mit dem ich dann nach meiner Rückkehr mehr unternehmen könnte, mit Madleina zusammen. Das wog auch.

Ich würde also Madleina zwei Jahre lang verlassen.

Ich habe das zwar nicht so gemeint und gedacht: Sie würde jedes Jahr mindestens fünf Wochen Ferien auf der WAHOO, bei mir verbringen und ich vielleicht über Weihnachten zu ihr nach Hause fliegen.

Sie aber hat das umgekehrt gedacht und langsam, sozusagen schrittweise ist bei ihr der Gedanke gewachsen: Er geht jetzt für fast zwei Jahre, eine Trennung die wir benützen können um zu sehen und zu spüren, ob wir

anschliessend weiter zusammen bleiben wollen oder nicht. Beide sollen wir frei sein — auch für andere Beziehungen — und im Winter 2008 entscheiden wir dann.

Für mich eine starke Verunsicherung!

Ich liebe Dich, Madleina! Ich brauche diese Freiheit nicht. Ich verfluche diese Trennung!

Hätte ich doch in dem Moment mit der Reiseplanung aufgehört, in dem ich gespürt habe: Sie will nicht mitkommen!

Hätte ich doch!

Aber hätte es etwas geändert? Hast Du nicht damals schon an ein Ende unserer Beziehung gedacht? War die Trennung nicht eher die ideale Voraussetzung um mir das schonend beizubringen?

Und für Dich, was bedeutet das für Dich?

Ich habe nur Vermutungen.

Du willst heraus finden, ob Dir Deine Liebe zu mir nicht einfach abhanden gekommen ist — „wie anderer Leuten Schirm oder Hut“.

Hin und wieder, wenn ich Dir gesagt habe, „ich hab' Dich lieb,“ hast Du mir geantwortet: „ich Dich auch.“

Darauf habe ich gebaut — vermeintlich unser beider Glück.

Ist das alles Einbildung gewesen, Deine und meine?

Oder hast Du mich nie geliebt?

Oder meinst Du das nur, weisst es einfach nicht,

weil Du meinst, Du wissest gar nicht,

wie Du das spüren könntest, Lieben.

Die letzten drei Monate vor meiner Abreise sind schön und harmonisch gewesen. Keine Krise, viele Gespräche über diese Trennung. Sie haben mir — aber vermutlich auch Dir — keine Klarheit gebracht über das, was Du während dieser Trennung eigentlich herausfinden willst. Und trotzdem oder vielleicht gerade wegen der bevorstehenden Trennung und Deinen Intentionen dazu, war die Zeit voller Harmonie. Viel Liebe, wunderschöne Tage zusammen.

Ich begreife das alles nicht.



Die Crew – von links nach rechts: Jana, Tobias, Mathieu, Skipper Nikoaus

## Von Bar, Montenegro nach Port Suez

12. April 2007. Wir liegen in Methoni am untersten Ende des westlichsten Fingers des Peloponnes vor Anker und haben einen Ruhetag eingeschaltet. Wie Du siehst, sind wir ziemlich vorwärts gekommen – seit Bar haben wir etwa 360 Seemeilen gesegelt und motort, in 6 Tagen. Für den Anfang nicht schlecht. Die Stimmung an Bord ist sehr gut, selbst wenn wir müde sind, kommt keine Missstimmung auf.

Unsere Stationen: Bar – Otoni, zur nördlichsten der Ionischen Inseln, dann von Otoni nach Vlichos, einer geschlossenen Bucht auf der Insel Lefkas und gestern von Vlichos hier her.

Vlichos – der alte Mann im Laden ist immer noch da und geschäftstüchtig wie eh und je. Er hat mich gleich erkannt und umarmt und uns alle mit einem Metaxa begrüßt – nicht ohne uns anschließend eineinhalb Liter davon zu verkaufen.

Das neue Vorsegel funktioniert – heute haben wir den Schotzug montiert mit dem das Segel – wie Grosssegel und Besan – automatisch über gehen kann.

Es ist immer noch recht kühl – in der Nacht kalt, sodass sich das Wasser nicht erwärmen kann: 16,5° hier unten. Die anderen haben bereits gebadet. Nichts für mich, schon des Rückens wegen.

Methoni hat allen gefallen, das Städtchen und auch die Burg. In der Burg hat sich nicht viel verändert, seit ich vor 7 Jahren zum letzten Mal hier gewesen



bin. Ein paar weitere Mauerstücke sind gegen Norden hin ins Meer gefallen. Bald wird von jenen Mauern nichts mehr übrig sein. Schade. Auch diese riesige Burganlage wäre eigentlich ein Kulturerbe. Nicht nur Cervantes wegen.

Um so mehr hat sich im Städtchen verändert. Gab es damals nur ein vergammeltes Hotel, ste-

hen heute mindestens deren fünf zur Verfügung. Bis auf eines – leider direkt am kleinen Hafen – sind alle im alten Stil oder sogar in alte schöne Häuser hinein gebaut. Sprach damals praktisch niemand Englisch, konnte ich mich jetzt sogar mit dem alten Besitzer des Mischwarenladens unterhalten. Ein Laden, wie Du ihn Dir pittoresker nicht vorstellen kannst. Voll gestopft mit allem und jenem – Werkzeuge, Nägel, Schrauben, Schuhe, Plastikgefäße, Öllampen, Taschenlampen, Seile, Schnüre, Kaffeemaschinen, Besen, Geschirr, Pfannen, Töpfe, und und und...

Nur schlanke Menschen können sich zwischen den vielen Gestellen durchquetschen und wenn, dann schauen sie immer wieder ängstlich nach oben, denn die Gestelle sind hoch und über ihnen thronen drohend weitere Kochtöpfe, Giesskannen, Nachtgeschirre. Ganz oben aber hängen, an einem Haken von der Decke herab baumelnd, aufblasbare Plastik-Delphine und -Schwäne und ganz kommune Rettungsringe neben Kinder-„Flügeli“. Und zu hinderst in einer Ecke des Ladens, lugt, ziemlich verstaubt und verschupft, ein echter kleiner Teddybär zwischen einer Kinderbadewanne und einem alten Waschbrett hervor.

Hier habe ich ein 5 Liter Olivengefäß gekauft - jetzt dient es uns im Cockpit als Duschbehälter; und einen echten Rapalla Kunstfisch – ein ganzes Sortiment davon hängt im Schaufenster des Ladens. Er wird uns hoffentlich einige echte Bonitos oder – noch lieber – Goldmakrelen bescheren.

15. April. Porto Longo, Insel Sapienza, nur fünf Seemeilen südöstlich von Methoni. Wir sind gestern hierher motort, weil Südostwind aufgekommen ist. Der steht genau in die Bucht von Methoni hinein. Heute hat dann der Wind über SE – S – SW – W – NW – nach Nord gedreht und weiter, sodass wir am Abend wieder Ost-Wind hatten. Jetzt ist Windstille und starke Dünung, die manchmal als weisse Brandungswelle dem dunklen Felsufer entlang bis in unsere gut geschützte Bucht hinein wandert. Die WAHOO rollt ganz leise vor sich hin. Die Sonne scheint durch einen verschleierte Himmel und lädt die Batterien. Mathieu schreibt seiner Marlies ein SMS und Jana und Tobias sind an Land gerudert und besteigen einen der Hügel im Westen. Sie müssen sich durch den Maquis hindurch kämpfen, der hier zum grossen Teil aus den „Erdbeer“-Büschen besteht, deren Früchte im Herbst dann rot und "süss süss süss" sind – wie Mathieu sagt. Es sind dieselben, aus denen Don Antonio, der Brenner in Aljersur, den Madrognio Schnaps brennt, der so viel besser schmeckt als Bagass.

Auf diesen Inseln leben noch Mufflons. Sie sind eine Mischung aus Steinbock und Urgeiss. Die meisten Böcke haben nach hinten rundum gedrehte Hör-



ner. Sie sind etwa so gross, wie Geissen, die Weibchen nicht kleiner. Eine Familie – Muttertier, Junges und Bock haben wir am ersten Abend am Ufer gesehen, ganz nahe. Dieser Bock

hatte allerdings lange, spitze Hörner, die schräg nach hinten standen und fast gerade waren. Er kann sich damit den hinteren Teil seines Rückens kratzen. Wenn der plötzlich vor Dir steht...

Es ist Wind aufgekommen, aus Westsüdwest aber die Dünung ist noch stark. Trotzdem, wir hätten versuchen können, Ostsüdost zu segeln, zum zweiten Finger des Peloponnes und dort in Porto Kagio zu übernachten.

Montag, 16. April 2007. Eben sind wir von einem vergeblichen Versuch zurück gekehrt, den Peloponnes Richtung Kreta zu verlassen. Der Wetterbericht hatte eigentlich Ostnordost Wind um Stärke 5 angesagt, nach Nordost drehend. Draussen aber wehte es fast aus Ost, etwa aus 100° so dass wir Kreta bei weitem nicht anliegen konnten. Und zwischen durch hatten wir gegen 30 kn Wind! Wir segelten mit einem Reff im Besan und ich hätte trotzdem keinen der Drei alleine Wache gehen lassen – und gelandet wären wir womöglich in Tripolis. So entschloss ich mich, zurück zu segeln und da liefen wir dann mit 7,5 – 8 Knoten. Mathieu hat dazu gesungen. Ich glaube, alle

sind zufrieden mit dem Entscheid. Um so mehr, als der Wind jetzt aus Süd kommt. Vielleicht dreht er weiter nach West. Dann könnten wir los segeln.

Donnerstagmorgen. Wir segeln mit Südwest Wind um 12 Knoten mit knapp 6 Knoten Fahrt Richtung Kythira. Mathieu geht oben Wache, Jana liest ihren Krimi und Tobias schläft. Gesten haben wir Porto Longo verlassen und sind nach Porto Kagio gesegelt – halb gesegelt, halb motort. Heute nun scheint der Wind stetiger zu sein.

Das Wetter hat sich etwas beruhigt, wir haben Sonnenschein und ich hoffe, die Thermik beeinflusst den Südwest Wind zu unseren Gunsten und dreht ihn zurück nach West.

Eben haben wir die neue Fock gehisst – mit etwas Schwierigkeiten. Noch ist das nicht so eingespielt, wie das Hissen von Gross und Besan. Aber nun laufen wir mit 6 bis 7 Knoten, bei 13 Knoten Wind. Ein ganz passables Ergebnis.

Samstagmorgen. Wir sind fast 170 Seemeilen weiter gekommen und liegen nun im kleinen Fischerhafen Milatos, an der Nordost-Küste von Kreta, knapp vor der grossen Bucht, die dort tief in die Insel einschneidet. Wir haben den ganzen Donnerstag über rauschende Fahrt gemacht, mit achterlichem Wind. Freitagmorgen um 4 Uhr ist er dann zusammen gebrochen und hat einem Ostsüdost Wind Platz gemacht. Genau auf die Nase! Aber so schwach, dass wir erst um den Mittag herum wieder segeln konnten: hart am Wind aufkreuzen, der Nord-Küste Kretas entlang.

Es ist die ganze Zeit über saukalt gewesen und beim Aufkreuzen hat selbst Tobias Schuhe und Socken angezogen. Ich selber hatte dicke Wollsocken an, ein langärmeliges Leibchen, ein dickes Hemd, einen Wollpullover und die dicke Jacke – während der Nachtwache zusätzlich die langen Helly Hansen Unterhosen. Und das in Kreta! Aber schon beim näher Kommen hatten wir gesehen, dass der höchste Berg der Insel mit Schnee bedeckt ist. Und auch das Wasser ist noch so kalt, dass sich nur Tobias kurz hinein gewagt hat.



Gegen Abend haben wir uns dann einen Hafen in unserer Nähe ausgesucht und sind eingelaufen. Kein Platz, überall un- tief, keiner der uns irgendwie geholfen hätte. Wir waren noch zu nahe bei Hera- klion und alles sehr touristisch. Also mit 2300 Touren zum nächsten Häfelchen, etwa 8 Seemeilen entfernt. Knapp vor Sonnenuntergang sind wir angekommen.

Noch kleiner, der Hafen – und noch untiefer. Schon beim Einlaufen hatten wir nur noch 70 cm unter dem Kiel. Aber am Kai mit den Fischerbooten standen zwei Männer und winkten uns in eine Lücke. Ich fuhr rückwärts hinein, wir machten fest und fragten nach der Mooringleine (mit der man das Schiff nach vorne, vom Kai weg ziehen kann). Da merkten wir, dass die beiden gar keine Fischer waren und keine Ahnung vom Festmachen eines Schiffes hatten. Also nochmals hinaus, bis zum gegenüber liegenden Kai und Tobias liess den Anker fallen. Da ist alles voller Ketten am Grund, rief Mathieu. Aber der Anker war unten und ich fuhr nochmals rückwärts in die Lücke hinter uns.

Jetzt liegen wir gut, wenn kein Starkwind aufkommt. Sonst weiss ich nicht, ob der Anker halten würde. Aber wir machen ja eine Pause hier, weil der Wetterbericht kaum Wind und später ein wenig aus Südost angesagt hat, ab Morgen dann für längere Zeit aus Norden. Das wäre super für uns, denn jetzt liegen ungefähr 400 Seemeilen vor uns.

Das, wovor ich Bedenken hatte, ist eingetreten. Der Wind hat aufgefrischt und ist auf Südost umgesprungen. Bald einmal hat das achtere Abschlussbrett der WAHOO die Hafenummauer berührt, es wurde förmlich hoch gebogen. Zeit zum Handeln!

Wir machen das Schlauchboot klar, schäkeln 30 m Kette und eine 40 m Leine zusammen an den Bügelanker, fieren alles mit dem kleinen Kran ins Dinghy hinunter und Tobias und ich fahren mit dem Motörchen los. Der starke Wind - genau gegen uns - und die lange Leine zur



WAHOO haben uns immer wieder gegen die in Lee vertäuten Fischerboote getrieben.

Am Schluss haben wir Anker und Kette - anstatt 45° voraus - etwa im rechten Winkel zur WAHOO geworfen und die Leine eingezogen. Immerhin, nach der Seite hin ist sie nun stabilisiert. Aber der Wind dreht weiter nach Süd, das heisst nach vorne und der Hauptanker beginnt zu slippen. Was bleibt uns übrig? Wir müssen den grossen CQR Anker aus der Bank im Salon heraus nehmen, ein paar kurze Kettenstücke und eine 40 m Leine daran schäkeln und ein zweites Ankermanöver fahren. Dieses Mal nehmen wir auch die Leine mit ins Beiboot und das Ganze funktioniert besser. Umso mehr, als dort, wo ich den Anker werfen will, eine Boje im Wasser schwimmt, an der ich unser Beiboot fest machen kann. Nun können wir in aller Ruhe zuerst die

Kette und dann zusammen den 50 kg schweren Anker über den Schlauch des Dinghys hieven und werfen. Zurück zum Boot setzen wir die Ankerleine steif und sind froh, zu sehen: der Anker hält.

Wenn du dir allerdings vorstellst, dass wir das alles bei etwa Windstärke 7 gemacht haben, weisst du, es ist etwas turbulenter abgelaufen, als ich es hier beschrieben habe.



Es kommen noch immer Böen mit Stärke 7 herein – Mathieu meint sogar Stärke 8. Aber mit 3 Ankern, wovon 2 gut halten, sind wir sicher. Es sei denn, der Wind drehte nach Südwest, West oder Nordwest. Dann müssten wir wenigstens den Bügelanker heben und auf der anderen Seite der WAHOO wieder werfen. Das wäre dann wohl Prüfung und Übung No. 2 unter erschwerten Bedingungen – nämlich in der Nacht. Zur Belohnung für uns „tapfere Männer“ gibt es immerhin ein Glas Weisswein schon zum Mittagessen – um 4 Uhr - und sehr wahrscheinlich ein Abendessen an Land.

Sonntagmorgen. Rund um Kreta herum gibt der griechische Seewetterdienst Sturmwarnungen. Also kein Einholen der Anker, über das ich mir in der Nacht Gedanken gemacht habe. Der CQR Anker liegt in einem Haufen grosser Felsbrocken. Ihn heraus zu holen wird schwierig sein. Wenn wir den verlieren würden, oder das Schlauchboot beschädigt hätten oder würden – habe ich heute beim Morgenessen der Runde erklärt – das wäre dann eben ein solches „unvorhergesehenes Ereignis“, wie es in unserem Vertrag heisst. Da müssten wir dann wohl darüber reden, wie wir die Kosten untereinander aufteilen würden.

Gestern Abend hat das Abendessen wirklich stattgefunden. Jana wollte unbedingt Suflaki essen und das gibt es jetzt nur im entferntesten Restaurant, wo Wirt und Wirtin Deutsch sprechen und wo es bereits ein paar Touristen hat. Also war klar, dass wir dort essen gehen würden. Dann begann es wieder zu blasen und als wir uns auf den Weg machten, meinte Tobias, wir müssten wohl am Hafen essen, denn ich würde dort hinten nicht ruhig essen können. Da hatte er wohl recht, von der Hafenbeiz aus konnten wir das Ankerlicht der WAHOO sehen und genau verfolgen, was sie machte. Also fragte ich den Hafenvirt, ob er Suflaki habe. Nein, sagte er, es sei noch nicht Touristenzeit und Suflaki koche er nur für jene. Jana war eingeschnappt und meinte, sie gehe zurück aufs Schiff und esse die Resten eines Getreide-

muses, das sie vor etlichen Tagen gekocht hatte. Da schlug ich getrennte Formation vor. Und so haben Jana und Tobias Suflaki gegessen und wir, Mathieu und ich Lammkoteletts in der Hafengebäckerei. Und alle waren wieder zufrieden.

25. April, noch etwa 140 Seemeilen vor Port Said.

Vorgestern hatte der Wetterbericht Nordwest-Wind um 20 Knoten angesagt. Zeit, die erste grössere Strecke unter den Kiel zu nehmen. Aber zuerst mussten wir die Anker heben. Der Bügelanker hatte sich im Schlick gut eingegraben – ein reines Kraftproblem, ihn vom Dinghy aus auszubrechen und dann hochzuziehen. Tobias hielt ihn unter dem Bötchen fest und ich ruderte zur WAHOO. Dort erwartete uns Mathieu mit dem Kran, wir hingen die 43 kg daran und Schwup, war er an Deck. Jetzt zum 50 kg CQR Anker! Ich ruderte uns hin – er lag auf der Seite, die Kette lief lose bis zu ein paar grossen Felsblöcken, die zwischen ihm und der WAHOO lagen. Und doch hatte er gehalten. Des Rätsels Lösung sahen wir bei den Felsblöcken. Ein grosser Schäkel, der zwei Kettenstücke zusammenhielt, hatte sich zwischen zwei Felsblöcken verkeilt und uns die ganze Zeit gehalten!...

Ob wir den je wieder heraus bekommen würden? Wir hievten also den Kettenvorlauf ins Dinghy und der Schäkel kam nach oben, wie wenn er dort unten nie ein Schiff von 24 Tonnen gehalten hätte. Nun war nur noch der Anker zum Dinghy-Boden herauf zu ziehen. Mit vereinten Kräften schafften wir auch das, ruderten zur WAHOO zurück und hievten ihn mit dem Kran an Deck. Den Hauptanker einzuziehen war dann Routine. Und los ging es.

Beim Segel setzen hatten wir noch Wind, allerdings aus Südwest. Kaum waren sie oben, schlief er ein. Vermutlich wurde er von den Bergen der Insel abgedeckt. Also weg von der Küste. Bald segelten wir wieder. Gute Laune, alle zufrieden. Endlich unterwegs nach Port Said und mit gutem Wind.

Weiter östlich sahen wir dann erstaunt, dass die grossen Windräder auf der Krete des nächsten Bergrückens mit Nordwest-Wind drehten. Und wie erwartet – kaum hatten wir das Kap vor der grossen Bucht gerundet, wurde der Wind un stetig und fiel dann aus Nordwest wieder ein.

Aber nicht mehr mit den gemütlichen 15 Knoten sondern gleich mit 20. Als er 25 Knoten erreichte, refften wir beide Segel. Wir probierten zum ersten Mal eine neue Methode. Mathieu sollte das Schiff genau vor dem Wind steuern, sodass der Besan das Grossegel abdecken und es lose hin und her schwingen würde. So hätten wir es relativ leicht reffen können. In der Theorie. In der Praxis hat es noch nicht so gut geklappt. Wenn aber die Bullentalje stehen bleibt und mit der Grossegel zusammen den Baum des

Grosssegels fest hält und wenn es dem Steuermann gelingt, das Grosssegel in der Abdeckung zu halten, dann ist es eine gute Reffmethode.

Dieses Mal sind es noch etwas viele „wenn“ gewesen, die nicht ganz geklappt haben.

Den Besan refften wir dann wie gewohnt. Und so segelten wir im Süden der beiden kleinen Inseln durch und um die anschliessende Untiefe herum zum



Kap Sideron, dem Ost-Kap von Kreta. Da nahm der Wind nochmals zu, erreichte 30 Knoten und wir refften beide Segel ein zweites Mal. Dieses Mal klappte die neue Methode schon viel besser. Mehr Wind brauchten wir nun sicher nicht. Die WAHOO begann vor den immer höher einkommenden Wellen zu surfen. Tobias und Mathieu schwören, sie hätten die WAHOO die längste Zeit mit 10,9 Knoten (nach GPS) segeln sehen und ein Mal sei vor einer grossen Welle eine Böe eingefallen und die WAHOO sei die längste Zeit auf der Welle mit geritten und das ganze Schiff habe vibriert.

Die Böen erreichten 40 Knoten. Zeit die Segel nochmals zu verringern. Wir nahmen den Besan herunter. Und so segelten wir in die Nacht hinein.

In unsere erste Sturmnacht dieser Reise. Ich hoffe, es war auch die letzte. Denn lustig ist so was nie!

Ich habe kurz unterbrochen. „Der Koch“ offerierte Griechischen Salat, Brot, Schinken, Wurst und dreierlei Käse zum Mittagessen. Und anschliessend einen Espresso.

Seit drei Stunden läuft der Motor. Wir haben Wellen von achtern, (hinten) – die Ausläufer des Sturmes – fast keinen Wind von vorne und eine Strömung von ca. 0.7 Knoten gegen uns. Wir rollen kaum mehr, die Sonne scheint und wir haben an Deck gegessen. Leider schlagen die Segel. Aber das haben sie gestern auch, mit Wind von achtern und einer üblen Kreuzsee – alte Dünung von Nord vermischt mit einer aus Ost.

Wir haben nun zwei Nächte und einen Tag nur gerollt. Noch gestern waren wir alle sehr müde und nicht weit vom Seekrank werden entfernt. Heute ist alles anders. Alle sind fidel, wir schreiben, lesen, kochen und Jana kümmert sich fürsorglich um eine verirrte Schwalbe – sie lässt sich bereits mit totgeschlagenen Fliegen füttern; wir schlagen tot um Leben zu erhalten.

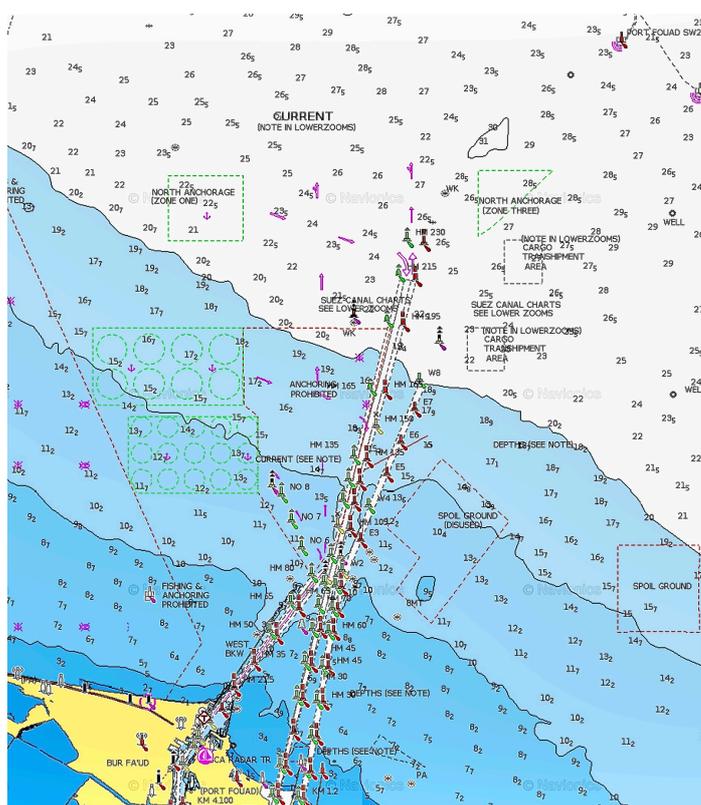
Zurück zum Sturm. Er hat den Rest des Tages und die ganze Nacht über gedauert. Immerhin hat der Automat das Steuern übernommen und der Wellengenerator die Energie dazu geliefert. Aber ich glaube, wir alle verzichten dankend auf jeden weiteren Sturm.

Port Said, 27. April. Wir sind angekommen. Gestern noch ist es immer wieder unklar gewesen, wann wir ankommen würden, noch in der Nacht oder erst bei Tagesanbruch. Dann hat der Wind nochmals aufgefrischt und um halb vier am Morgen lagen wir vor dem Eingang des Kanals, der nach Port Said führt – wenn man die richtigen Abzweigungen erwischt.

Stell Dir vor: die Millionen Lichter der Skyline der Stadt vor Dir, hinter Dir die Lichter der vielen Frachter, die dort auf Reede liegen und irgendwo sind dann da noch die kleinen grünen und roten Lichtlein der Wegtonnen. Die musst Du nun finden im Dunkel der Nacht, denn es ist der Weg zum Hafen.

Mit beiden Segeln vor dem Wind segelnd, liefen wir fünf Knoten. Zu viel um die Wegtonnen ohne Stress zu suchen und zu finden. Also bargen wir den Besan – was nicht ohne Stress ging, denn mein Entschluss dazu war etwas zu plötzlich gekommen. Dann segelten wir gemütlich – und doch etwas gespannt – von Tonne zu Tonne.

Dabei sind die Möglichkeiten der elektronischen Seekarte eine riesige Hilfe. Du hast eine Karte vor Dir, mit allem Drum und Dran und natürlich auch mit dem Weg, den Tonnen und ihren Kennungen. Auf dieser Karte "fährt" Dein Schiff mit, ist immer an der Stelle eingezeichnet, an der es sich gerade befindet.



Vorbei die Stress-Situationen, wenn Du die übernächste Tonne im Lichtermeer der Stadt nicht finden konntest. Du weisst immer, wo Du bist und siehst wohin Du steuerst. Irgendwann werden wir diese verflixte Tonne dann schon sehen. Eine phantastische Sache, diese moderne Seefahrt!... solange die Elektronik funktioniert.

In Port Said hatten wir einen ziemlich rolligen Ankerplatz beim Jachtclub. Draussen fuhren die Pilotversetzboote mit full speed vorbei. Das wirft ziemlich Wellen. Die riesigen Tanker und die noch grösseren Containerschiffe hingegen spürten wir kaum. Das gegen den Kanal offene Jachtbecken wurde gerade umgebaut. Wir lagen in einer Baustelle, neben uns ein Sandschiff, ein paar Arbeiter entluden es mit einem Kranschiff. Andere standen oder sassen herum oder arbeiteten, aber so, dass sie uns nicht störten. In zwei Monaten soll alles fertig sein, mit Platz für über zwanzig Yachten. Schwer zu glauben, bei diesem Arbeitstempo. Das spielt aber keine Rolle, den Preis von 1.30 \$ pro Meter Schiffslänge müssen die Yachten bezahlen, ob die Marina fertig ist oder nicht.

Der Yachtmanager aber ist sehr beflissen und freundlich. Er bestellte einen Agenten für uns, ohne den hier nichts geht: Der organisiert alles, zB den Beamten, der das Schiff nach Bruttoregistertonnen „vermisst“. Er kam, schaute ins Schiff hinein, füllte einen Zettel aus – mit Angaben die er schon auf der Kopie des Flaggenscheins hatte - bekam seine 20 \$ - damit wir am nächsten Tag auch wirklich den Kanal würden passieren dürfen - verlangte 2 Päckchen Zigaretten für seine Schiffsbesatzung und verschwand wieder.

Da gab sich der Agent schon mehr Mühe – und kostete im Verhältnis erst noch weniger. Zwei Mal mussten wir zu ihm hin. Vornehme Büros – wir würden protzig sagen – sehr guter Schwarztee und als wir den Namen des Tees erfragten, ein Päckchen gleich als Geschenk; dann Geschenke für den Kapitän – wir würden sie Kitsch nennen – und alle Auskünfte, die wir haben wollten – ausser über Politik. Darüber wollte niemand reden.

Aber auch hier sagte man uns – wie überall, wo wir nach unserem Abfahrts-termin fragten – wir könnten nur passieren, wenn an diesem Tag keine amerikanischen Kriegsschiffe den Kanal für sich beanspruchen würden. Die Leute schäumen dieser Frechheit wegen. Die Amerikaner verlangen nämlich, dass während ihrer Durchfahrt kein fremdes Schiff näher als 500 m an eines der ihren heran fahren darf. Das bedeutet: der Kanal ist für die kleinen Schiffe gesperrt, die grossen dürfen sich sowieso nicht kreuzen, sie warten in einem Zwischenkanal.

Bei unserem zweiten Besuch – zum Bezahlen – lernten wir den obersten Boss kennen. Der machte aus seiner Seele keine Mördergrube und liess seinem Hass freien Lauf. Nur sind für ihn – und wahrscheinlich für fast alle Araber – die Juden schuld, die im amerikanischen Kongress und überall sonst an der Macht sitzen.

Die alte Verschwörer-Theorie! Sie hat den Juden schon viel Leid gebracht.

Die Rechnung für die Kanaldurchfahrt, die Lotsen eingeschlossen, war doppelt so hoch wie wir gerechnet hatten: Knapp tausend US-Dollar - und nur Hundert davon für den Agenten. Gesalzen und gepfeffert!

Um so langweiliger ist die Durchfahrt selber und sie dauerte für uns etwa zehn Stunden - nur bis nach Ismaelia. Zuerst ist das Westufer zwar noch grün, Palmen und auch

andere Bäume wachsen, ein paar Gärten sind angelegt, auf der Strasse gleich daneben rasen Autos und von Zeit zu Zeit rattert ein Zug vorbei; Strasse und Geleise folgen dem Kanal. Bald aber beherrscht die Sahara beide Ufer und riesige Sandhügel behindern die Sicht ins Hinter-



land. Das Militär ist sehr präsent, ein Posten nach dem anderen, auf beiden Ufern – der Kanal wird stark bewacht.

Ein Lotse steuert nicht, er gibt Anweisungen. Die Verantwortung liegt allein beim Kapitän. Der steht oder sitzt denn auch die ganze Zeit am Ruder, wenn er keinen guten Steuerautomaten hat. Und auch damit musste ich den Kurs ständig um 1..2° korrigieren, denn wir hatten uns immer hart an den roten Tonnen zu halten.

Von unserem Automaten war der Lotse sichtlich begeistert und vergass



manchmal, dass er selber eigentlich gar nicht steuern darf. Umso weniger war er von der Kraft unseres Motors angetan. 9 Knoten Geschwindigkeit wollte er – 5,5 bekam er, das schob seinen Feierabend beträchtlich hinaus. Umso mehr als wir zeitweilig bis zu einem Knoten Gegenstrom hatten. Um schneller zu werden, bewilligte er uns sogar das Setzen des kleinen roten Vorsegels. Als dann aber die Riesenpötte vor uns auftauchten – die Containerschiffe und die Gastanker sind gewaltig und zum speien... da mussten wir es wieder bergen, sonst bekomme er einen Verweis.

Knapp vor Sonnenuntergang erreichten wir die Marina von Ismaelia. Sie liegt in einem kleinen See.

Hier ist Ruhe, kein Baulärm, kein Rollen; saubere WC's mit Closomat!... und Duschen. Und das alles günstiger als in Port Said.

Nun ist es wirklich heiss, wenigstens über den Mittag. Also habe ich heute das blaue Schattendach hervor geholt und angefangen zu montieren. Irgend etwas stimmte aber nicht. Und als ich genauer hinschaue, sehe ich, da fehlt ein grosses Stück Tuch, einfach heraus geschnitten. Nicht zu glauben! Aber es ist so. Nun stellt sich heraus, dass Jana und Mathieu eine Abdeckung für Mathieu Bett gemacht haben. Sie hätten mich doch gefragt, ob es noch ein Stück Tuch gebe und ich hätte gesagt, ja in der Truhe. Da hätten sie eben das Stück das sie brauchten heraus geschnitten und sich über die Verstärkungsbänder und die kleinen Seile zum Anbinden gewundert – die hätten sie alle weg schneiden müssen...

Ein Missverständnis, klar - in der Truhe liegt auch das Abfallstück, das sie nehmen sollten. Aber aus meiner Sicht auch eine Gedankenlosigkeit. Ich bin nicht gerade erbaut gewesen. Vor allem nicht, als Jana sagte, ich hätte eben nicht korrekt kommuniziert.

Ich denke es ist von beidem was drin, ungenügende Kommunikation und Gedankenlosigkeit. Mir ist nicht im Traum eingefallen, sie könnten ein Stück aus dem Schattendach heraus schneiden und sie hätten eigentlich merken sollen, dass das Tuchstück, das sie zerschneiden wollten, irgend etwas Spezielles ist. Nun schneiden und nähen sie das Ganze mit Zwischenbändern wieder zusammen. Mal sehen wie es am Ende aussehen wird.

Solche Zwischenfälle sind unvermeidlich, wenn Menschen mit so verschiedenen Bedürfnissen und so verschiedenem Wissen zusammen leben und arbeiten. Damit versuchen wir zu leben und das Beste daraus zu machen. Nämlich daraus zu lernen, wie wir uns besser verstehen und mit diesen Unterschiedlichkeiten ein wenig besser umgehen können.

Port Sues, 4. Mai 2007. Gestern sind wir hierher motort und haben dabei eine ganz andere Art Lotsen kennen gelernt. Ein kleiner, hagerer Mann mit flinken Äuglein, einem Dreitagebart, einer Baseballmütze umgekehrt auf dem Kopf, Alter irgendwo zwischen fünfzig und sechzig. Er sei ein „Fisherman“ gewesen, Malta, Genua, Singapur, Athen und noch ein paar andere Häfen hat er aufgezählt. Da sei er gewesen, als „Fisherman“.

Aber er erzählte nur, wenn wir ihn fragten.

Er habe drei Söhne, der erste sei Arzt, der zweite Offizier der Armee und der dritte schliesse bald seine Ausbildung auf einer Schule in Kairo ab und habe eine Stelle als Chefkoch in einem grossen Hotel.

Dann endlich könne er selber mit dem Arbeiten aufhören. Das bedeutet, seine Söhne sind seine Altersvorsorge. Er hat sein ganzes Geld in ihre Ausbildung gesteckt und nun, nachdem jeder einen guten Beruf hat und gut verdient, sorgen sie für sein weiteres Auskommen bis zu seinem Tod. Leider haben wir nicht nach Töchtern gefragt. Sie muss er verheiraten und jeder eine Aussteuer bezahlen. Dann sorgen sie mit ihren Männern für deren Eltern.

Im grossen Bittersee ankerten fünfzehn Schiffe, Frachter, Container, Tanker. Sie warten dort jeweils, bis der Konvoi, der von Süden kommt, passiert hat. Wir fahren an allen vorbei und warteten dann ebenfalls, aber neben dem 12 m tiefen Kanal auf 5 m Wassertiefe.

Durch den See führen drei Kanäle, einer ist 12 m, ein anderer 24 m und der



dritte 36 m tief aus gebaggert, der tiefste für die ganz grossen Containerschiffe. Die müssen in den einspurigen Kanälen genau in der Mitte fahren, weil sie leicht V-förmig ausgebagert sind. Daher ist ein Kreuzen der ganz Grossen nicht möglich. Yachten jedoch können auch bei Gegenverkehr fahren.

Nachdem uns der letzte Container des Nord-Konvois passiert hatte, setzte sich unser, der südwärts fahrende Konvoi, in Bewegung. Ein Schiff nach dem anderen ist an uns vorbei gezogen. Als letztes Schiff durften endlich auch wir Anker auf gehen und sind natürlich erst im Dunkeln in Sues angekommen. Es war etwas schwierig, die WAHOO vor dem Segelclub an zwei Bojen fest zu machen – aber mit Hilfe der Clubcrew im Motorboot haben wir auch das noch geschafft.

Sie haben dann auch den Lotsen an Land mitgenommen. Er hat – auch das ein grosser Unterschied - nicht nach einem Geschenk gefragt, wie sein Vorgänger – einfach sein Couvert mit den 15 US\$ dankend entgegen genom-



men und vor allem Freude gehabt, dass ich ihm für seine Arbeit gedankt habe. Mit ihm sei es ein Vergnügen und sehr angenehm gewesen. Kaum ist der Lotse von Bord, ruft Jana zum Abendessen. Sie hatte auf den letzten paar Meilen eine Lasagne in den Ofen geschoben und nun feierten wir die Ankunft im Roten Meer mit einer ausgezeichneten Lasagne und mit gutem Rotwein aus Montenegro. Eigentlich ist es nur unsere Fast-Ankunft, weil noch drei Seemeilen gefehlt haben und auch das nur bis zum Golf von Akaba oder Sues.

Heute morgen dann die grosse Überraschung.

Jana nimmt ein Espresso-Tässchen hervor und fragt erstaunt, was ist denn das? Zwei längliche, braunschwarze „Bölleli“ liegen darin. Nichts Lebendiges – aber klar für mich und auch Michel wüsste sofort Bescheid: Rattenschissel! Höchste Alarmstufe! Natürlich haben wir weitere „Untaten“ der Ratte gefunden, das da angefressen, jenes ebenfalls und hier und hier... bisher aber noch keine Schläuche und Kabel.

Mathieu hat sie dann in der Nacht gesehen, nicht sehr gross, aber eine Ratte! Sie muss im Jachtclub von Ismaelia über den riesigen, spiegelglatten Fliesenboden zu uns getrippelt sein und Hopp, war sie an Bord und blitzschnell im Innern der WAHOO verschwunden.

Nun haben wir eine Rattenfalle aufgestellt mit einem Stückchen Schinken am Haken – trotz Tobias' Protest – und Holzbrettchen und das gelbe Plastikbecken und einige Vorratsbehälter-Deckel im entsprechenden Kasten mit einem Leim eingestrichen, der sie am weitergehen hindern soll. Ägyptische Erfindung. Wir hoffen und beten zu allen Göttern und Göttinnen, sie gehe in eine der Fallen. Das Ersäufen wird schwer genug sein.

## Ägypten – Eritrea – Yemen

Im Golf von Sues, Sonntag, 6. Mai 2007.

Wir segeln gemütlich mit „Schmetterlingsegeln“ durch den Golf, an Hunderten von Terminals, Bohrseln, Plattformen vorbei - und was es in diesem Geschäft auch immer noch gibt. Gestern, oben bei Port Sues, hat die Luft

nach Rohöl gestunken. Dann ist der Wind immer stärker geworden und wir sind dem Gestank mit bis zu acht Knoten Fahrt entkommen.

Heute nun, schönsten Wetter, kaum Wölkchen; an Backbord die Berge des Sinai mit ihren Sanddünen, die wie Schneefelder aussehen – fast Bilderbuch Segeln, wenn der Wind nicht immer wieder mal seine Richtung änderte, was neuen Kurs und somit das Durchfahren zwischen anderen als den geplanten Terminals bedeutet. Aber mit elektronischer Karte, die funktioniert, kein Problem.

Dich nimmt aber sicher wunder, was mit unserer Ratte passiert ist. Morgens um halb drei kommt Mathieu zu mir und sagt: „mir haben sie!“ Mit der Falle gefangen. Mit Schinken fängt man Ratten! Die gummierten Holzlaufflächen, Gläserdeckel, den Plastiksack in dem sie sich verheddern sollte und auch die Penne-Packung – alle voller Gummi-Ägyptikum... hat sie schlicht verschmährt. Den Schinken aus Montenegro nicht! Das ist ihr zum Verhängnis geworden. Ich habe sie in ihrem Käfig ersäuft.

Das tönt ganz locker, bedeutete aber grosse Überwindung. Die Vorstellung, in einem Käfig ins Wasser gelassen und ertränkt zu werden, ist grässlich. Ich glaube, es ist das Brutalste, das ich in meinem Leben je gemacht habe. Noch immer plagt es mich. Sie hatte keine, nicht die kleinste Chance. Aber ich auch nicht. Ich musste sie töten. Eine Ratte in einem kleinen Schiff ist etwas vom Schlimmsten was Du haben kannst. Michel kann davon ebenfalls ein Liedchen singen - vor drei Jahren haben wir deswegen praktisch alle Schläuche im Schiff ersetzen müssen...

Genug Ratte! Die Falle jedenfalls behalten wir, gut eingewickelt, konserviert.

Die Ratte lässt mich nicht so einfach los und weiter schreiben. Ich hatte gehofft, sie festgeklebt zu finden. Dann hätte ich sie packen und mit einem schnellen Schlag aufs Genick töten können. Aber so... Draussen auf See einfach über Bord schmeissen und weiter segeln wäre fast genau so brutal gewesen. Und an Land aussetzen, damit sie ins nächste Schiff hätte einsteigen können... auch keine Lösung.

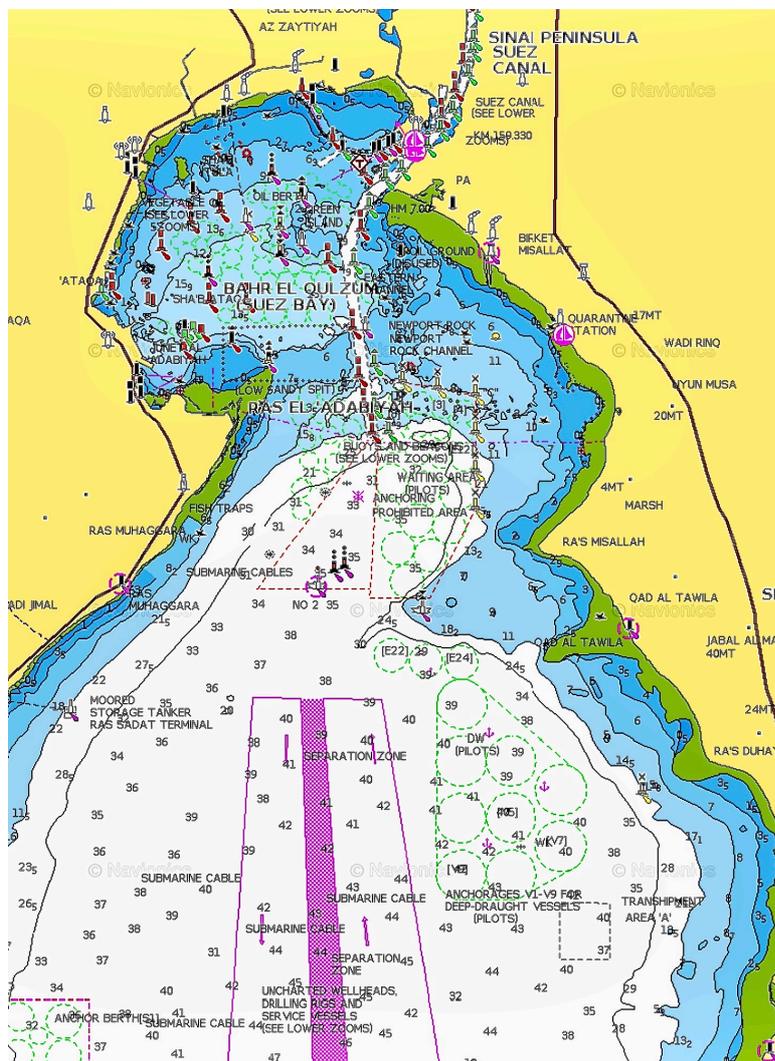
Es scheint wirklich so, wer lebt und leben will, der zerstört und hilft zerstören: Leben, die Umwelt und selbst die Mentalität und die Gewohnheiten anderer Lebewesen. Genug Ratte – zum Zweiten und Letzten!

Das Rote Meer ist nicht rot! Es ist ganz einfach blau bis blaugrün, wie alle anderen Meere auch, durch die ich bisher gesegelt bin. Woher kommt der eigenartige Name? Von den tiefroten Blutalgen, die es hier geben soll. Bisher sind wir keiner begegnet. Bisher sind wir überhaupt keinem Lebewesen begegnet und auch die beiden Kunstfische, die wir hinter uns her ziehen,

schwänzelten bisher vergebens. Kein müdes Goldmakrelen hat sich für sie interessiert – zum grossen Kummer von Tobias.

Seit heute Morgen um etwa vier Uhr segeln wir nun wirklich im roten Meer.

Mathieu weckte mich um Drei, der Wind habe gedreht. Tatsächlich, aber gleichzeitig waren wir fast am Ende des Golfes und am Ende der Zwangswege der Grossschifffahrt angekommen. Die teilen den schmalen Golf von Sues so zu sagen in zwei Kanäle. Im östlichen fahren die Schiffe nordwärts, im westlichen südwärts. Auf beiden Seiten bis zu den Ufern hin können wir Kleinen segeln. Nur liegen da auch die vielen



Terminals und Bohrseln. Wir hatten, als wir vorgestern Abend in die Nacht und in den Golf hinaus segelten, den östlichen Streifen gewählt. Er schien mir einfacher zu durchsegeln. Auch in der Nacht. Tatsächlich haben wir keine Probleme gehabt.

Heute Morgen nun mussten wir die beiden Zwangswege überqueren. Der Wind hatte auf Nordwest gedreht. Wir segelten mit knapp halbem Wind und machten gute Fahrt. Schon bald hatten wir stehende Peilung zu einem Frachter, der von Backbord kam und auf den östlichen Kanal zu hielt. Stehende Peilung heisst: in nicht all zu langer Zeit werden wir zusammen stossen. Ich wollte ihn noch etwas näher kommen lassen, dann Kurs ändern und hinter ihm durchsegeln. Aber da sahen wir plötzlich sein rotes, das

Backbord-Licht. Er hatte den Kurs geändert und fuhr hinter uns durch. Gleich hinter ihm kam der nächste. Auch er fuhr hinter uns durch. Das starke Radarsignal unserer beiden Masten!

Die Drei, die aus Norden kamen, dem Ausgang des westlichen Kanals zustrebten, verschwanden nordostwärts im Dunkeln, lange bevor wir dort ankamen.

Mathieu und ich konnten zu Koje gehen und Tobias übernahm die Wache. Jetzt segeln wir gemächlich auf Kurs nach Port Ghalib Marina, dem letzten Hafen Ägyptens wo wir noch ausklariert werden können. Gleichzeitig wird es ein willkommener Zwischenhalt sein auf unserem Weg nach Massawa in Eritrea. Wir haben auch die neue Fock gesetzt. Nicht zum ersten Mal. Sie ist gut und bringt etwa ein Viertel mehr Geschwindigkeit und zwar von am Wind bis zu gut halbem Wind – bis wir „Schmetterling“ segeln müssen. Dann ist sie natürlich abgedeckt.

Port Ghalib Marina, 8. Mai. Bei Sonnenaufgang sind wir angekommen. Wir hatten wenig Wind während der Nacht. Fast könnte man sagen, wir sind hierher gedriftet.



Diese Anlage ist fürchterlich. Eine tote Stadt mit nur Neubauten, dem alten arabischen Stil „nachempfunden“. Aber den Leuten gefällt das, sogar unserer Crew.

Es soll ausserhalb einen Supermarkt geben, der alles habe, nur nicht das, was man wolle, sagten uns andere Jachtis. Die Marina ist privat, da schenken sie Dir nichts. Internetzugang für 12 US-Cents pro Minute – über unseren Satelliten mailen wir billiger! Die Preise wurden bereits um Faktor 4 erhöht – wenigstens verglichen mit dem Prospekt, den uns unser Agent in Port Said gegeben hatte. Aber wir können den Swimmingpool Pool des nahen Hotels benutzen, für 5 EURO; oder ein Bier trinken, für fünf Franken. Im Hotel kann man sich auch verproviantieren, wir haben eine Liste mit den Preisen bekommen, sie sind etwa vier Mal höher als auf einem einheimischen Markt. Aber wir sind froh, überhaupt etwas zu bekommen.

Ansonsten ist alles in Ordnung bei uns. Der Motor macht mir ein wenig Sorge. Er vibriert immer stärker, die Leistung scheint aber in Ordnung. Vielleicht müssen wir mal Christoph einfliegen lassen...

Am 9. Mai wollten wir am Morgen um acht Uhr auslaufen. Leider hatten wir der Portcontol bereits gesagt, dass wir das Land verlassen würden. So bestanden die Behörden darauf, unsere Pässe zu stempeln und die Marina behielt sie gleich bei sich – sie verdient bei jedem Stempel 10 US\$. Wir warteten bis fast ein Uhr auf unsere Pässe, liefen dann unter Segel aus, was einen kleinen Auflauf bewirkte und die grossen Tauchschiffe zum Warten zwang. Aber nach wenigen Meilen hörte der schöne Nordwest-Wind auf zu blasen und kam dann aus Südwest wieder. Dahin wollten wir.

Tobias sagte, das habe ihm sein Programm voraus gesagt... Kommunikationslücke! Hätte ich den Wetterbericht gekannt, hätten wir auf eine längere Phase mit nördlichen Winden gewartet. Von nun an werde ich Tobias' Windpfeile auf der elektronischen Karte genau studieren und dann entscheiden! Sie scheinen – das weiss ich in der Zwischenzeit – relativ genau zu sein.

Nach dem Windumsprung ging es zuerst ja noch. Wir segelten mit Gross, Besan und Fock, es war gut zu sehen, dass die Fock auch am Wind gut stand und viel an Geschwindigkeit brachte. Schon bald mussten wir sie wegnehmen – zu viel Wind. Und eine Stunde später kreuzten wir mit je einem Reff hart am Wind gegen Südosten. Es brachte nichts. Wir machten in drei Stunden gerade mal 8 Seemeilen nach Luv gut. Die Nordströmung! Darum entschloss ich mich, während der Nacht beizudrehen und alle schlafen zu lassen. Am Morgen waren wir etwa 21 Seemeilen zurück versetzt, was der Crew etwelche Mühe machte. Aber mit dem neuen Wind, jetzt aus Nordost hatten wir das in drei Stunden wieder eingeholt.

Und jetzt rollen wir den dritten Tag meist „Schmetterling“ segelnd vor ziemlich hohen, kurzen, spitzen Wellen recht schnell Richtung Südost. Der Nordost-Wind weht ständig zwischen 20 und 25 Knoten.

Mathieu klagt über Kopfweh und Hitze im Kopf. Alle Männer haben Dünnpfiff und Kopfweh. Ob das von der Malaria-Prophylaxe kommt? Hoffentlich nicht! Vor uns liegen noch gut 280 Seemeilen. Mit dem jetzigen Durchschnitt könnten wir das in gut fünfzig Stunden schaffen. Hoffen wir's!

Gestern haben wir hier draussen – über zwanzig Seemeilen vom Land entfernt – zwei Barrakudas gefangen. Eigentlich hatte am Abend gar niemand so richtig Lust auf sie – wir rollten ziemlich.

Ich habe dann den einen filetiert, in feine Stückchen geschnitten und mit Reis zusammen gekocht. Da haben sie doch zugeschlagen – wenigstens Jana

und ich... Mathieu wollte gar nichts und Tobias nur wenig. Mir hat der kühle Weisswein dazu gefehlt...

Übrigens haben wir jetzt anstatt einer Ratte, eine Maus in unseren Vorräten. Sie liebt vor allem die Petit Beurli und sonstigen Leckereien aus Janas Vorräten. Mit Speck in der Rattenfalle hat sie bisher nichts anfangen können. Aber während der Fahrt ist es schwierig, eine Maus in einer Falle zu fangen. Zu unruhig ist es in den Vorratskästen, weil darin immer wieder irgend etwas Essbares gesucht wird, während der Wachen – nicht nur von der Maus...

Massawa, 17. Mai.

Ich bin allein auf der WAHOO. Die anderen sind nach Asmara gefahren. Ich habe mich heute Nacht entschlossen, nicht mit zu gehen. Ich brauche ein bisschen Ruhe und die ist nicht vorhanden, wenn Jana an Bord ist... mein momentaner Eindruck, den ich gleich relativieren will. Jana ist laut, spricht viel und hat Mühe mit ihrer Rolle als Verantwortliche für das Innere. Sie sieht sich immer mehr in der Rolle der Putzfrau und es ist wahr, sie ist es, die das Schiff sauber hält. So sauber, wie es unter den Segel- und Hitze-Umständen eben möglich ist.

Aber ich will dort beginnen, wo ich vorher aufgehört habe, beim Segeln nach Massawa.

Wir haben knapp fünfeinhalb Tage gebraucht, für die siebenhundert Seemeilen. Nachdem sich der Nordwest-Wind durchgesetzt hatte, lief eigentlich alles in geordneten Bahnen ab. Meist hatten wir den Wind direkt von hinten. Wir können aber nur „vor dem Wind“ segeln, wenn er mindestens 10° von einer Seite kommt. Also mussten auch wir vor dem Wind kreuzen, einmal mit Wind von dieser, dann wieder von der anderen Seite. Und das mit den 10° geht auch nur, wenn wir „Schmetterling“ Segeln, das Grossegel weit auf die Luv-Seite (Windseite) hinaus lassen, den Besan noch weiter auf die Lee-Seite (dem Wind abgewandte Seite).

Natürlich kann man nicht tagelang 10° vom Kurs weg segeln. Von Zeit zu Zeit muss man halsen (den Wind von der anderen Seite einfallen lassen). Und es ist kein Kinderspiel, das Boot bei 25 Knoten Wind (knapp 50 km/h) zu halsen, vor allem nicht, wenn es in der Nacht sein muss. Es ist Knochenarbeit und braucht Nerven.

Dazu, zwei Tage mit Kopfweg und Durchfall, schlechter Schlaf im rollenden Schiff, Essen nur noch als Nahrungsaufnahme – da ist dann Segeln wie Dienst in der Armee: da musst Du einfach durch!

Die Crew war also ziemlich müde, als wir hier einliefen und ich nicht minder. Da gibt rasch ein Wort das andere und die Schläfenadern schwellen.

Gestern Abend ist das dann passiert – zwischen Jana und mir. Und sie ist weg gelaufen und zu Bett gegangen. Bedenklicher habe ich gefunden, dass sie dabei gesagt hat, sie könne ja auch gehen...

Denkt sie bereits daran aufzugeben? Oder ist es nur ein schnelles Wort in der Wut gewesen? Und was passiert, wenn sie es in die Tat umsetzt? Was wird dann Tobias tun, was Mathieu?

Ist das nun die erste Krise, wie sie immer mal vorkommt? Oder ist es mehr? Das alles ist mir durch den Kopf gegangen, vorne im Bug sitzend. Später hat sich Tobias neben mich gesetzt. Ich habe ihn gefragt, was er tun würde, falls Jana wirklich weg ginge. Die Antwort war für mich nicht ganz klar, tendenziell aber, das heisse noch lange nicht, dass auch er gehen würde...

Klar, durch ihre riesige Reisesseite im Netz, den genauen Zielvorgaben, ihren vielen Reismail-Kontakten zu den vielen Bekannten und Verwandten und so weiter, sind sie ziemlich gebunden. Umkehren wäre ein nicht zu unterschätzender Gesichtsverlust. Und natürlich möchte auch ich ihnen den ersparen. Vor allem Tobias. Im Moment nervt mich Jana und ich meine, ihr würde so ein Misserfolg sogar gut tun. Im Moment meine ich das! Das wird sich wieder ändern, hoffe ich.

Ich muss mich aber schon einigen Fragen stellen. Allen voran: Ist es sinnvoll, weiter südwärts zu segeln, in dieser Konstellation?

Sie sind nicht zufrieden mit mir, ich nur teilweise mit ihnen. Von mir erwartet Tobias, ihm mehr Verantwortung und Kompetenz zu übergeben, vor allem im Seglerischen.

Ich sehe aber nicht, dass er das schon voll beherrscht. Ich selber mache ja noch genug Fehler – um ein Haar hätte mich bei einer zu schnellen Halse, der Baum hinten auf dem Balkon erwischt, von der Schot habe ich nun eine schöne „Schnattere“ am rechten Schienbein.

Tobias hat sich schon das „runter lassen“ der Segel geschnappt, beherrscht es aber noch nicht ganz. Und jetzt, vor dem Hafen von Massawa, hat er Mathieu instruiert, wie die Segel runter zu lassen seien und ihn das auch gleich machen lassen. Natürlich hat das gedauert, während die Segel im Winde knatterten. Wie ich das hasse, wenn sie im Winde hin und her schlagen! Das verbraucht sie wie 5 Tage segeln.

Am Ende des Manövers habe ich dann zu Tobias gesagt, solche Änderungen wolle ich selber bestimmen. Da gab es blitzende Augen.

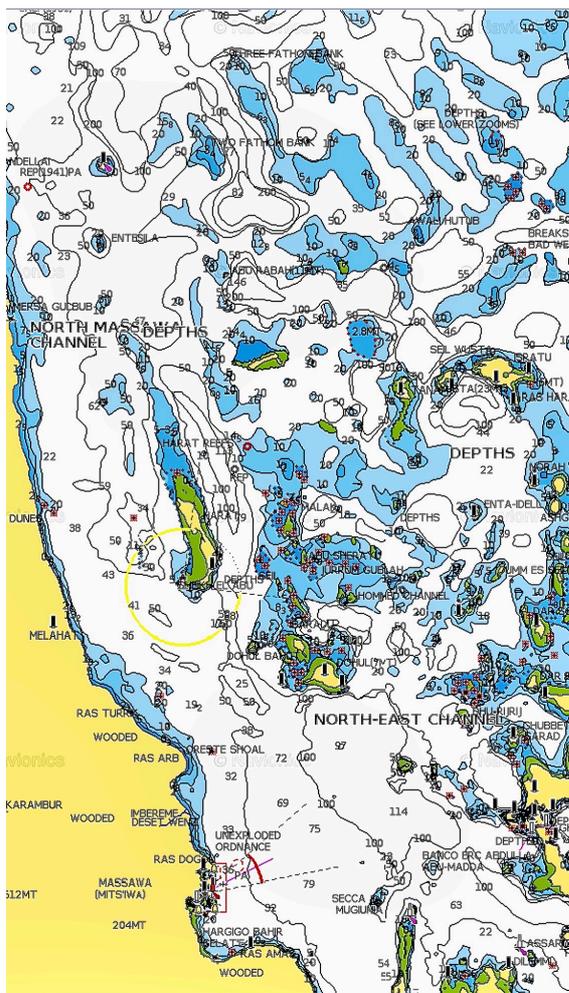
In dieser Stimmung sind wir hier eingelaufen; in einen Hafen, der nichts zu bieten hat als einen gut geschützten Ankerplatz. An Land gehen: sehr schwierig – kein Steg oder Platz für Dinghy's vorgesehen, die Hafenumauern übersät mit Rasierklingen-scharfen Muscheln, wunderbar für Hände und Dinghy-Schläuche...

Aber nochmals zurück zum Segeln. Vorgestern Nacht haben wir den Eingang zum Nord-Kanal erreicht. Er führt durch viele Untiefen und vorgelagerte Inselchen über fast 100 Seemeilen zum Hafen. Es musste also ziemlich genau Kurs gehalten werden – ich habe alle 2..3 Stunden kontrolliert. Jedes Mal stimmte er genau. Es ist Verlass auf diese Crew! Das ist ein wichtiger Punkt. Bei der kleinsten Unsicherheit werde ich geweckt – meist auch zu Segelwechseln. Dafür habe ich immer die letzte, die Morgenwache, ab 4 oder sogar 5 Uhr. Das ist lieb und schön von der Crew.

Gestern Morgen nun, im Morgenrauen – wie viel schöner wäre: "wenn der hellrosa Fächer der Sonne, die langsam dem Horizont entgegen steigt, den östlichen Himmel zu streicheln beginnt..." also knapp bevor die Sonne als weisse Scheibe den dunstigen Horizont durchbrach, begann ich den grossen, roten Plastiktintenfisch hinter uns her zu ziehen. Nach kurzer Zeit zog die Schnur kurz an und dann nichts mehr. Der Köder war in der Mitte durch gebissen – kein Fisch am Haken. Ich setzte den zweiten, kleineren Köder. Nach kurzer Zeit wieder ein Riss und dann zog ich langsam einen sich wehrenden Fisch heran, einen Bonito (kleiner Thunfisch). Da wir einem Hafen zu strebten, wo es immer Abnehmer für frischen Fisch gibt, fischten wir weiter und fingen noch zwei Wahoo ähnliche Fische. Gebraten schmecken sie ähnlich gut wie echte Wahoo's.

Wir sind also mit drei rechten Brummern eingelaufen. Und keine einzige Jacht hier! So haben wir alles, was wir nicht selber essen konnten, Winnie geschenkt.

Mathieu und ich gingen am ersten Abend noch „kurz“ in die Stadt um Brot für das



Morgenessen zu besorgen. Weil wir ein Visum hatten, liess uns der Hafengewächter, nach einigem Hin und Her, passieren. In den engen Gassen der Altstadt war es schon dunkel. Überall sassen braune Gestalten vor kleinen, glühenden Kohlefeuerchen und durch die halb geschlossenen Türen sahen wir, die kleinen Läden waren noch geöffnet. Auf dem ersten, etwas grösseren Platz sprach uns eine Frau an, Winnie, Geschäftsfrau mit kleinem Laden.

„Brot sucht ihr? Das wird schwierig sein, jetzt am Abend. Ich schick' einen Jungen zur Bäckerei. Setzt Euch hier hin. Seid ihr zum ersten Mal hier? Heute Abend angekommen? Willkommen, willkommen in Eritrea! Ein Bier? Klar, zwei kosten 3 \$. OK? Und nachher Kaffee“

So tranken Mathieu und ich unser erstes, ziemlich teures, Bier in Eritrea und nachher wurden wir von Winnie mit der traditionellen Kaffee-Zeremonie willkommen geheissen. Am nächsten Morgen hat sie dann die Zeremonie gleich nochmals für uns alle zelebriert.



Zuerst wird der Kaffee über den glühenden Kohlen geröstet – das dauert – dann im Mörser zerstampft – das dauert – dann in eine kleine Tonflasche mit engem Hals geleert, zusammen mit dem nötigen Wasser. Das Tongefäss kommt auf die Glut und immer, wenn das Wasser – nun der Kaffee – oben heraus strodelt,

wird er in ein Pfännchen und dann wieder zurück in den Tonkrug geschüttet. Das wiederholt sich immer wieder und es dauert...

Am Schluss - um dem Kaffee als Krönung den richtigen Bon-Gout zu geben - kommt ein wenig zerstampfter Ingwer hinein.

Nun wird eine Schale mit glühenden Kohlestückchen gefüllt und ein wenig Harz des Myrren-Baumes darüber geschüttet. Der Raum duftet jetzt wie eine katholische Kirche. Damit es nicht zu heilig wird, werden noch zwei Funken sprühende Stäbchen – wie bei uns am Weihnachtsbaum – angezündet und der Kaffee mit viel Zucker in kleinen Tässchen ausgeschenkt.

Eritreische Willkommens-Zeremonie!

Ich finde den Kaffee hervorragend - und auch den anderen schmeckt er. Der Ingwer verleiht ihm eine gewisse Schärfe als Kontrast zur Süsse des Zuckers und der leichten Bitterkeit des Kaffees selber.

Brot haben wir keines zurück gebracht, nach dem vierstündigen Landgang...

Am nächsten Morgen – aber viele zu spät, es war schon brütend heiss - fuhren wir alle an Land und fanden einen etwas besseren Platz für das Dinghy – aber das Aussteigen war dafür schwieriger. Dann der Papierkrieg auf den verschiedenen Ämtern - ermüdend. Wir streiften den ganzen Tag durch Massawa und kehrten erst nach dem Dunkelwerden auf die WAHOO zurück. Das ist wohl ein Fehler gewesen. Alle waren müde, durstig, gestresst. Und nun noch kochen, sonst müssen wir zwei Kilo Fisch wegwerfen. Ich habe die Filets dann gehäutet, geschnitten und gebraten und Tobias hat dazu einen Salat gemacht. Der „Wahoo“ und der Salat waren gut, von den Bonito-Stückchen gingen die meisten über Bord. Und anschliessend die Diskussion. Und anschliessend der Krach zwischen Jana und mir. Und anschliessend mein Entschluss, nicht mit nach Asmara zu gehen. Und meine Überlegungen über die weitere Reise.

Über unseren Aufenthalt in Massawa ist nicht viel zu berichten. Das Altstädtchen hat sich nicht gross verändert, seit ich vor vierunddreissig Jahren hier gewesen bin. Das Hotel Torino steht noch – allerdings noch etwas stärker heruntergekommen. Der Hafen ist jetzt durch eine hohe Mauer von den Arkaden längs der Hafenstrasse getrennt.

Damals hatten Dieter und ich von einer Bar aus zugeschaut, wie Haile Selassie zu seinem einzigen Kriegsschiff gefahren wurde. Alle Leute standen auf und grüssten ihn ehrerbietig. Nur wir, die beiden Demokraten, die beiden Schweizer, blieben sitzen. Dann stieg der Kaiser langsam das lange Seefallreep (Treppe) hinauf, ein kleines, zerbrechliches Männchen mit seinem kleinen Hündchen im Arm.

Hätte ich damals schon gewusst, wie schäbig sich unser Land im zweiten Weltkrieg gegen Haile Selassie benommen hat, ich wäre auch aufgestanden und hätte ihn gegrüsst.

Als er damals vor den faschistischen Italienern flüchten musste, die sein Land überfallen hatten, bat er bei uns um Asyl. Vergebens. Die Schweiz hatte Angst vor Mussolini...

## Haile Selassier

ist der letzte Kaiser Äthiopiens gewesen. Sein Geschlecht war eine der ältesten Dynastien der Welt.

Der Legende nach war der erste König des Landes, Menelik I. ein Sohn Salomons und der Königin von Saba. In der Bibel, im 1. Buch der Könige heisst es, in der Übersetzung von Martin Buber:

Wie die Königin von Saba  
die Sage von Schlomo sagen hörte  
zusammen mit SEINEM Namen,  
kam sie, ihn mit Rätseln zu prüfen.  
Sie kam nach Jerusalem  
mit sehr mächtigem Tross,  
Kamele, tragend Balsam,  
Goldes sehr viel und Edelgestein,  
kam zu Schlomo und redete zu ihm,  
allwas sie auf dem Herzen hatte.

Über einen Sohn schweigt sich die Bibel aus. Um so mehr steht darüber im Kebra Negast, dem berühmten altäthiopischen Heldenlied.



Allerdings wurde es von Dichtern geschrieben, die im Dienste der salomonischen Dynastie standen.

Danach fuhr die Königin von Saba zu Salomon, um von seiner Weisheit zu lernen und um handfeste Handelsbeziehungen anzuknüpfen.

Da sie eine schöne Frau war und Salomon ein Sohn Davids, erwachte in ihm die Leidenschaft und er begehrte sie.

Die Königin aber war gekommen um zu handeln, nicht um zu lieben:

"Ich nehme nur, was Du mir gibst - Du aber nimmst nur, was ich Dir gebe!"

Salomon war einverstanden. Ein weiser Mann!

Am Abend hiess er Speisen auftragen zu Ehren der Königin, scharf und gut gewürzt. Nur an Trunksame mangelte es. Und die Gäste verliessen das Mahl nach ausgiebigen Freuden satt, aber durstig.

Wie zufällig stand im Vorraum der Gemächer der Königin ein irdener Krug mit Wasser. Und da sie in jener Nacht, von Durst geplagt, nicht schlafen konnte, ging sie hinaus, nahm den Krug und trank daraus. Da trat Salomon hervor und verlangte, da sie etwas genommen, das er ihr nicht gegeben, sein Recht.

Das Resultat ist der Grund, warum sich der Kaiser von Äthiopien "Löwe von Juda" nannte. Wie viel oder wie wenig Wahrheit die Legende auch enthalten mag, sie hat doch stark dazu beigetragen, den Fortbestand und die Einheit Äthiopiens über zwei Jahrtausende bewegter Geschichte hinweg zu bewahren.

Die Leute hier, mit denen ich darüber gesprochen habe, halten Haile Selassie in guter Erinnerung. Viele sagen sogar, unter ihm sei es ihnen besser gegangen. Das mag schon sein. Heute kostet Benzin doppelt so viel wie in der Schweiz, eine Cola dreimal so viel – zu Tobias' grossem Kummer! Brot mussten wir in den Restaurants „erbetteln“ – für Private gibt es keines. Und eine Bewilligung um im Dalagh-Archipel zu ankern hätte uns fast Tausend US\$ gekostet.

Andererseits haben wir ein Fisch-Restaurant gefunden – gegenüber der grossen Moschee – in dem wir zweimal Shrimps an einer Tomatensauce mit Trockenreis gegessen haben – ein einmaliger Genuss! Kosten: knapp sieben Dollar. Beim zweiten Mal haben wir dann unseren eigenen kühlen Weisswein aus Kreta mitgebracht. Da ist die Welt wieder in Ordnung gewesen. Nur Jana hat gefehlt, sie war zu müde um mitzukommen.

Eine kleine Episode aus meinem ersten Besuch von Massawa. Das äthiopische Kriegsschiff war nicht das einzige im Hafen. Es hatte Besuch von einem

Amerikanischen und einem Australischen. Und die Jungs dieser beiden Schiffe schwärmten durch die Hafensstadt, tranken und tobten sich mit den jungen Frauen aus. Die einen. Andere sahen wir in der Bar des Hotels Torino



liegen und betrunken und unglücklich nach Mama schluchzen.

Nach zwei Tagen war der Spuck vorüber, die Schiffe ausgelaufen und jeder der Jungs bekam seine Penizillin-Spritze. Wenigstens hat uns das einer der Schiffsärzte gesagt, jeder werde gespritzt, auch wenn einer noch so beteuere, er sei nicht bei den Mädchen gewesen.

Ich habe noch nie eine Stadt erlebt, die so erotisiert gewesen ist, wie Massawa damals. Camus hat einmal so etwas beschrieben, in einem seiner Bücher und ich habe beim Lesen gedacht, na ja!...

Die Luft schien zu vibrieren vor Erotik. Und Dieter und ich sind denn auch, in einer kleinen, engen Gasse, von ein paar Mädchen buchstäblich überfallen worden. Lachend packten sie uns, je zwei an jedem Arm und wollten uns abschleppen. Die Vorstellung einer Penizillin-Spritze darnach hat uns daran gehindert, uns ihnen zu ergeben.

In Massawa haben wir langsam ein Problem mit der Batteriekapazität bekommen. Der Kühlschrank vor allem – kein Wunder in dieser Hitze!... zusammen mit der übrigen Elektronik, hat die Elektro-Bilanz negativ werden lassen, das heisst, wir haben mehr Strom verbraucht als durch die Solarmodule herein kam. Gestern haben wir deshalb den Windgenerator montiert und obwohl wir nur zwischen 8 und 10 Knoten Wind haben, sind die Batterien nun wieder im grünen Bereich. Wir können auch die Computer wieder benutzen, wie ich jetzt gerade.

Wir liegen in einem „Riff-Hafen“ vor der Insel Shumma. Das Riff umschliesst die Insel wie der Vorderteil einer Beisszange, die leicht geöffnet ist. Bei der Öffnung kannst Du einlaufen, sie ist ungefähr 1/3 Seemeilen breit. Da die beiden Riff-Zangen oder –Arme aber etwa 1,5 m unter Wasser liegen, sieht es aus, wie wenn wir im offenen Meer ankerten, mit dem Rücken zur Insel. Trotzdem sind wir rund herum recht gut geschützt.

Vom Schiff aus kann ich die Riffe gut sehen. Ein schmaler, grüner Wasserstreifen im Norden, dann das Dunkelblau der Einfahrt und dann beginnt das südliche Riff mit Grün das langsam in Azur übergeht, dort wo die Sandbank weit hinaus reicht und bei Niedrigwasser als schneeweisse, spitze Zunge gut sichtbar wird. Wir ankern etwa zweihundert Meter davor.

In der Lagune ist das Wasser nicht glasklar, leicht milchig. Es wachsen schöne Korallen auf jedem Stückchen Fels, das durch den Sand hervor bricht und der Fischreichtum ist erstaunlich.

Aber mit Blanquilla ist es nicht zu vergleichen. Oder gar mit den Marquesas. Damals, vor siebenundzwanzig Jahren, habe ich das so beschrieben:

*Andreas sitzt im Beiboot und steuert es mit dem kleinen Aussenborder immer hart der Brandung entlang. Die Dünung ist nicht hoch, sie ist lang - keine Gefahr für ihn. Langsam und gleichmässig hebt und senkt sie sich. Nur sein Blickwinkel ändert sich, wenn sie ihn anhebt. Kein Schaukeln, nur langsam auf und ab. Und dicht vor ihm das Branden auf den Felsen unter dem Wasser, der weisse, funkelnde Schaum, die ständige Bewegung unter und über der Oberfläche.*

*Er hält sich am äussersten Rand des weiss schäumenden Wassers, nie weiter als zwanzig Meter von den senkrechten Felswänden entfernt. Die kleine Felsbucht - eher eine Felsnische - knapp vor dem Kap, das die Bucht nach Nordwesten begrenzt, ist gefüllt mit dem Brausen der Brandung.*

*Er schwimmt darin. Nichts anderes ist zu hören, nichts anderes zu fühlen. Die Luft vibriert, das Boot vibriert, er selber, seine weissen Haare, seine Bartstoppeln, alles vibriert. Die grosse Gewalt des weiten Meeres, hier ist sie konzentriert, in dieser Felsnische, verdichtet zur alles übertönenden Urgewalt. Aber im warmen Sonnenschein, in der Geborgenheit der weichen Luft hat die Gewalt nichts Schreckliches.*

*Langsam lasse ich den Atem ausströmen. Sehen kann ich nichts mehr. Das Wasser um mich herum ist weiss, schäumt - Milliarden von Luftbläschen. Rasch durchstosse ich die brodelnde Schicht, presse die letzte Atemluft durch den Schnorchel. Sonnenlicht! Vorsichtig ziehe ich Luft ein. Luft kommt. Kein Wasser mehr im Rohr. Ich atme, drehe mich um die eigene Achse. Drüben, am anderen Ende des felsigen Büchtlein's, nur ein paar Meter entfernt, liegt Andreas mit dem Schlauchboot. Alles klar. Und bis jetzt keinen Hai gesehen.*

*Hier oben ist der Sog der Dünung stärker. In regelmässigem Rhythmus treibt er mich gegen die Felsen und zieht mich gleich darauf wieder weg von ihnen. Ein wohliges Wechselspiel, wenn man den Untergrund kennt - atmen, entspannen, treiben lassen. Wie Treibholz.*

*Mein Atem geht wieder ruhig. Vier mal hole ich tief Luft, halte sie jedes mal einen Moment in der Lunge zurück. Dann atme ich kurz ein und tauche ab. Verschwunden, Spurlos.*

*Wahrscheinlich hat der Motor abgestellt, zu hören ist sowieso nichts. Hart dreht Andreas am Gasgriff. Das Boot schießt in die Brandung hinein. Also läuft er... aber in die falsche Richtung! Weisses Schaum rundum. Weiss der Teufel, was darunter ist, Felsen, Riffe, Korallen. Nur wieder hinaus ins ruhige Wasser! Er dreht ab. Und kommt dadurch nur noch weiter hinein - im ersten Moment. Wie auf Eiern sitzt er, meint jeden Augenblick das Knirschen unter dem Hintern zu fühlen. Aber er hat Glück und kommt ohne Grundberührung hinaus.*

Wieder kontrolliert er den Brandungstreifen. Dies mal muss er ihn sehen, wenn er nach oben kommt! Eine ganze Weile schon hat er ihn nicht mehr ausgemacht. Andererseits - er war lange durch diesem verdammten Motor abgelenkt. Kein Wunder also. Aber von hier aus hat er nun einen guten Überblick.

Jetzt wäre es eigentlich Zeit. Manchmal bleibt er auch länger. Einen dunklen Kopf in all dem Weiss... da kann man nicht vorbei sehen. Noch immer nichts. Ob es da unten Strömungen gibt? Da... da vorne. Nein, ein Stück Fels. Zum Kuckuck! wie lange er es diesmal aushält. Wenn er nun... nein, aber andert-halb Minuten?...

Keine Panik! Ich hab' ihn nicht gesehen, letztes Mal. Das ist alles. Nur gut aufpassen jetzt. Da - nein, wieder der Felskopf. Komm, komm doch endlich!...

Blau ist das Licht da unten. Das Wasser filtert das Rot heraus. Die lange Dü-nung, von den Felsen zurück geworfen, verwirbelt ihre Kraft in der Brandung. Weisse Bläschen-Kaskaden schießen aus der milchigen Gischt herab wie umgekehrte Fontänen. Die Strömung spielt mit dem Körper, zieht ihn, stösst ihn zurück, bewegt ihn mit zarter Gewalt. Unbestimmt, ohne erkennbare Richtung. Sie tändelt.

Schwerelos gleite ich der Felsspalte entlang in die Tiefe. Der Druck in mei-nem Kopfe steigt. Durch die Maske drücke ich meine Nase zusammen, presse Luft hinein, Druckausgleich. Leicht und frei schwebe ich. Immer tiefer. Der Bleigurt beginnt den Auftrieb meines Körpers zu überwiegen, zieht mich nach unten. Tief genug!

Aber dort, nicht mehr viel weiter, die Felsplatte. Darunter, das sind doch An-tennen, Langusten-Antennen!

Mit ein paar kräftigen Flossenschlägen bin ich unten. Enttäuschung. Wieder nichts.

Rasch steige ich auf, lasse Luft aus meinen Lungen entweichen. Langsam drehe ich mich um meine Achse. Alles klar über mir. Ich halte schräg von den Felsen ab, oben ist der Sog stärker.

Endlos scheint der Weg. Die Lungen sind fast leer. Ich spüre plötzlich die Müdigkeit. Wie oft bin ich getaucht. Ergebnislos. Das Wasser scheint hier zu bewegt für Langusten. Hoffentlich auch für Haie. Keine Luft mehr in den Lungen. Ich habe sie doch zu schnell ausströmen lassen. Jetzt nur noch rauf und ins Dinghy.

Endlich! Bis zur Hüfte schieße ich aus dem Wasser. Ich reisse den Schnor-chel aus dem Mund. Atmen! Die Sonne. Luft.

Das war schlechte Tauchmanier. Zu tief, zu lange, zu oft. Zum Glück ist An-dreas mit dem Dinghy...

*Andreas hatte es nicht mehr ausgehalten. Er wollte nicht einfach warten - nichts tun. Er hat das Dinghy herumgerissen und ist so schnell es lief zurück zum Schiff gefahren um die anderen zu alarmieren. Sie kamen und stiessen mitten in der Bucht auf einen sehr müden Taucher. Am liebsten hätte ich den Bleigurt abgeworfen, er zog mich nach unten.*

*Seither gilt bei uns die Regel: nach jedem Auftauchen - Kontakt mit dem Mann im Dinghy!*

Aber zurück zum roten Meer:

24. Mai. Ein Tag wie jeder. Warm bis heiss, aber ein kühlender Wind weht aus Norden. Die Drei sind wieder zum Riff hinaus tauchen gegangen, Mathieu schnorcheln.

Das ist jedes Mal ein „G'schtelash“ bis sie gehen können, der vordere Teil des Dingis ist platsch voll mit Tauchzeug. Unterwasserkamera, Unterwasser-Movikamera, Tauchschuhe, Flaschen, Tauchkomputer, Atemautomaten und Tarierwesten, die aussehen wie Maultiersättel.



Zum Glück kann ich tauchen ohne all das an meinem Körper mit zu tragen. Dazu kommt noch das Füllen der Flaschen, jedes Mal viel Lärm für warme Luft... Ich bin böse, ich weiss, aber manchmal nervt mich dieses Getue um das bisschen Tauchen und der Kompressor nervt mich ebenfalls, wenn er in einer „einsamen, stillen Buch“, die sie so lieben, lärmt und stinkt. Tobias sagt dazu „und wie sind wir in diese Bucht hinein gefahren?“ Mit dem Motor. Recht hat er – aber ganz das gleiche ist es doch nicht.

Ich bin froh, dass es ihnen hier gefällt. Es hebt die Stimmung, es ist das, wovon Jana und Tobias immer geträumt haben. Zum Glück sind sie noch nicht so verwöhnt wie ich von Venezuela und der Südsee her. Jedenfalls sind sie begeistert. Glasklares Wasser und Fische zum Abwinken (Tobias).

Aber auch sonst ist das Leben schön. Das Wetter ist schön, der Wind weht, das Wasser ist warm, das Trinkwasser kühl und wir haben alles an Bord, was wir brauchen – und noch viel viel mehr.

Wahrscheinlich könnte ich all das etwas besser geniessen, wenn ich auch hinaus könnte um zu tauchen. Aber die Wunde am Bein ist noch nicht verheilt und auch an den Fingern habe ich welche, ein weg fliegender Block hat mir zwei Hämatome geschlagen und einen Dreifinger in den kleinen, rechten Finger gerissen. Erstaunlicherweise schmerzt er, obwohl ich darin ja noch

immer kein richtiges Gefühl habe. Aber so kann ich nicht tauchen gehen, muss an Bord bleiben und mich mit aus dem Wasser gestrecktem Bein darin „tummeln“.

Gestern bin nun aber auch ich einmal mitgegangen. Ein schönes Tauchrevier, nicht tief, schöne Korallen, dazwischen Sand, viele Fische. Leider nimmt der feine Sand dem Wasser die Klarheit. Die Sicht ist darum nicht so gut wie auf reinem Korallengrund. Meinen Gefährten aber gefällt es. Sie sind glücklich und zufrieden hier.



„Müssen wir schon weiter?... Jetzt, wo alles so schön ist?..."

„Endlich ist das Leben so, wie ich es mir vorgestellt habe. Tauchen, plägen, Sonne und Wasser genießen..."

„Und jetzt kommst du und sagst, wir können nicht länger bleiben, wir müssen weiter..."

„Es ist so. Wir haben einen Fahrplan! Er hängt im Moment vom Monsun ab. Bis Mitte Juni müssen wir den Golf von Aden verlassen und die Insel Sukutra umschiffen haben.“

„Warum denn das?“

„Weil der Südost Monsun nachher zu stark ist um Sukutra im Osten zu passieren - das steht doch auch in Deinen Unterlagen..."

„Und warum nicht im Westen der Insel, durch den Kanal?..."

„Spassvogel, das weißt Du so gut wie ich..."

„Die Piraten?“

„Wir wären zu nahe bei Somalia, ja!“

„Also aussen herum?“

„Auf jeden Fall! Weit östlich, mindestens achtzig bis hundert Seemeilen östlich davon... Aber im Juli und August ist das nicht mehr möglich! Und im nordwestlichen Indis nach Süden zu segeln, ebenfalls nicht!“

„Da würden wir also zwei Monate verlieren, wenn wir dort zu spät ankämen?“

„Genau, wenn wir dort zu spät sind, verlieren wir zwei Monate, erst im September wird der Monsun wieder schwächer.“

„Macht das etwa aus?...“

„Die zwei Monate, meinst Du?... die werden uns später fehlen.“

„Wo, in Mosambik?“

„Ja, oder in Madagaskar oder auch in Südafrika.“

„Wieso in Südafrika?...“

„Weil wir auch beim Kap der guten Hoffnung einen... einen Endtermin haben...“

„Einen Endtermin?...“

„Ja, das Kap müssen wir spätestens Ende Februar umschiffen haben, besser wäre im Januar. Nachher wird das Wetter dort gefährlich...“

26. Mai. Unter Segel, gesetzt sind Grosssegel, Besan und Fock. Wir laufen etwa 70° an einem 12-14 Knoten Wind und machen knapp sechseinhalb Knoten Fahrt.

Schönstes Segeln!

Gestern morgen sind wir aufgebrochen, obwohl kein Wind wehte. Motor. Nach etwa dreissig Seemeilen – sechs Stunden – habe ich den Vorschlag gemacht, die Nacht hinter zwei kleinen Inseln und ihrem Riff zu verbringen – anstatt immer weiter zu motoren. Davor lag noch eine untiefe Sandbarre. In der noch hoch stehenden Sonne konnte ich aber den Durchgang gut ausmachen. Wir ankerten gut geschützt und ich liess den Motor noch ein Weilchen weiter laufen um ihn abzukühlen. Aber anstatt abzukühlen, wurde er immer heisser. Also habe ich ihn abgestellt – da hat er gesotten.

Das Umgebungswasser war gut 30° warm und wenn das Schiff steht, wird es noch wärmer und kühlt den inneren, geschlossenen Kühlkreislauf nicht mehr. Nur so kann ich mir das vorstellen.

Heute morgen ist er dann mit Schwierigkeiten angesprungen und wir sind langsam ausgelaufen.

Draussen habe ich ihn wie immer abgestellt. Kein Problem. Unter Besan und Blooper sind wir dann ganz langsam los gesegelt und haben gegen Mittag, als der Wind endlich zunahm, die jetzige Besegelung gehisst.



Tobias konnte es sich nicht verkneifen, einen unserer alten, ziemlich lädierten Plastik-Pulpos als Köder raus zu hängen und nach kurzer Zeit hat eine schöne Makrele angebissen. Die grossen Makrelen sehen hier ein bisschen anders aus als die Goldmakrelen im Mittelmeer oder Atlantik, sind aber genau so gut. Und es wimmelt hier davon, ebenso von Barrakudas – gestern haben wir einen ver-speist. Auch Bonitos haben wir schon gefangen.

Die sind aber bereits nicht mehr so beliebt – wir haben einmal Makrelenfilets und Bonitofilets zusammen gegessen. Nun kennt auch die Crew den Unterschied...

29. Mai, Seit heute morgen 5 Uhr laufen wir unter Motor. Grässlich. Meine Laune ist verdorben. Wir sind ein Motorboot mit 2 Masten! Ich hasse das. Ich hatte gedacht, Wind würde kommen. Nichts. Fast spiegelglatte See, knapp vor dem Bab el Mandeb, dem Tor der Tränen.

Na ja, Tränen kommen mir deswegen nicht gerade.

Dafür sind die anderen in Hochstimmung. Tobias hat den Wassermacher zum ersten Mal laufen lassen. Er ist zwar noch nicht richtig eingebaut, aber er funktioniert! 60 Liter Süßwasser pro Stunde.

Dabei braucht er 40 Ampère Strom.

Warum bin nicht auch ich so enthusiastisch? Jetzt brauche ich doch nicht mehr in jedem Hafen dem Wasser nachzurennen. Jetzt muss ich auch nicht mehr auf sparsamen Wasserverbrauch drängen und mich damit unbeliebt machen. Warum freue ich mich nicht mit ihnen?

Weil wir jetzt tendenziell mehr motoren werden – wir können dann gleich auch Wasser machen... Weil wir um 60 l Wasser herzustellen, 3/4 l Diesel mehr verbrauchen – und auch dieser Diesel ist endlich, nicht nur jener, den die viel geschmähten 4x4 verbrauchen.

Natürlich haben wir unsere "Windmühle". Die bräuchte aber sehr viel Wind, um so viel Strom zu liefern. Ich sehe eine Menge Diskussionen voraus, in denen ich der böse Sparsamkeitsapostel bin. Das liebe ich nicht gerade...

Sonst ist eigentlich alles „wunderbar“ – wie Mathieu mit seinem französischen Akzent zu sagen pflegt. Die Stimmung an Bord könnte nicht besser sein. Morgen werden wir sehr wahrscheinlich in Aden ankommen.



Die grösste Frage, die sich uns momentan stellt, ist: "Fischen und heute Abend Fisch essen oder nicht." Weltbewegend auf unserer kleinen und doch so vernetzten Welt. Wenn nur Wind käme... und nicht auf die Nase, wenn ich bitten darf!

Der Wind ist gekommen, Südwind, direkt auf die Nase. Aufkreuzen. Dabei verdoppelt sich die zu segelnde Distanz. Aber nur unter normalen Bedingungen. Südwind verstärkt hier die Strömung, die nach Norden setzt. Je stärker der Wind um so stärker die Strömung. Am Nachmittag hatten wir 25 Knoten Wind und die Strömung warf uns um fast die Hälfte dessen was wir nach Süden gut gemacht hatten, wieder zurück.

Darum ankerten wir während der Nacht hinter einer Insel, die praktisch auf der Grenze zwischen Dschibuti und Eritrea liegt. Kaum hatten wir den Anker geworfen, sahen wir ein Boot auf uns zuhalten. Drei schwarze Männer in verwaschenen T-Shirts und kurzen Hosen musterten uns aus kurzer Distanz. Dann kamen sie näher, standen auf im Boot. Zwei hielten Kalaschnikow's. Ich nahm den Funk in die Hand. Da rief jener am Motor, sie seien von der Küstenwache, sie seien für unsere Sicherheit verantwortlich. Nur Feinde würden sie erschiessen. Er wolle unsere Papiere sehen – wahrscheinlich um heraus zu finden, ob wir zu erschiessende Feinde oder Freunde seien... Offenbar waren wir Freunde und sie fuhren wieder weg.

Am nächsten Tag, Segeln wie am Abend zuvor – nur mit dem Unterschied, dass es an diesem Abend keine Insel mehr geben würde, hinter der wir hätten ankern können. Also die Nacht durch segeln, hart am Wind ohne Fortschritt. Du bist nach zwei Stunden fast gleich weit wie zuvor. Darum beschloss die Crew, Segel runter und Motor an.

Wir machten am Anfang gerade mal 0,8 Knoten Fahrt über Grund, gegen Wind, Wellen und Strömung.

Gegen Morgen wurde es besser und auf meiner Wache setzten wir wieder Segel und kreuzten weiter auf. Gegen den Wind und gegen die Strömung und mit grösser werdenden Fortschritten.

Die Stimmung an Bord sinkt jeweils, wenn es hart wird. Das ist natürlich. Jana hatte bei Bab el Mandeb grosse Mühe zu akzeptieren, dass wir kaum

mehr Fortschritte machten. Tobias hat dann vorgeschlagen - sicher auch ihr zu Liebe - Segel runter, Motor an. Ich hätte gerne versucht weiter zu segeln. Vielleicht wäre es möglich gewesen, das Tor der Tränen an seiner Ostseite segelnd zu bezwingen. Mathieu sagte, er könne noch tagelang so weiter segeln, stimmte dann aber doch den beiden anderen zu. Ich war überstimmt und gab nach.

Die Stimmung blieb trotzdem gespannt. Als ich schlafen ging, hörte ich sie in Cockpit reden. Ich weiss nicht, was sie verhandelten, glaube aber, Mathieu wird nur bis zu den Seychellen mit segeln. Ich weiss nun nicht ob ich sie auf jene Diskussion ansprechen soll. Ich war nicht gerade erfreut darüber, davon ausgeschlossen zu werden.

Jetzt ist alles wieder friedlich. Ich denke, das ist das normale Auf und Ab bei einer solchen Reise. Nur darf das Ab nicht zu stark werden. Und vor uns liegen mehr als Tausend Seemeilen am Wind...

Am 1. Juni 2007 um 1330 Uhr haben wir Aden erreicht und im Hafen Anker geworfen. Wir werden mindestens eine Woche bleiben und auch noch Sana, die alte Hauptstadt von Nordjemen besuchen.

Aden ist eine Stadt mit einer Million Einwohnern, verteilt auf sieben Stadtteile, die durch riesige Geröll- und Lavadämme von einander getrennt sind. Der älteste Stadtteil liegt sogar in einem Krater und heisst dementsprechend „Kreter“. Um sich hier auszukennen und zu wissen, wo man das und jenes Ersatzteil bekommt, braucht es Jahre.

Als ich kurz nach dem Ankern das erste Mal an Land ging, begrüßte mich Selim, brachte mich zur Immigration und zum Zoll und übersetzte.

Selims Devise heisst: „keine Probleme, be happy“. Nur, um das zu sein, wollte ich seine Funktion kennen. Ja, er stelle uns sein Auto und seine Kenntnisse der Stadt zur Verfügung. Kosten? Kein Problem, wir sollten ihm dann geben, was wir wollten. Einen Preis haben wir nicht von ihm, sondern von seinem Kollegen und Freund erfahren:

10 US\$ pro Stunde, sein Auto inbegriffen.

Selim ist also Taxichauffeur, Führer, Berater und Vermittler in einem. Ohne diesen Service bist Du verloren in Aden. Wir sind alles in allem knapp acht Stunden mit ihm herum gefahren.

Neben uns ankerte ein etwa sieben Meter langes Segelschiffchen mit krummem Mast und ein älterer Mann war gerade daran, schwimmend das Unterwasserschiff zu reinigen: Leonid, der Mann aus Kasachstan. Er ist mit diesem Schiffchen um die Welt gesegelt und jetzt auf der Heimreise – durchs Rote-, Mittel-, Schwarze-, zum Kaspischen Meer. Mit krummem Mast, leckendem Kiel und 100 \$ pro Monat!

Ein liebenswürdiger Mann, ein Verrückter, ein Segler.

Knapp bevor wir weiter segelten, brachte er einen schweren Sack auf unser Dinghy. Wir nahmen ihn jeweils mit an Land, er selber hatte kein Beiboot. Im Sack lag sein Motor. Er laufe nicht mehr, ein Freund werde ihn auseinander nehmen.

Resultat: ein neuer Kolben mit allem Drum und Dran und ein neues Lager waren fällig. Kosten: 120 \$. Er lachte dazu – irgendwie wird auch das gehen. Wir haben dann unter den Seglern gesammelt und Hundert Dollar zusammen gebracht. Wir alle hoffen, Leonid kommt heil nach Hause. Das wünschen wir ihm!

Nachtrag: in Südafrika haben wir von einem Segler erfahren, Leonid sei endlich ausgelaufen aber nur ein paar Meilen weit gekommen. Sein Schifflein sei gesunken, er aber von Fischern gerettet und nach Aden zurück gebracht worden.

## Sana

Mathieu und ich sind zurück aus Sana, Jana und Tobias bleiben noch einen Tag länger um ein Felschloss und noch eine Stadt, eine viel kleinere anzuschauen. Sie haben ein Riesenviech von einem 4x4 gemietet – es ist erstaunlicherweise das billigste Angebot gewesen.

Nun zu Sana, besser gesagt zur Altstadt von Sana.

Sie ist komplett erhalten. Die vielen kleinen aber auch grossen bis zu achtstöckigen Häuser mit ihren weissen Verzierungen neben dem Dunkelbraun der gebrannten Backsteine ergeben ein beeindruckendes Bild.

Der Souk ähnelt jenen Nordafrikas. An einem der wunderschönen Gewürzstände, die du schon von weitem riechst, hat mir der Verkäufer alle Gewürze erklärt, unaufdringlich, ohne zu erwarten, dass ich etwas davon kaufen würde.

Das ist denn auch der grosse Unterschied zu Nordafrika. Die Menschen sind freundlich und unaufdringlich, aber nur wenige sprechen eine Fremdsprache. Am ersten Morgen bin ich kurz nach sechs Uhr aus dem Hotel gegangen – ich musste den Riegel der Eingangstür selber öffnen. Draussen gingen gerade vier ganz junge Einheimische vorüber. Einer davon hat mich gleich angesprochen und wollte mir als erstes die Hand geben. Das ist so eine Unsitte, die sie von den Touristen gelernt haben. Er war kaum über zehn Jahre alt, sprach aber recht gut Englisch. Zuerst wollte er wissen, woher ich komme.



„Switzerland? Aha, dann sprichst Du drei Sprachen, nicht? Welche?“ Und als ich sie ihm aufzählte, brachte er gleich seine paar Brocken Französisch und Italienisch an und sagte „Guten Morgen“ zu mir.

Ein cleveres Bürschchen. Dann fragte er mich, ob er mich führen dürfe, zum Souk, zum Yemen Tor und zu ein paar anderen Orten, das sprudelte nur so...

„Ich gehe aber lieber alleine,“ sagte ich, und er, „kein Problem, kein Problem! Dann Good by.“

Nun gab ich ihm die Hand, er grinste und erklärte mir so zu sagen als Zugabe den Weg zum Souk.

Ich hatte gedacht, Sana sei wie Kairouan vor hundert Jahren. Kairouan ist die heilige Stadt in Tunesien. Stimmt leider nicht. Das Gesamtbild der Häuser und die Freundlichkeit der Einwohner machen einen Besuch wert. Aber die Ursprünglichkeit Kairouans – trotzdem der Tourismus dort ja blühte – gibt es hier nicht mehr. Vor allem gibt es in Sana kaum mehr Handwerker, die hinten in ihrem Laden das herstellen, was sie vorne verkaufen.

Ein paar Schreiner habe ich gesehen – keine Qualitätsarbeiten – und zwei-drei Schmiede, die aber nur Reparaturen und Verbesserungen machen. Einem habe ich zugeschaut, wie er eine Spitzhacke gegläht und dann spitz geschmiedet hat. Geschmiedet ist sie natürlich viel haltbarer.

Dann gibt es ein paar Strassen mit Schneidern, in der einen nähen sie goldene Kinderröcke, in der anderen farbige Frauenröcke fürs Haus und wieder

in einer anderen die schwarzen Frauenkleider, die vom Kopf bis zu den Füßen alles bedecken mit Ausnahme der Augen.

Stell' sie dir vor, eine junge Frau, schlanke Gestalt, tief schwarz von oben bis unten, elegant, geschmeidig, sinnlich, in hohen Stöckelschuhen - und du siehst nur ihre dunkel funkelnden Augen...



Beim zweiten Abendessen hat dann Mathieu das angespro-

chen, was sie damals, nach Bab el Mandeb, besprochen hatten. Er will sich nach den Seychellen nicht für den ganzen Rest verpflichten, möchte aber gerne weiter mitkommen. Grund: er fühle sich als Hilfsmatrose, er sei nicht ganz einbezogen, weder bei der Navigation noch beim Segeln, nur Wache gehen und das Ruderautomaten-Rädchen drehen um den vorgegebenen Kurs einzuhalten, das sei ihm zu wenig. Er möchte wie Tobias einbezogen sein, und Jana, denke er, ebenfalls.

Die Drei sind aber nicht miteinander zu vergleichen.

Tobias ist jung, sicher auf seinen Beinen, begreift schnell, fragt, ist initiativ und versucht im Rahmen seiner Möglichkeiten selber die Segel zu trimmen oder sogar auszureffen. Und dadurch werden seine Möglichkeiten immer grösser – was mich freut!

Mathieu ist ein lieber Kerl, der es allen recht machen möchte, ein lieber, meist fröhlicher Mann, noch immer halb Franzose halb Schweizer. Er ist aber – 62-jährig – nicht so sicher auf seinen Beinen, beim Einsteigen ins Dinghy zum Beispiel oder beim Gehen über das schwankende Deck.

Das wird sich mit der Zeit bestimmt noch verbessern. Sicher werde ich ihn nun bei der Navigation stärker einbeziehen – er möchte es auch bei der Reiseplanung sein. Das setzt aber sehr viel Bücherstudium voraus, in Englisch und Deutsch – mal sehen, was er davon hält.

Segel-Manöver: bei ruhigem Wetter kein Problem mit ihm, aber dort setze ich ihn ja schon ein. Bei schwerem Wetter will ich nichts riskieren, da muss ich weiterhin mit Tobias zusammen arbeiten. Das muss ich ihm irgendwie begreiflich machen.

Und Jana? Wir haben ein Problem miteinander. Gegenseitig vermutlich. Ich darf sie nie mit Madleina vergleichen – und versuche auch ständig, das nicht

zu tun. Ich habe mich jetzt an vieles gewöhnt, das mich am Anfang gestört hat. Ihre Motivation zu dieser Reise, scheint mir, vor allem Fun zu haben.

Darum auch all die „nice to have's“ und darum überwiegt auf ihrer Waage auch das Negative ziemlich stark wie sie sagt: wenig Fun dafür viel Arbeit und mühseliges Segel – und Probleme mit der Art des Skippers.

Sie hat aber das Innere des Schiffes, Haushalt, Reinigen, Einkaufen gut im Griff. Und sie delegiert dort auch.

Beim Segeln scheint sie mir ihre Aufgaben gefunden zu haben: Sie hilft beim Setzen und kontrolliert nachher genau, ob alle Fallen richtig laufen und nichts schamfilt. Das ist super und ich schätze das sehr – muss es ihr aber wieder einmal sagen!

Bei Mathieu neigt sich die Waage ähnlich wie bei Jana – vielleicht wollte er sie aber einfach unterstützen.

Tobias sagt, für ihn sei sie ausgeglichen. Er sei aber Optimist und vergesse das Negative recht schnell.

Im Moment ist wieder alles picobello. Wir sind mehr oder weniger ausgeruht und die Reise nach Sana wird von allen sicher unter Fun verbucht. Von mir eher unter „Kennen lernen, Eindrücke sammeln“ – vielleicht auch das ein Unterschied, der manchmal kratzt.

Das ist die Situation heute.

Nein, Jana würde sich – wie sie sagt – sehr überlegen weiter mit zu kommen, wenn Mathieu ginge. Ich habe diese Vermutung früher schon mal zu Tobias geäussert.

Tobias sagte darauf, wenn Jana weg ginge, würde das für ihn nicht unbedingt bedeuten, ebenfalls zu gehen.

Auf den Seychellen werden wir mehr wissen.

Aber dorthin sind es 600 Seemeilen vor dem Wind, dann 1000 Seemeilen hart am Wind!... und nochmals 3..400 Seemeilen mit raumem Wind.

Vielleicht wird die letzte Strecke uns retten!?!...

Nach den Seychellen „kommt Freude auf“! Zeit um dort zu bleiben, wo wir es schön finden – hoffentlich alle. Fun „bis zum Abwinken“ – wie Tobias sagen würde. Und weniger harte Segelei – wenigstens bis nach Südafrika.

Qui vivera, verra! Wir werden es sehen.

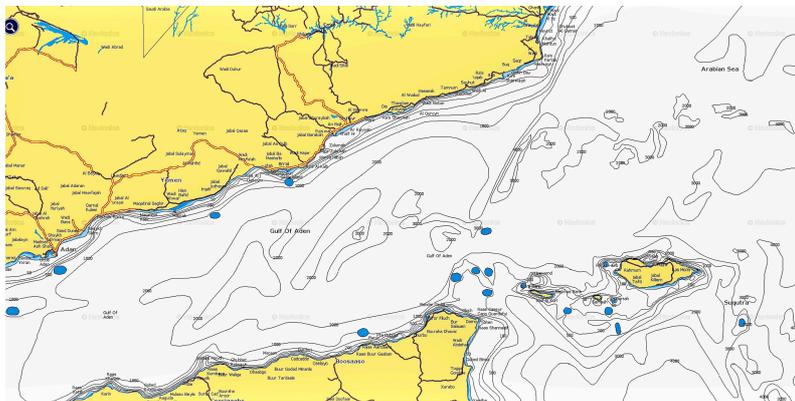
Freitag. Heute haben wir den Grosseinkauf gemacht, im neuesten Supermarkt. Der ist grösser und luxuriöser als jeder, den ich in der Schweiz kenne. Er wird von Dubai aus geführt und ist derart herunter gekühlt, dass Dich fast der Schlag trifft, wenn Du ihn dann verlässt. Denn draussen ist es mindestens 40°C. Der Schweiss rinnt und rinnt und ohne Stirnband habe ich die Brille ständig voll davon.

Schlafen ist seit Eritrea gewöhnungsbedürftig. Die Koje ist immer nass vom Schweiß und wenn kein Wind weht und über das Windsegel ins Innere herein bläst, rinnt der Schweiß selbst dann, wenn Du bewegungslos liegst. Wie damals in Haiti. Nur können wir uns hier nicht im Wasser abkühlen. Hafenwasser - zu schmutzig.

In zwei Tagen aber werden wir weg segeln – wenn auf unserem Weg kein Zyklon angekündigt ist. Im Indic sind Wasser und Luft etwas kühler. Den heissesten Teil unserer Reise werden wir dann hinter uns haben.

## Mukalla

16. Juni. Vorgestern Abend – wir waren schon etwa 250 Seemeilen östlich von Aden, kam Tobias zu mir und sagte, nach dem neuesten Wetterbericht



würden wir bei unserer Ankunft nordöstlich von Sukutra bis zu vierzig Knoten Wind haben. Wir schauten uns das auf dem Laptop gemeinsam an.

Südsüdost Wind!

Darum entschloss ich mich, 100 Seemeilen nach Norden zu segeln und Mukalla anzulaufen.

In Mukalla liefen wir zuerst in den grossen Hafen ein. Es gab nur eine einzige Stelle zum Anlegen mit kleineren Schiffen, am Ende einer Reihe grosser Dhaus. Eine Jacht lag dort. Schweizer. Wir kannten das Ehepaar von Aden her. Sie waren auf ihrem Weg in den fernen Osten, hatten aber viel Pech mit ihrer Jacht gehabt. Sie winkten uns heran, neben ihnen, das sei ein guter Platz zum Anlegen.

Er gefiel mir nicht. Bei Westwind dürfte starker Schwell herein stehen. Die Boote werden bei solchen Verhältnissen nach einander bis zu einem halben Meter angehoben und wieder abgesenkt. Dort zu liegen ist bei solchen Verhältnissen gefährlich.

Darum wendete ich die WAHOO. Da sahen wir ein Plastikboot mit zwei Katkauenden Soldaten auf uns zukommen, der eine hatte die Hand am Abzug seiner Kalaschnikow. Wollten die uns verjagen? Offenbar nicht. Es ging den

beiden nur um Bakschisch. Jedenfalls folgten sie uns nicht, als wir den Ha-



fen wieder verliessen.

Nach langem Suchen fanden wir einen kleinen Hafen, etwas westlich der Brücke über den künstlichen Inlett, der die beiden Stadtteile trennt. Der Hafen ist im Ausbau, soll privat sein und nur für die kleinen, schnellen Boote mit starken Aussenbordern bestimmt. Es gab einen einzigen Platz für ein Boot unserer Grösse. Dort haben wir geankert, mit langer Heckleine zu einem grossen Stein an Land.

Am Tag nach unser Ankunft kam starker Westwind auf. Nach kurzer Zeit waren an der Schweizer Jacht zwei Festmacher-Klampen gebrochen und die Eigner am Verzweifeln.

Wir massen darum die Tiefe des Eingangs in unseren kleinen Hafen aus. Bei Hochwasser würden sie mit ihren 2.20 m Tiefgang gerade noch herein kommen. Gesagt – getan und wir wunderten uns, mit welcher Geschwindigkeit der Eigner über den schmalen, untiefen Eingang herein fuhr... Aber er kam durch und wir nahmen die Jacht längsseits an die WAHOO. Endlich konnten die Beiden ihre strapazierten Nerven etwas beruhigen.

Aber nicht lange. Kaum waren sie bei uns fest gemacht, rollten Lastwagen mit Aufschütt-Material über den äusseren Damm und begannen bei der Einfahrt aufzuschütten. Bald war sie halb zugeschüttet und selbst die Motorböten fuhren bei Niedrigwasser ganz langsam herein. Wir massen die Tiefe bei Hochwasser und sahen erleichtert, für uns würde es reichen. Nicht aber für unsere Nachbarn, die fast einen Meter mehr Tiefgang haben.

Es ist schon verrückt: Da haben die beiden ihre Jacht endlich in Sicherheit und was passiert? Sie werden im Hafen eingeschlossen. Echte Pechvögel!

Trotzdem, sie sind mehr als froh, nun hier neben der WAHOO in Sicherheit zu liegen.

Leider läuft momentan gerade ihr Generator um die Batterien aufzufüllen...

## Anstatt zu den Seychellen, nach Salalah, Oman

Für uns kam am Tag darauf die Chance weiter zu segeln. Die Wetterberichte sagten übereinstimmend für die nächsten drei Tage maximal 30 kn Wind voraus und nachher sollte er sogar noch etwas abnehmen. Wir liefen knapp vor Spring-Hochwasser aus, sehr vorsichtig – es klappte.

Der erste Tag bescherte uns angenehmes Segeln.

Wunderbar!

Der zweite war bereits härter aber immer noch annehmbar. Der dritte dann unmöglich. Zuerst Westwind um 40 Knoten der dann auf fast Süd drehte und in den Böen 50 Knoten erreichte. Der Westwind hatte eine grobe See von etwa fünf Meter Höhe aufgewühlt und als er nun auf Süd drehte, bekamen wir eine Kreuzsee, wie ich sie noch nie erlebt habe. Es war wirklich ungemütlich und die Seen aus Süden nahmen ständig zu. An Segeln nach Süden – wie geplant – war nicht zu denken. Wir mussten unter doppelt gerefftem Gross ablaufen.

Durch die Lüftung im Vorschiff war etwas Wasser eingedrungen – alles feucht!... und den Kettenraum mussten wir alle zwei Stunden lenzen, weil durch den Ketteneinlass immer wieder Wasser hinein floss.

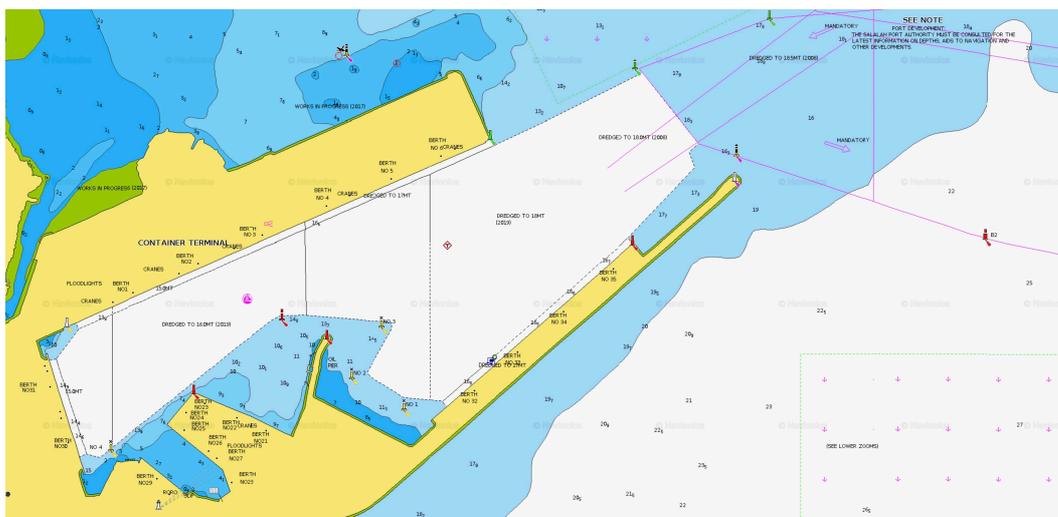
Viel Arbeit also, ziemlich ungemütliches Leben an Bord und zudem keine Möglichkeit, unserem Ziel näher zu kommen.

Gefährlich ist es nie gewesen und niemand hat auch nur einen Anflug von Angst gehabt. Die Crew war schlicht grossartig. Tobias und ich übernahmen die Reffarbeit, Mathieu steuerte und sang dazu und Jana, sie ist die grosse Überraschung für mich gewesen. Zwar hat sie mit Sicherheit ein paar Mal leer schlucken müssen, als sie der Bescherung im Vorschiff gewahr wurde: alle Matratzen feucht, alle ihre Kleider feucht, das Vorschiff, ihr Zuhause, nicht mehr bewohnbar. Dann aber hat sie sich zusammen genommen, alles Nötige vorgekehrt um in der Hauptkajüte zu schlafen und ist zur Tagesordnung über gegangen. Grossartig!

Auf dem Backbord-Bug wären wir Richtung Pakistan gesegelt. Also halsten wir und segelten nun direkt in den Persischen Golf hinein.

Am nächsten Tag konnten wir dann den südwestlichsten Hafen dort anlauen: Salalah, im Emirat Oman. Am Morgen um halb Zwei sind wir eingelaufen. Bei strömendem Regen. Die Regenzeit hatte begonnen.

Und wieder muss ich ein Stückchen meiner Skepsis der elektronischen Navigation gegenüber ablegen. Es war Nacht beim Einlaufen in diesen



Hafenanlage Salalah — die Baustelle vor dem Hafen ist nicht eingezeichnet — 09.12.2022

fremden Hafen. Und es regnete. Die Sicht - miserabel! Vor uns, wo nach unserer elektronischen Karte eigentlich nur Meer hätte sein sollen - eine Menge Lichter, Scheinwerfer und andere Strahler, verschwommen, so zu sagen "verwässert". Dort wurde aber offensichtlich gebaut.

So etwas macht unsicher. Immerhin wussten wir nach der Karte, wo wir waren und wohin wir fahren. Das heisst, Tobias wusste es, er hatte die Karte und unseren Standpunkt darauf vor sich. Ich fuhr und suchte mich so gut es ging nach Sicht zu orientieren.

Zuerst einmal musste ich nach Sicht um die Lichter herum fahren. Nun hatten wir die beleuchtete Arbeitsstelle an Backbord und Steuerbord voraus tauchten verschwommen andere Lichter auf, grösser, breiter, höher - irgendwie fast unheimlich.

„Das ist der Entlade Kai“, sagte Tobias, „Du fährst jetzt genau darauf zu. Noch etwa Hundert Meter und dann kannst Du parallel dazu weiter fahren.“

„OK, aber die Sicht ist so lausig, ich sehe nur verschwommene Lichter da vorne.“

„Auf der Karte seh' ich genau wo Du hin fährst...“

Jetzt langsam einschwenken, parallel zur Ladestation...“

„OK... ist das gut so?...”

„Ja, gut, jetzt sind wir parallel.“

„Seh' ich jetzt auch... ah die verladen Container... ein riesiges Container Schiff...“

„Mitten in der Nacht, verrückt... aha, jetzt kannst Du hart nach Backbord drehen...“



„quer über das Hafenbecken?...“

„Genau - und dort müssen wir dann aufpassen...“

„Untiefen oder Felsen?...“

„Ich glaub' nicht. An Backbord könnten Felsen sein, dann das kleine Becken für die kleinen Schiffe und dann an Steuerbord eine Rampe aus Beton.“

„Wie gross ist die Einfahrt ins kleine Becken?... Ah ich glaub' ich seh' sie...“

„Ziemlich gross... ja, ja Du liegst richtig, Du hältst genau darauf zu...“

Das Ankern war dann das nächste kleinere Problem. Das Becken ist nicht gross und an der besten Stelle lag ein riesiger Katamaran. Die ANAHO? fragten wir uns - die wir in Aden kennen gelernt hatten? Morgen werden wir es sehen. Jetzt nur noch schlafen...

Am nächsten Morgen - eigentlich schon Mittag, unser Morgenessen jedenfalls war bereits beendet - kommen Jeanlou und Manu an Bord.

Jeanlou ist der Skipper der ANAHO, des 16 m Kat, und Manu seine Crew. Nun beginnt das grosse Erzählen, und bald merken wir, dass die beiden seit langem nichts Warmes mehr gegessen haben. Vor vier Tagen ist ihnen zu allem anderen Unglück auch noch das Gas ausgegangen.

Wir kochen ihnen Spaghetti.

Sie waren nach uns in Aden gestartet, hatten uns überholt und waren - bereits etwas südlichere als wir - in das selbe Wetter gekommen. Dann brach der Lümmelbeschlag (damit ist der Baum am Mast drehbar befestigt); dann schlug eines der zwei Kunststoffkajaks ein Loch in die riesige Frontscheibe - Wassereintritt! - dann riss das zweite Kajak ein drei Meter langes Stück der Sonnenblende ab; dann rauschte bei 40 kn Wind die zu 3/4 eingerollte Genua aus und beim wieder Einrollen kam die Alu-Schiene unklar...

So trieben sie also ohne benutzbare Segel in diesem Sturm, die chaotischen Wellen schlugen krachend zwischen die Rümpfe. Sie begannen um ihr Leben zu fürchten. Manu habe zu Jeanlou gesagt: „ich habe vier Mädchen in meiner Kabine, die möchten weiter leben...“,

Vorwärts bewegen konnten sie sich aber nur noch mit den beiden Motoren. Jeanlou rechnete aus, wo hin der Diesel in den Tanks noch reichen würde. Nach den Seychellen? Nein. Eben so wenig zu den Malediven. Also blieb nichts anderes übrig als zum nächsten Hafen im Norden zu motoren, nach Salalah. In vier Tagen schafften sie es und sind am Abend vor uns hier eingelaufen.

Eigentlich sollten sie den Kat nach den Seychellen bringen. Aber in diesem Zustand und diesen Wetterverhältnissen grenzt das an Selbstmord. Der Eigentümer, ein Geschäftsmann aus Wien, der den Kat auf den Seychellen unter panamanesischer Flagge als luxuriöses Tauchschiff verchartern will, verlangte aber die Erfüllung des „schwarzen“ Kontrakts – sonst keine Meilenentschädigung. Normal sind zwei Euro pro zurückgelegter Seemeile also etwa 3500 für Jeanlou plus Rückflugticket. Jeanlou will aber nur noch weg und scheint mit allem einverstanden

Etwas später gehen wir alle zusammen an Land um den Papierkram zu erledigen. Dort wartet bereits Mohammad Saad Qasboob auf uns, ein grosser, stattlicher, tief-

schwarzer Mann in schneeweissem, langem Gewand und dem charakteristischen, gemusterten Käppchen auf dem Kopf. Der Shipping Agent für Jachten.

Er lädt uns in seinen grossen, schwarzen, gekühlten Mercedes und fährt uns zur Emigration. Dort sollen wir für die Visen ein Depot von 50 US\$ hinterlegen, die wir nach dem Bezahlen der Visen



in Rial wieder bekommen würden. Grosses Misstrauen bei der Crew: Beamte in Uniform unterstützt vom Agenten mit grossem Mercedes? Korruption, Vetternwirtschaft? Stecken alle unter einer Decke?

Ich muss mich ziemlich anstrengen, dass die Beamten die 50 \$ bekommen und wir dafür unsere Visen. Aber das Misstrauen bleibt. Umso mehr, als Mohammad nicht mit genauen Preisen für seine Dienste herausrücken will.

„Ihr werdet zufrieden sein, ich will nur, dass ihr Oman in guter Erinnerung behaltet, ich will, dass ihr glücklich seid, dann bin ich es auch, das alles ist überhaupt kein Problem...“

Das kannten wir doch von irgend wo her...

Jedoch, einen Schweizer der genaue Preise wissen will, mit solchen Sprüchen abspeisen... das musste schief gehen. Mohammad hat das rasch begriffen, sich den europäischen Gepflogenheiten angepasst und gesagt, meistens liege seine Forderung am Ende bei etwa 100 \$. Damit waren alle zufrieden und nur zu bald haben wir gemerkt, dass seine Sprüche keine sind. Er meint das wirklich ehrlich und bemüht sich, sie wahr werden zu lassen.

Am schnellsten von Allen hat es Jeanlou begriffen, der zu vor Misstrauischste.

Irgendwie merkt Mohammad nämlich, dass Jeanlou nur noch weg will - und auch warum. Mohammad ist empört. Wo sind wir denn hier, doch in Oman! Da gibt es so etwas nicht, da wird ein Kapitän bezahlt oder das Schiff verlässt den Hafen nicht mehr! Er meldet alles dem Hafenkaptän und dieser bestimmt, die ANAHO verlässt den Hafen nicht, bis der Vertrag erfüllt ist. Mohammad verhandelt mit dem Eigner und erreicht, dass dieser den grössten Teil seiner Schuld bezahlt.

Nun ist eine neue Crew im Anmarsch, die es nochmals versuchen soll. Ich hoffe nur, sie kommen lebend zurück...

Im Juli ist es auch in normalen Jahren nicht mehr möglich von hier zu den Seychellen zu segeln – im Juni hingegen schon. Wir haben die Archiv-Wetterberichte der letzten vier Jahre angeschaut und gesehen: bis etwa Mitte Juni wehen die Winde mit 15 bis 20 Knoten aus West bis Südwest. Dieses Jahr ist aussergewöhnlich, mit Winden, wie sie normalerweise dort draussen ab Mitte Juli bis Mitte August wüten.

Ab September wehen sie dann normalerweise wieder mit 15 bis 20 kn. Und im Dezember dreht der Südwest-Monsun um etwa 180° und wird zum Nordost-Monsun.

Wir entschlossen uns deshalb, die WAHOO hier an Land zu stellen, zurück in die Schweiz zu fliegen, Ende August wieder zu kommen und dann unter günstigen Bedingung weiter zu segeln.

## Überraschung für uns alle

Wir hatten uns also entschlossen, die WAHOO hier an Land zu stellen. Damit begann ein ziemlich aufregendes Hangen-Bangen-Hoffen Spiel. Der Papierkrieg war mit Mohammads Hilfe zwar in einem Tag erledigt: Wir bekamen die Bewilligung für das Kranen - weil wir 4 Heisspunkte an unserem Schiff hätten... Aber wir hatten keinen Platz an Land. Am Quai 29, hundert Meter von unserem Ankerplatz entfernt, stand der Riesenkran und links und rechts von ihm je eine Dhau, eines dieser charakteristischen Fischer- und Handelsboote der Arabischen See. Sie wurden dort von Indern überholt, repariert und gestrichen. Eine davon musste zurück ins Wasser um der WAHOO Platz zu machen. Natürlich erst, wenn sie dazu bereit sein würde. Mohammad klärte alles mit den Besitzern ab:

Übermorgen!

Also kaufte die Crew die Flugtickets für zwei Tage danach, mit einem Aufenthalts-Tag in Muskat.

Am übernächsten Tag ist die Dhau links vom Kran fertig gestrichen.

"Wir warten nur noch auf den Propeller, er wird gerade geschweisst, morgen früh montieren wir ihn und gehen ins Wasser."

Am Morgen darauf: es geschieht nichts. Mohammad telefoniert. Der Schweisser habe kein Gas mehr, aber es komme noch heute aus Muskat, Morgen früh gehe die Dhau ins Wasser. Ganz bestimmt.

Muhammad spricht mit dem Besitzer der Dhau rechts des Krans. Der ist sauer seiner Inder wegen, unser Problem interessiert ihn im Moment gar nicht – eine Ausnahme bei den sonst so hilfsbereiten Omanis.

Früh am nächsten Morgen verweist die Crew nach Muskat. Ich bleibe zurück. Passieren tut nichts. Kein Propeller, keine Bewegung um die Dhau. Nichts. Mohammad telefoniert:

Problem beim Schweissen, Gas hat er wieder, dieser lausige Pakistani, auf die ist einfach kein Verlass, der Besitzer ist jetzt bei ihm und tobt. Wir werden gegen Abend hin fahren und uns alles anschauen. „Wenn keine Chance besteht, müssen wir Dein Ticket umwechseln.“

Am Abend, beim Schweisser. Ein netter junger Pakistani mit bestem Englisch. Ist eine schwierige Aufgabe gewesen, ein Drittel dieses Propeller-Blattes war abgebrochen, jetzt hab' ich's fertig aufgebaut. Ich konnte nicht genau sagen, wie viel Zeit ich brauchen würde. Aber jetzt bin ich fast fertig, sehen Sie. Morgen um Acht bringe ich den Propeller zum Schiff.

Ich buche einen Flug von Salalah nach Muskat für fünf Uhr am nächsten Abend. Der Bus, mit dem ich eigentlich hätte fahren wollen, wäre am Morgen um Sieben gefahren.

Am nächsten Morgen:

Wie versprochen, um Neun ist der Propeller dran. Dann geschieht nichts mehr.

Um Elf glaube ich auch nicht mehr an meinen Flug. Da ruft Mohammad an: „Käpten, ich gratuliere Dir! Wir haben's geschafft. Noch vor Zwölf wird die WAHOO an Land stehen!,,

Viertel nach Elf. Keine Bewegung an Land.

Halb Zwölf. Bei der rechten Dhau stehen ein paar Männer herum – jetzt beginnt sich der Kran zu bewegen – aber nicht zur Linken hin, nicht zu der mit dem Propeller, nein wirklich, die legen der Rechten die Gurten an. Hektik an Land. Die Haltefässer werden umgestossen. Und nun schwebt sie ins Wasser. Die rechte Dhau! – und dieser Gauner von einem Besitzer hatte es gewusst und uns hängen lassen...

Um Viertel nach Zwölf steht die WAHOO, noch an den Kranseilen hängend an Land und die Arbeiter machen Pause....



Pünktlich um halb Zwei sind sie wieder da und wir palen das Schiff auf. Um Viertel vor Vier ist alles fertig, ich habe noch Zeit zum Duschen und dann fährt mich Mohammad zum Flughafen. Geschafft!

Nun leben wir also zwei Monate lang in der Schweiz und kehren Ende August 2007 wieder zurück auf die WAHOO.

Leider kann Mathieu nicht weiter mit uns segeln. Darum suche ich in der Schweiz MitseglerInnen für die weiteren Etappen.

Jana sagt, sonst komme sie nicht mehr mit...

## Rückgekehrt und abgewiesen

Und nun bin ich vorzeitig für kurze Zeit zurück und sehe Dich heute Abend zum ersten Mal wieder. Ich freue mich und ich habe Angst davor. Ich fühle mich wie vor dem ersten Rendez-vous, heiss und kalt, glücklich und ängstlich. Wie wirst Du mich empfangen?

Natürlich habe ich mir immer wieder gesagt, mach Dir keine Illusionen. Keine Hoffnungen, du Idiot! Sie will nicht mehr. Das ist alles.

Und dann kam der nächste Brief und der tönte in meinen Ohren wieder vertraut, liebevoll, hoffnungsvoll. Und ich schöpfte Hoffnung. Bis zum nächsten Brief. Ein Wechselbad nach dem anderen. Mal heiss, mal kalt. Mal hoffnungsvoll, mal verzweifelt.

So fühle ich mich auch heute. Ein paar Stunden vor unserer Wieder-Begegnung. Was wird sie bringen?

Wieder-Begegnung.

Wie schön Du bist, Madleina. Und wie hart.

Du habest keine Gefühle mehr, mir gegenüber. Du habest überhaupt nie Sehnsucht gespürt, seit ich fort sei.

Du habest überhaupt kein Verlangen, mich in Deine Arme zu schliessen oder von mir in die Arme genommen zu werden. Kein Verlangen nach Nähe.

Reisen sei schön gewesen mit mir.

Aber hier leben — ich sei zu stark auf Dich fixiert gewesen, hätte keine Ausenkontakte gehabt, sei immer daheim gehockt und hätte auf Dich gewartet. Das hätte Deine Freiheit eingeschränkt. Darum findest Du es schöner, allein zu leben. Ohne mich.

Du hast mir einmal geschrieben,

Du habest Angst, die Kontrolle über Dich und über die jeweilige Situation in der Du gerade seist, zu verlieren.

Darum befiehlt bei Dir der Kopf den Gefühlen.

Wenn der nicht will, gibt es keine Gefühle.

Madleina, mein Wunsch an Dich,

Versuch Deinen Gefühlen mehr Recht zu geben.

Versuch sie aus dem Schutt zu befreien.

Es ist wichtig!

Nicht, weil ich mir immer noch Hoffnung mache.

Aber es ist vor allem wichtig für Dich,

wenn Du mit einem Mann je wieder glücklich sein willst.

Ich sitze an Deck, die tief stehende Sonne leuchtet blassweiss von Steuerbord, über mir schwimmt eine leichte Wolkendecke, fast wie bei uns im Herbst – tief liegender „Hochnebel“.

Der letzte Samstag ist sehr emotional gewesen. Meine Seele ist wieder einmal tüchtig durchgeschüttelt worden.

Zuerst das Beisammensein mit Dir, dann der Abschied von Dir – für immer. Und doch denke ich gerne daran zurück, meine Tränen an diesem Tag sind nicht die einzigen geblieben und unsere Umarmung glüht noch jetzt als Zeichen in meiner Seele.

Ich weiss, Madleina, Du fühlst nichts mehr mir gegenüber und Sehnsucht kennst Du nicht.

Kein Feuer mehr. War denn je Feuer, bei Dir?

Auch bei mir ist das hell lodernde Feuer einer schönen Wärme gewichen, die Glut des wilden Feuers wärmt mich jetzt, wenn ich an Dich denke.

Und dieses einzige Mal, da Du mich umarmt hast, wurde die Seele nicht nur geschüttelt, sie ist auch ein wenig gewärmt worden. Ich danke Dir.

Aber ich kann einfach nicht glauben, dass Du dabei nichts gespürt hast.

Klaus

## Irrungen und Wirrungen in Salalah

Salalah, 27. August.

Der letzte Samstag ist sehr emotional gewesen. Meine Seele ist wieder einmal tüchtig durchgeschüttelt worden. Zuerst der Abschied von meiner Freundin – für immer.

Und am Abend das Hochzeitfest meiner Tochter Corinne mit Marcel und den Familien. Viel Musik die ebenfalls zur Seele gesprochen hat. Ein Geiger – sieht aus und spielt wie ein Zigeuner – Tom mit seiner Klavierharmonika und eine junge Frau an der Bassgeige. Schön und anrührend.

Später dann Marlies mit Chopin und Schubert – Kind im Einschlummern. Ein Lieblingsstück von Corinne.

Irgendwann muss ich hinausgehen. Traurig, Tränen, auch ich. Draussen brennt ein Holzfeuer, die Resten der drei Finnenkerzen. Da stehe ich und bin

einfach traurig. Plötzlich legt sich ein starker Arm um meine Schultern. Christoph drückt mich an sich. Mein Bruder. Er hat mich hinausgehen sehen. Diese Nähe zu ihm tut gut. Wärme für die Seele.

Abschied von allen anderen. Wie Abschiede eben sind. Alles Gute, komm gesund wieder und so weiter. Bei einigen der Familie geht es tiefer. Bei ihnen sind es nicht nur Worte. Es sind Gefühle. Beide spüren wir es. Beiden tut der Abschied weh. Und beide spüren wir eine tiefe Wärme. Sie wird die Trennung überstehen.

In diesen beiden Monaten in der Umgebung von Zürich ist mir endlich wieder bewusst geworden, was es bedeutet, eine Familie zu haben. Als ich ging, vor 17 Jahren, habe ich all das zurück gelassen. Es gehörte zur Schweiz, die ich damals nicht mehr aushielt, die ich fluchtartig verliess. Als ich zurück kehrte, hin und wieder während der Wintermonate, füllte eine neue, starke Beziehung mein Fühlen und Denken. Die Familie blieb im Hintergrund, sie war da, hin und wieder begegneten wir uns, freuten uns darüber — aber ich bin wohl die ganze Zeit der „Fremde“ geblieben, derjenige, der immer wieder einmal kurz kommt und dann für längere Zeit wieder verschwindet. Derjenige, der tat, was er wollte, unständig, überall auf der Welt zu Hause — nur nicht hier, nur nicht in der Familie. Ein Familienmitglied zwar, auf das aber kein Verlass war. Was hat sich verändert, was ist mir so stark bewusst geworden und warum? Die ehemals starke Beziehung zu meiner Freundin ist verändert, beendet, nicht nur durch mein Weggehen für fast zwei Jahre. Jetzt habe ich zwei Monate bei meiner Familie gelebt, gewohnt bei meiner Schwester und ihrem Mann — ihre Grosszügigkeit genossen — mehr Kontakt zu meinem Bruder und zu den Neffen gehabt und vor allem bin ich oft und über Tage bei meiner Tochter Corinne und ihrem Mann Marcel und Yanique, meiner Enkelin gewesen. Laila, die zweite Enkelin und auch meine Tochter Gabrielle und ihren Mann Luzi, habe ich leider eher selten gesehen.

Aber ich habe erfahren, dass nicht nur ich sie alle gerne habe, sondern sie auch mich. Dass ich ihnen nicht gleichgültig bin, dass sie es schön finden, mich um sich zu haben. Dass ich ihnen willkommen bin.

Plötzlich habe ich auch hier ein geistiges zu Hause, irgendwie wieder eine Heimat. Das ist ein schönes Gefühl, das ich — ohne es zu wissen — lange vermisst habe. Meine Traurigkeit hat wohl daher gerührt, dass ich all das, was ich zu jener Zeit noch nicht einmal hätte in Sprache ausdrücken können, das ich erst fühlte — dass ich all das nun so bald und für so lange wieder verlassen würde.

Nun sind es noch fünfviertel Jahre bis zu unserer Rückkehr. Ich werde versuchen, diese — für mich wahrscheinlich letzte grosse — Segelreise zu genießen, das Schöne in vollen Zügen, das Mühsame, das es auch hin und wieder

gibt, nach Möglichkeit zu ignorieren. Konzentration auf das Schöne – das Mühsamen ignorieren!

Und dann, zurück in der „Heimat“, werde ich versuchen, das nachzuholen, was ich bisher vernachlässigt habe: Sie alle auf andere Art zu besuchen. Öfters, tagelang, ganze Wochenende, immer wieder. Und ich will in Zukunft mit ihnen zusammen etwas unternehmen, gemeinsam Schönes – und wenn es sein muss – auch Trauriges erleben. Und ich werde versuchen, nicht nur zu empfangen – Liebe, Grosszügigkeit, Nähe und Wärme – ich werde versuchen, das was mir möglich ist, auch zu schenken.

Genug der Vorsätze – dafür sollen sie übers Neujahr hinaus halten!

14. September 2007 — dreiundzwanzig Seemeilen vor Salalah.

Wir sind auf der Rückreise nach Salalah, viel ist geschehen.

Wir drei harmonieren jetzt erstaunlich gut. Schön! Auch Jana und ich haben bisher kein einziges Problem miteinander gehabt. Liegt das wohl an ihr, oder an mir? Vermutlich haben wir beide uns einiges vorgenommen, in der Pause, und es bisher auch eingehalten, trotz nicht nur schöner Zeiten.

Zuerst aber musste die WAHOO ins Wasser. Ich liess das Unterwasserschiff noch zweimal mit Antifouling streichen – das erspart uns ein Auswassern in Südafrika – und dann nahm sie der grosse Kran und setzte sie sanft ins Hafenwasser. Nun waren wir bereit – dachten wir. Nur, der Motor sprang nicht an. Telefon zu Christoph – entlüftet direkt an den 4 Düsen. Getan und er sprang an, das heisst, als ich die erste Düse entlüftet hatte, sprang eine weisse Gestalt mit kohlrabenschwarzem Gesicht und einem zierlichen Käppchen auf dem Kopf zu mir in den Motorraum, nahm mir den Schlüssel aus der Hand und sagte: „hier müsst ihr entlüften und dann läuft er, ich kenne das“ Mohammad, unser Freund und Agent in Salalah. Und er beendete das Entlüften gleich selber und genoss den Triumph, als der Motor tatsächlich ansprang.

Nur der Öldruck kam nicht, der Anzeiger zeigte nur 1 bar. Wieder Telefon zu Christoph – von hier aus kann ich nichts sagen, entweder das Manometer am ÖlfILTER ist hinüber oder... reinigt mal alle Kontakte, vielleicht hilft das.

Wenn nicht, ein guter Mechaniker...

Den mussten wir nicht suchen, Benedikt, der neue Skipper des Katamarans ANAHO — er hatte nun zwei Monate im Hafen auf dem Kat gelebt und viele Leute kennen gelernt — empfahl uns Mohammad, den Iraker. Am nächsten Tag kam er und fand heraus: das Manometer ist hinüber. Dasjenige, das wir

im x-ten Laden auftrieben, ging dann. Öldruck OK. Dann reinigte und schmierte er alles und demontierte auch den Diesel-Feinfilter. Mit Gewalt. Offenbar verstand er es nicht, als ich ihm sagte, er solle zuerst die Schraube oben lösen. Er murkste weiter und ich dachte, den wechseln wir ja sowieso aus. Jedenfalls sah der Filter ziemlich mitgenommen aus, als er ihn triumphierend in die Höhe hielt, in den Motorraum ausleerte und nochmals triumphierte, als am Schluss nicht mehr ganz sauberer Diesel ausfloss. Alles in den Motorraum!

Aber nicht das ist das Schlimme an der Geschichte. Das Schlimme daran entdeckten wir erst etwa hundert Seemeilen südöstlich von Salalah auf dem offenen Meer. Fünfzehn Liter Diesel im vorher doch so schön gereinigten Motorraum und ein Feinfilter als Springbrunnen. Motor aus. Ausschöpfen. Sich besinnen.

Mohammad der Iraker hatte in Salalah vergebens einen neuen Feinfilter gesucht, ebenso in Dubai, wohin er am selben Abend noch verreist war.

In 5 Tagen, sagte er uns nach seiner Rückkehr, hätte er einen bekommen — aber wir sollten doch den alten nehmen, der tue es bis zu den Seychellen ohne weiteres.

Und ob!...

Nun schickt Christoph zwei Filter mit DHL.

Wir aber mussten uns — sehr schweren Herzens und diese Schwere hat sich auch auf die Moral ausgewirkt, Tobias war echt wütend, was bei ihm selten vorkommt — wir mussten uns entschliessen, nach Salalah zurück zu segeln — zuerst. Dann zu motoren, nachdem es Tobias — nach zwei vergeblichen Versuchen meinerseits, den Filter mit weissem Silikonkleber dicht in eine Ananasbüchse zu kleben — nachdem es also Tobias beim dritten Versuch dasselbe mit Araldit zu tun, geglückt war.

Nun tropft der Filter kaum mehr, weil er zusätzlich noch einen straffen Gummiverband bekommen hat. Die Tropfen fangen wir in einem Plastikgefäß auf und leeren den Diesel später wieder zurück.

Oh, diese Technik!... und wie schön, einen guten Techniker an Bord zu haben! Tobias selber denkt jedoch: Ein Schwachkopf, der nicht einmal einen Ersatz-Dieselfilter mitführt — vermute ich. Sagen tut er nichts.

Für mich ist das gar nie ein Thema gewesen: Nie habe ich Schwierigkeiten gehabt, einen solchen Filter zu finden. Und für alles und jedes Ersatz mitführen — dann bräuchte ich einen Schiffsanhänger...

Jana ihrerseits ist — zu meinem Glück — auf Mohammad den Iraker wütend.

All das geschieht und wird erlitten, auf stark rollendem Schiff mit offenem Motorraum. Krach wie Lärm nur kann!.. Und alle fünf Minuten, Tag und

Nacht, muss der Filter inspiziert werden: tropft er mehr?... nein, noch immer Glück, er tropft nur so wie vorher...

Samstag. An denselben Ort vor Anker, den wir vor vier Tagen frohen Mutes verlassen haben, glücklich damals, endlich weg zu kommen.

Heute Morgen nun habe ich mit Mohammad sämtliche Läden abgeklappert, die irgend etwas mit Filtern zu tun haben, sicher an die zwanzig. Nichts! Hier fahren alle PW's und Kleinlaster mit Benzin und nur Trucks mit Diesel.

So kleine Dieselfilter braucht hier niemand. Frust. Jana vor allem gibt ihm Ausdruck.

Dann die Behörden. Wir haben ausklariert, sind wieder gekommen, also müssen wir wieder einklarieren mit Visen und weiteren Gebühren für Zoll und Emigration — macht etwa hundert Franken pro Person.

Mohammad erreicht, dass wir nur die Visen (zwanzig Franken) bezahlen müssen. Aber Jana und Tobias wollten gar kein Visum mehr. Nochmals Frust. Obwohl wir so effektiv billiger gefahren und zudem frei sind, zu gehen wohin wir wollen. Jana wollte hier aber nirgends mehr hin gehen. Nur wieder weg! Ein Frustesfrust nach dem anderen!

Jetzt grillieren wir dann den Bonito und einen Viertel der grossen Makrele, die wir gestern — wie zum Trost — kurz vor Salalah gefangen haben. Ich hoffe, das wird die Stimmung heben.

Salalah, 17. September 2007 — Ramadan in Salalah.

Wir wollten heute zur Aufheiterung der Gemüter einen weiteren Ausflug mit Muhammad machen, in die Al Quara Mountains oder so. Aber wer hier nicht wirklich arbeitet — und welcher Omani tut das schon gerne — der steht in diesen harten Zeiten erst spät gegen Mittag auf. Die Zeit bis zum Mondaufgang — erst dann darf gegessen und getrunken werden — ist dann etwas kürzer.

Auch unser Mohammad hält sich an diese Regel, wenn er nichts Besseres zu tun hat. Also kein Ausflug heute. Vielleicht morgen. Aber wir hoffen ja noch immer, morgen komme das Paket mit den Filtern an.

Der letzte Ausflug mit Mohammad war sehr gelungen. Zuerst fahren wir am riesigen Palast des Sultans entlang. Mohammad ist — wie fast alle Omani — ein glühender Bewunderer des Emirs. Er habe in England studiert, mit Vierzehn sei er dort hin gebracht worden, mit über Dreissig zurück gekommen und schockiert gewesen von der Rückständigkeit der hiesigen Gesellschaft. Kurzerhand habe er seinen konservativen Vater gestürzt, die Regentschaft übernommen und seither das Land modernisiert, Schulen, Universitäten, Spitäler und moderne Strassen gebaut, das Schulobligatorium für Omani

eingeführt – und, immer wenn er da sei, im Palast von Salalah, dann könne jederman – jedefrau dürfte eher selten sein – seinem Büro einen Brief schreiben und mit ihm einen Termin abmachen. Ein paar Tage später könne man ihn dann im Palast treffen und ihm das Anliegen vortragen. Meist werde das Problem mit einem Check gelöst – der Sultan selber bestimme die Höhe des Betrages.

Mir scheint diese Art Probleme zu lösen ziemlich typisch für dieses Land. Es bewirkt, dass sich hier kein Omani für irgend etwas Mühe geben muss.

Jedes Unternehmen gehört zwar offiziell einem Omani. Wenn er das will, besteht aber seine einzige Arbeit im Kassieren der Gewinne. Diese Mentalität – Erfolg ohne Arbeit – herrsche schon in den Schulen vor und werde dort akzeptiert. Zum Leidwesen all jener Omani, die das Land vorwärts bringen möchten – auch ohne die vielen Gastarbeiter, die hier arbeiten, echt arbeiten, vom Strassenwischer bis zum Hafenskapitän hinauf.

Die Regierung versucht diesem Übel abzuhelfen, indem nun jedes Jahr 5 % der ArbeiterInnen vom Indischen Kontinent zurück geschickt werden. Ihren Platz sollen Omani einnehmen. Mit der oben geschilderten Mentalität könnte das böse Folgen haben.

Vom Palast zum Museum. Die Omani sind sehr stolz auf ihre Geschichte. Ich werde sie hier weder nieder- noch aufschreiben. Interessierte können sie in wirklich guten Geschichtsbüchern nachlesen, deren Autoren begriffen haben, dass nicht nur wir Europäer eine Geschichte haben.

Das Museum jedoch ist imposant, verfügt über die modernsten Mittel – und ich denke, es wurde bei seiner Errichtung auch nicht an Mitteln gespart. Geld bis zum Abwinken!... Das Resultat jedoch ist beeindruckend, die nicht allzu vielen Exponate aus Ausgrabungen sind überzeugend ausgestellt.

Interessant für mich ist der maritime Teil gewesen. Die Konstrukteure unserer Segelschiffe haben Anfang des letzten Jahrhunderts gemerkt, dass ein Schiff schneller segelt, wenn sein Kiel nicht bis zum Heck durchgezogen ist. Hier steht das Grossmodell eines Kriegsseglers (der Vater aller Erfindungen usw...), der zweihundert Jahre früher gebaut worden ist – mit hinten abgeschnittenem Kiel. Auf der Tafel daneben steht, das Schiff habe sehr schnell gesegelt...

Und noch etwas Ähnliches: Das Lateinersegel. Die Schiffe der Araber fahren seit Jahrhunderten mit dieser praktischen Besegelung – auch am Wind. Und wir tun so, als ob die Lateiner, die alten Römer, die westliche Kultur also, dieses Rigg entwickelt hätten.

Was soll's. Alle, die hin und wieder in guten Geschichtsbüchern blättern, wissen in der Zwischenzeit, was „unsere“ Kultur jener der Araber verdankt. Nur weil sie heute mit ihrem Selbstverständnis und ihrer Mentalität schlecht in

unser Welt- und Wirtschaftsbild passen, heisst das noch lange nicht, dass sie zweitrangig seien.

Genug Geschichtsmoral.



Wir wurden weiter zu einer alten Burg gefahren – es gibt ihrer eine ganze Reihe, der Küste entlang – die zu ihrer Zeit die Schifffahrt zum Persischen Golf hinauf kontrolliert haben. Dieses hier ist im damaligen Zustand belassen worden und wir erhielten einen recht guten Eindruck vom damaligen Leben einer solchen

„Garnison“. Relativ komfortabel haben sie gelebt, die Herren. Das „Fussvolk“ lebte wohl, wie in jedem anderen Lande auch, nicht ganz so nobel.



Dann der geheimnisvolle Punkt oder besser gesagt, die zweihundert Meter Strasse aus festgestampfter Erde, wo ein Auto motorlos aufwärts rollen soll. Vom Meer aus zieht sich die Ebene dort sanft zum abrupt und steil ansteigenden Berghang hinan. Knapp nach dem berühmten Stück führt die Strasse steil hinauf. Dort ist es nicht!

Es ist knapp davor. Wir wollten es genau wissen und hatten unsere Wasserwaage mitgebracht. Zwar fuhr unser Auto motorlos nicht hinauf – aber es rollte doch auf fast flacher Strecke an und fuhr langsam dem Meer zu, und zwar vorwärts wie rückwärts. Irgend etwas ist eigenartig dort. Was, das haben auch wir nicht heraus gefunden. Mohammad war glücklich darüber. Das Geheimnis ist geblieben. Ein Auto beginnt dort, auf praktisch ebener, holpriger Strasse – Motor abgestellt – langsam anzurollen. Eigenartig.

Letzte Etappe: Die Wasserfälle. Ich war vorbereitet, hatten mich doch in den verschiedensten Ländern die verschiedensten Menschen zu „ihren“ wunderbaren Wasserfällen geführt. Und der mit Wasserfällen verwöhnte Schweizer war dann ein wenig fassungslos vor einem Bächlein gestanden, das gerade mal fünf Meter über die Steine herunter hüpfte. Und das nach einem dreistündigen Fussmarsch, wie in Irland zum Beispiel. Aber ein Omani ist kein Schweizer Bergler und ein Schweizer Bergler kein Wüstenbewohner. Da sind schon Unterschiede.

Und dann waren wir da:



Riesengrosse Gummibäume, und zwischen ihren verknoteten, dicken Stämmen und verschlungenen Wurzelstöcken schimmerte ein erstaunlich breites, weisses Band. Die Fälle. Hundert verschiedene kleine

Wasser stürzen weiss schäumend, unterbrochen durch kleine Felsen und grüne Inselchen, die Felsstufen des breiten Tales herab. Nicht hoch, aber breit — weiss sprudelnd, glitzernd, murmelnd, glucksend — beeindruckend auch für uns: Einfach schön! Unten bilden sie einen kleinen See, der dann als Flüsschen weiter zum Meer zieht. Es mündet dort, wo früher der Hafen für die Gewürzschiffe aus Indien lag. Heute ist die Flussmündung versandet und leider als Ankerplatz nicht mehr zu gebrauchen.

„All dieses Wasser fliesst einfach ins Meer!“

Mohammed stöhnt gut gespielt. Tatsächlich aber kann er es noch immer nicht fassen, obwohl er schon mehrmals hier gewesen sei. Einfach ins Meer, ungenutzt, so viel

Wasser! Und trotzdem freut er sich. Freut sich wie die vielen anderen Omani, die auch heute die Fälle besuchen: Weisse Gestalten, die zwischen den Bäumen zwischen den Fällen, über den Fällen herum steigen. Beeindruckt, berührt, von so viel Wasser, ihrem Wasser.



Nur Wüstenbewohner — vermute ich — können diesen Anblick so voll und so total geniessen und die Bedeutung dieses Wasserreichtums ermessen.

Zurück zum Ramadan.

Mohammad konnte heute zwar mit uns keinen zweiten Ausflug unternehmen, dafür aber wollte er mit uns Abend essen. Er würde das Ramadan-Essen bringen. Pünktlich um halb sieben stand er am Quai mit mindestens sechs Paketen. An Bord überfluteten sie gleich den Klapp Tisch. Überbordend war er mit Schüsselchen voller Reis, Plastikgefäßen mit scharfen, aber auch süßen Sossen, mehreren Säckchen mit Teigtäschchen verschiedensten Inhaltes, mit in Teig gebratenen Eiern, mit verschiedenen rohen Gemüsen und mit Früchten, mit Datteln und mit anderen Süßigkeiten überstellt. Wir holten Teller, Gläser, Besteck — aber Mohammad konnte nicht mehr warten.

Heißhungrig, wenn nicht gierig, stürzte er sich auf das Essen und stopfte und schlang herunter, was nur hinein ging, in seinen Mund. Wir hatten noch kaum angefangen die verschiedenen leckeren Säckchen zu probieren, da lehnte er sich zurück, strich sich wohligh über den Bauch, ächzte ein wenig und ging dann nach hinten um genussvoll seine erste Zigarette des Tages zu rauchen.

Hat der Prophet wohl das im Sinne gehabt, als er die Ramadan-Regelung erfand? Zu seiner Zeit wird das Essen nach Mondaufgang wohl eher zereemoniellen Charakter gehabt haben — stelle ich mir vor.

Eine genaue Aufstellung des angeschleppten Essens erlasse ich mir. Es mögen so um die zwanzig verschiedene Gerichte gewesen sein.

Wir werden morgen die Resten essen.

18. September

Heute haben wir die Spesenabrechnung gemacht. Ich hatte alles aufgeschrieben, was ich als Unterhaltsspesen betrachte, das aber aus der Bordkasse bezahlt worden war. In diesen Punkten waren wir uns einig.

Das Zurückkommen des Filters wegen, war das Problem. Ich sollte einen Drittel der Kosten übernehmen, sozusagen als Anerkennung meiner Schuld, dass ich mit diesem ramponierten Filter ausgelaufen und keinen Ersatz an Bord gehabt hatte. Tobias meinte, das Auslaufen mit diesem Filter sei meine Verantwortung gewesen. Das stimmt. Ich hätte bestimmen müssen, wir bleiben, bis ein neuer Filter aus der Schweiz angekommen ist — gleich ob sie glücklich oder unglücklich gewesen wären, dieses Entscheides wegen.

Nur, der hochgelobte Spezialist hatte uns gesagt:

„nehmt den alten Filter, der tut es schon noch bis zu den Seychellen.“

Da wollte ich nicht nochmals vier-fünf Tage weiter warten, vor allem ihretwegen. Mein Fehler. Wieder einmal bin ich auf einen „Spezialisten“ herein gefallen. Und wieder einmal habe ich auf die Stimmung an Bord mehr Rücksicht genommen als gut gewesen ist.

Der moralischen Pression stand zu halten ist manchmal sehr schwer. Obwohl ich bei Jana und Tobias nicht eigentlich von Pression reden kann – der Druck war da, auch von mir selber. Wir wollten endlich in See stechen!

Mitten in diese Diskussion kommt von Hafenamt der Befehl, die WAHOO fünfzig Meter weiter nach Süden zu verlegen. Des kleinen Kanonenbootes der Marine wegen. Wenn ihr das nicht selber könnt, weil euere Maschine nicht läuft, dann senden wir euch einen Schlepper – kostenpflichtig! Also habe ich die WAHOO mit dem Dinghy zu schleppen versucht. Da das Motörchen des Ruderbeschlages wegen, am Heck des Dinghys, leicht seitwärts montiert ist, zog es nur im Kreis herum, anstatt gerade aus. Mit dem Heckanker könnten wir uns die 50 m eben so gut rüber ziehen, dachte ich. Aber Tobias meinte, er könne das – was ich nicht konnte. Etwas genervt sagte ich zu ihm, dann probier es eben, wenn Du meinst, Du kannst es... Und er konnte es! Indem er das Seil von Hand hielt, genau in der Mitte des Hecks.

Gut gemacht, sagte ich zu ihm, als das Manöver beendet war. Er aber meinte ohne Schärfe, ganz nüchtern, ich hätte mich eigentlich für das etwas hässige „dann probier es eben...“ entschuldigen können. Das hätte er von mir erwartet, obwohl er wisse, dass ich etwas gestresst gewesen sei.

Natürlich habe ich mich entschuldigt. Aber mir ist es gar nicht bewusst gewesen, dass ich so unhöflich und hässig gewesen bin.

Verschiedenartiges Erleben und Begreifen von Situationen – vor allem wenn es stressig ist. Damit können wir jetzt schon recht gut umgehen. Wir haben wirklich dazu gelernt!

Dienstag, 19. September.

Manchmal ist es etwas mühsam, das Mühsame zu ignorieren.

Christoph hat die neuen Filter Freitagmorgen bei Mercedes bestellt. Montagabend sind sie dort von DHL abgeholt, via Brüssel nach Amsterdam und dann weiter – wohin wissen wir noch nicht – spediert worden. Mercedes hat also 2 volle Tage gebraucht um 2 Dieselfeinfiler und 2 Ölfiler hervor zu suchen, zu verpacken und DHL zu übergeben. Mühsam!

Natürlich schwankt bei uns die Stimmung zwischen wütend und inshalla. Wir versuchen jedoch das Beste daraus zu machen.

Gestern sind wir darum mit Muhammad nochmals in die Berge gefahren. Nichts Weltbewegendes. Aber die Übergänge sind krass. Zuerst fährst Du kilometerweit durch Bananenplantagen, vermischt mit Kokos und Papaja, ein grün wogendes Meer, das sich dem richtigen, salzigen Meer entlang zieht. Dann, gegen die Berge hin, wird die Ebene karg, karges Weideland für



Kamele, Rinder und Herden von Geissen. Dort stehen auch Hunderte von Zelten — früher wohl aus dunklem Kamelhaargewebe — heute aus blauen Plastikplanen. „Dort picknicken die Leute aus der Stadt, wenn sie frei und die Kinder keine Schule haben,“ sagt Mohammad.

Am Fusse der abrupt aufsteigenden Berge zeigt er uns ein typisches Wasserloch, das von drei Quellen gespeist wird. Es wird an drei Seiten von etwa dreissig Meter hohen, eigenartig figurenreich ausgewaschenen Fel-

sen umgeben.

Plötzlich sagt Mohammad, „hört ihr den Tiger? Dort oben, in jener Höhle, hört ihr ihn?“ Tatsächlich ist ein eigenartiges Geräusch zu hören, das manchmal anschwillt, dann wieder leiser tönt, aber immer stärker wird. Windgeräusche, sagen wir, Tiger gibt es nicht in Oman. Mumammad lacht sybillisch, „doch, hier gibt es einen, hört nur...“

Dann die Auflösung.

Oben über den grünen Rändern der Felsen taucht ein Kamelkopf auf, ein zweiter, ein ganzes Kamel und bald ist die ganze Höhe mit Kamelsilhouetten besetzt.

„Sie haben gutes Fressen gefunden,“ lacht Mohammad, „und nun rufen sie die ganze Sippe zusammen...“

Auch Kamele haben offenbar Familiensinn!

Die Bergabhänge sind grün, Maquis, undurchdringlich. Büsche, Bäumchen, Bäume. Dazwischen wieder Weideland mit Hunderten von Kamelen. Oman exportiert Kamele. Dann zweigen wir nach Südwesten ab und donnern mit hundertzwanzig Sachen vom

Grün weg der Steinwüste zu: Über eine Ebene, an deren Rand sich noch eine kleine Siedlung behauptet, an ein paar Kamelen vorbei, über die Brücke über ein Wadi, einem ausgetrockneten Tal, durch das bei Regen das Wasser in reissenden Bächen abläuft, dann über einen Hügel, und dahinter die Steinwüste. Rötlich bis graubraun.



Schon kommt der nächsten Hügelzug in Sicht – Kamelsilhouetten weit vorne. Sie weiden karge Grasbüschel. Und dann sind wir wieder im grünen Bereich. Die Weiden werden saftiger, Büsche, dann Bäumchen – die berühmten



Franziskanerbäumchen, deren Harz bei uns Myrrhe heisst. Bei den Mohamedanern und bei den Katholiken wird es in den Zeremonien der Gottesdienste gebraucht – beide Religionen haben die selben arabischen Wurzeln. Der Rest der kleinen Rundreise: Vom Grün des Bergabhangs zum

Braun der Ebene und dann zum Hafen. That's it!

Nun warten wir, ob unser Paket morgen wirklich ankommt – und Tobias meint sarkastisch, ob auch das Richtige drin ist.



## Weiter, zu den Seychellen

20. September – Donnerstagabend 18 Uhr.

Wir laufen aus! Endlich!

Heute morgen ist das Filterpaket angekommen, Mohammad hat es sofort gebracht. Es sind die richtigen Diesel-Filter - aber die falschen Ölfilter!

Zehn Minuten später läuft der Diesel wieder.

Grosse Erleichterung bei allen.

Wasser bunkern, das Schiff seeklar machen.

Dann grosse zweite Verabschiedung von Muhammad Saad, diesem Schatz in einem schönen Lande.

Anker auf. Auslaufen unter Motor!

Erst am nächsten Tag können wir Segel setzen – vorher kein Wind. Dann aber kommt er! Sonntag und Montag haben wir vor und nach dem Passieren der Insel Sukutra zwischen 30 und 40 Knoten Westsüdwest Wind.

Die Richtung ist zwar goldrichtig, die Stärke aber nahe unserer Möglichkeiten noch Süd zu machen. Aber wir schaffen es. Trotz der unangenehmen Kreuzseen von teilweise bis zu etwa fünf Metern. Am Dienstag geht der Wind etwas zurück, die Kreuzseen bleiben.

Ab Mittwoch – schönstes, geruhsames Segeln.

Schöner kann Amwindsegeln gar nicht sein. 8 bis 14 Knoten Wind, eine mittellange Dünung und vor allem eine Strömung, die uns pro Stunde bis zu 1,5 Seemeilen vorwärts bringt. Wir haben Gross, Besan und Fock gesetzt und laufen bis zu 7 Knoten, zusammen mit der Strömung.

Das für die Segler unter uns.

Das Bordleben war anfangs lahm gelegt. Kochen: nur Eintöpfe. Schlafen: Gewöhnungssache. Wer nicht Wache ging, legte sich hin.

Wie anders ist es jetzt!

Wir lesen, schreiben – Jana hat Brot gebacken und heute Abend gibt es eine Pizza. Leider nicht mit frischen Fischstücklein – wenigstens bisher nicht – aber sonst mit allem was drauf sein soll. Übrigens haben wir vorgestern gleich zwei Bonitos (kleine Thunfische) gefangen und verspeist. Tobias hat sich sogar überlegt, sie auf unserem Kohlegrill zu grillieren.

30. September. Der Expander!.. zuckt er? Zieht da wer?

Ja - ja! Da hat einer angebissen!

Rasch ziehe ich meine „Fischerrute“ herein und nehme die Leine in die Hand. Nur etwas kleines! Aber besser als nichts, wie während der letzten beiden Tage. Und ich beginne, den prospektiven Fisch Hand über Hand herein zu ziehen.

Da rast an Steuerbord die grosse Leinenspule ab.  
Noch einer? Tobias spurtet hin und packt die Leine.  
„Handschuhe, Jana, Handschuhe! Zieht gewaltig!  
Da ist was ganz grosses dran!“  
Und beide ziehen wir die Leinen ein, Hand über Hand. Dann sehe ich „meinen“ Fisch. Gold, Blau, Grün: Eine Goldmakrele. Schön!  
Tobias, von Jana assistiert, kämpft mit seinem Fisch. Fünf mal grösser ist der. „Fünf mal grösser als deiner!..“ Es ist auch eine Goldmakrele gewesen. Die grösste, die ich je gesehen habe. Sicher einen Meter zwanzig lang.  
So haben wir gestern Abend Goldmakrelen-Filets und Steaks grilliert und ein Abendessen mit Weisswein genossen. Denn wir sagten uns, die Regel – kein Wein während des Segelns – braucht eine Ausnahme, damit sie eine ist.  
Ausserdem segeln wir gar nicht. Wir stecken in den Doldrums und segeln oder motoren von Gewitter zu Gewitter. Rund um uns herum bilden sich immer neue Gewitterfröntchen. Weisse Cumuli türmen sich in tausenderlei Gestalten rund um unseren Horizont. Einige verdichten sich, bilden dunkle Gewitterwalzen, regnen aus und lösen sich wieder auf. Andere verbreitern sich, werden zu grauen Wänden und auch sie verschwinden, lösen sich auf oder verdichten sich wieder zu neuen Walzen. Manchmal fahren wir in eine hinein, es gibt Wind, Motor aus und wir können eine halbe Stunde lang segeln.



Oder es beginnt zu regnen. Gerade vorhin regnete es ziemlich stark. Da sah Neptun drei nackte Gestalten sich wohligh im Regen tummeln, sich waschen und einfach das Gefühl geniessen, dass wieder einmal Süßwasser über den Körper strömt.

So gut hatten es die alten Seefahrer nicht. Ohne Motor! Die haben tagelang auf das nächste Gewitterfröntchen gewartet, das ihnen ein wenig Wind brachte. Dazwischen beteten sie um Wind und verfluchten ihr Schicksal, wenn er nach zehn Minuten wieder aufhörte. Die Rossbreiten, nannten die Spanier dieses Gebiet auf dem Atlantik. Sie mussten die Pferde schlachten, nach so vielen windlosen Tagen war kein Wasser mehr da für sie. Manchmal hielten die Doldrums ihre Schiffe Wochen - ja Monate lang gefangen. Da wollen wir über ein bisschen Segelschlagen nicht klagen und über Motorengerbrumm schon gar nicht!

Übrigens – so wie es aussieht, werden wir auch beim heutigen Abendessen die grillierten Goldmakrelen-Filets nicht trocken herunterwürgen. Eine Regel erträgt auch mehr als eine Ausnahme!

1. Oktober. Die zweite Ausnahme gibt's erst heute. Gestern Abend regnete es – nichts mit Grillieren. Nun hoffen wir auf heute Abend. Denn da werden wir den Äquator überquert haben. Noch ganze drei Seemeilen trennen uns von dieser imaginären Linie. Dann werden wir auf der Südhalbkugel segeln. Der Champagner steht schon im Kühlschrank!

16 Uhr 58 Lokalzeit - der Champagnerkorken knallt und wir wünschen uns Glück für die weitere Reise.

Endlich auf der Südhalbkugel!

Eine halbe Stunde zuvor war Wind aufgekommen. Westwind – unvorhergesehen von den Windkarten-Spezialisten und ungewöhnlich für diese Gegend.

Was niemand weiss - weiss Äolus Geiss!...

Wir segelten also über den Äquator!

Aber für uns viel wichtiger, wir sehen das Äquatorband, quer ab sehen wir es, das berühmte schwarze Band, das vom dunkelblauen Meer zum dunklen Himmel empor steigt. Nie im Leben hatte ich es mir so breit vorgestellt. Es ist keine Linie – es ist eine Bahn von mindestens einer halben Meile Breite, unterteilt in zwei schmalere Bänder auf jeder Seite des Hauptbandes. In der Mitte des Hauptbandes liegt der genaue Äquator!



Es ist ein erhebender Anblick. Oben mündet das Band in einen immensen, viele Meilen breiten, weissen Wolkenpilz. Wunderschön anzusehen, unten der dunkle, breite Stamm, wie bei einer Eiche. Und darüber die riesige, gleichmässig verteilte Krone.

Nun wussten wir mit Sicherheit: wir haben den Äquator überquert.

Die Cumuluswolke blieb, wo sie war, und der Westwind so, wie er angefangen hatte. Leicht und angenehm.

Schönstes Segeln. Nur das Plätschern der kleinen Wellen ist zu hören, die der Bug der WAHOO zerteilt. Hin und wieder schreit stechend eine kleine Seeschwalbe. Ein Frachter zieht hinter uns durch. Das dritte Schiff seit Salalah. Aber was ist Salalah?

Bald sind wir auf den Seychellen!

Ein weiteres Phänomen am Himmel:

Die Sonne steht im Zenith. Um sie herum, wie mit dem Zirkel gezeichnet, mit einem Durchmesser von sicher hundert Kilometern: ein Regenbogen.

Er ist die exakte Begrenzung einer dunklen Wolkendecke in deren Mittelpunkt die verschleierte Sonne zu ahnen ist. Ausserhalb des Regenbogen-Ringes sind die Wolken hell und von den Winden dort oben zerdehnt. Innerhalb des Ringes ist die Wolkendecke kompakt und gleichmässig.

Noch nie habe ich etwas ähnliches gesehen.

5. Oktober. Wir sind auf den Seychellen angekommen!

Die letzten beiden Tage waren nochmals ziemlich hart. Südwestwind - wir hatten den Südwest-Passat erreicht. Endlich das lange erwartete Segeln mit halbem Wind! Aber was für einem...

Zuerst blies er mit 13 bis 23 Knoten – ständig wechselnd, was das Steuern schwer macht. Die Dünung erreichte hin und wieder fünf Meter. Dann steigerte sich der Wind, 28..29 Knoten. Wir liefen bald einmal gegen 8 Knoten. Sehr holperig!

Also refften wir und segelten mit zwei Reffs im Besan und einem im Grosse-gel, jetzt recht bequem und angenehm und trotzdem schnell genug den Seychellen zu. Schnell genug für den Wellengenerator, der uns endlich die Batterien wieder lud – aber immer noch zu schnell um erst bei Tageslicht die nördlichste Insel zu erreichen.

Früh am Morgen der Ankunft – noch ist es Nacht.

Ein komisches Gefühl, einfach der Elektronik zu vertrauen und so zu sagen blind in diese Schwärze hinein zu segeln mit dem Wissen, da vorne irgendwo liegen Felseninseln im Meer. Aber pünktlich, wie auf der Laptop-Karte angegeben, sah ich an Steuerbord etwas, das wie eine grosse Welle aussah aber

stationär blieb: die erste Insel in richtiger Position. Die Distanz zu ihr jedoch konnte ich nicht schätzen. Zu dunkel, zu unbestimmt.

Aber mit dem einmal mehr gewonnenen Vertrauen in die Elektronik segelte ich weiter. Dann begann es zu tagen, Tobias kam und übernahm die Wache und allmählich erschienen auch die nächsten Inseln als dunkle Erhebungen im Meer. So einfach kann Navigation sein!...



Im Übrigen haben wir unsere GPS-Position zwei Mal durch Sonnenstandlinien geprüft. Tobias schießt die Sonne schon sehr gut. Der GPS hatte sich nur um knapp zwei Seemeilen geirrt. Vielleicht auch umgekehrt...

Alles in allem, wir hatten grosses Glück bei dieser Überfahrt. Lange Zeit Strömung mit uns, lange Zeit ein Monsun der eher aus Westsüdwest blies, dann der aussergewöhnliche Westwind in den Doldrums und am Schluss der starke Südost-Passat, der uns rasch zum Ziel brachte.

Poseidon und Äolus sei Dank!

Nun werden wir ein paar Tage auf den Seychellen bleiben, noch ein-zwei Inseln in der Nähe besuchen und dann Richtung Süden, eventuell zu den Illes Glorieuses und Mayot segeln und von dort wahrscheinlich hinüber nach Madagaskar.

Alles hängt auch von den Windverhältnissen ab, die wir unterwegs antreffen werden. Vor allem davon, ob schon Zyklone im südlichen Indik auftauchen. Dann müssten wir wohl nach Mosambik ausweichen. Wir haben aber eingesehen, dass wir nicht beide Länder Mosambik und Madagaskar besuchen können. Die zwei Monate zu Hause fehlen uns jetzt!

## Auf den Seychellen

Sonntag, 14. Oktober 2007

Stell dir vor, mitten im Meer liegt eine kleine Felsinsel. Rötlich-graue Felsen, nach oben spitz zulaufend mit senkrechten Schleifspuren, die bis zum Wasser hinab reichen. Darunter runde, ovale, zu Halbmonden geschliffene Felsen, zum Teil vom Wasser überspült. Das Ganze sieht aus wie ein Schiff aus Felsen, nur unregelmässiger, wie vom Meer seit Jahrhunderten zu skurrilen Formen verschliffen. Aus diesem Felsenschiff ragen Palmen, fünf Kokospalmen, saftig-grün, in den verschiedensten Grössen, die Höchsten in der

Mitte, die Kleineren nach den Seiten abfallend, darunter und darum herum, Büsche, grün und saftig.



Vor Jahren hat es einmal ein Poster gegeben, ein altes Schiff beladen mit Bäumen und Büsche, eine Arche Noah für alles was wächst auf unserer Erde.

So sieht St. Pierre auf den Seychellen aus.

Wir ankern daneben.

Jana und Tobias schnorcheln. So gefällt es ihnen. Sonne, blaues Meer, Sandstrände, Palmeninseln. Die Seychellen, wie man sie sich vorstellt.

Das Ankommen in Mahé hat etwas anders ausgesehen. Ein Hafenbecken hinter riesigen Fischerbooten, die Tag und Nacht ihre Hilfsdiesel laufen lassen. Das Becken besetzt von Mooringbojen für die Touristenschiffe und ganz aussen noch ein kleiner Platz für uns – nahe bei den lärmigen Fischerbooten.

An Land ein Yachtclub bei dem man für 300 Rupien, etwa fünfzig Franken, Mitglied werden muss, wenn man hin und wieder etwas trinken und sein Dinghy dort anbinden will. Gleich daneben der Anlegeplatz für die Touristenschiffe mit zwei riesigen Katamaran-Ungeheuern. Ständig steigen dort Touristen ein und aus.

Das ist unser Platz für die ersten drei Tage auf den Seychellen gewesen. Und das nach fünfzehn Tagen auf dem Meer und dem bei Europäern geläufigen Bild der Seychellen im Hinterkopf: Weisse Sandstrände, Palmen - und in deren Schatten eine kleine Bar...

Da hat es Jana abgelöscht. Sie wollte gleich einen Flug buchen, nach Hause fliegen. Aber nach ein paar Tagen hatte sie sich erholt, auch die Schönheiten der Insel entdeckt und ist geblieben.

Noch vor unserer Ankunft hatte Tobias eine Anfrage an die Honorarkonsulin der Schweiz auf den Seychellen gemailt. Inhalt: können wir auf einer der südlichen Seychellen Inseln ausklarieren?

Die Antwort kam mailpostwendend.

Leider nicht, Ausklariieren kann man nur in Victoria. Aber ruft mich doch an, wenn ihr hier seid. Ich freue mich darauf, euch kennen zu lernen.

Schon am ersten Tag riefen wir sie an.

„Morgen im Yachtclub, wenn es Euch recht ist. Wir treffen uns dort jede Woche einmal mit Freunden. Die könnt Ihr dann gleich auch kennen lernen.“

Der Yachtclub ist viel gemütlicher, als wir anfangs gedacht. Und als Gäste von Angelika und Harry, ihrem Mann, einem überaus sympathischen Einheimischen, waren wir auch ohne Mitgliedschaft willkommen.

Ich habe mich unter ihnen sofort wohl gefühlt. Menschen der verschiedensten Rassen, assen, tranken, redeten mit einander. Ich spürte sofort, hier sind Rassen keine Schranken. Sie interessierten sich für unsere Reise, unser Schiff und die Probleme, die sich auf einer solchen Reise wie von selbst ergeben. Es war spannend und unterhaltsam und wir erhielten viele Informationen aus erster Hand. Unter anderen über möglich Ausweich-Ankerplätze, die besten Einkaufsmöglichkeiten, die beste Glacé in Town — besonders wichtig für Tobias — und die schönsten Strände und wie man mit dem Bus hin kommt. Natürlich erhielten wir auch ihre Telefonnummern, für dann, wenn wir etwas nötig hätten, einen Transport brauchten oder sonst etwas.

Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit, wie sie auf den Seychellen eben normal seien...

Dann erkundeten wir Victoria, die Hauptstadt der Seychellen; ein modernes Städtchen mit viel Verkehr, viel moderner Architektur aber auch alten kolonia-



len Häusern in ihren kleinen Parks, schön gepflegt die meisten. Und natürlich

gibt es ein paar Supermärkte, für uns besonders wichtig. Nachdem wir uns also ein wenig orientiert und das Wichtigste eingekauft hatten, verlegten wir uns in eine kleine Bucht, die uns von der Runde im Yachtclub empfohlen worden war. Sie wird durch eine kleine Insel gegen Schwell geschützt, das Wasser ist sauberer, die Umgebung grün und angenehm. Ein ruhiger Platz und nahe bei der Haltestelle des Busses, der in fünfzehn Minuten nach Victoria fährt. Es war noch immer nicht das, was sich Europäer unter "Seychellen" vorstellen. Viel besser jedoch als im Hafen.

Als dann Jana auch noch entdeckte, dass Tobias und sie von hier aus mit dem Tauchboot des nahen Clubs, tauchen gehen konnten, war auch sie etwas zufriedener.

Dort haben Tobias und ich die Propeller-Welle neu ausgerichtet - seither läuft die WAHOO unter Motor wieder wesentlich ruhiger.

Dann das Ersetzen des einen Lagers der Ruderradwelle!...

Ich will Dich nicht mit noch mehr Technik langweilen. Aber die Geschichte des neuen Lagers ist es Wert, erzählt zu werden.

Was ich auf den Seychellen suchte, war ein Norm-Kugellager.

Telefon zu Angelika.

„Ein Norm-Lager? Ohlala! das wird nicht einfach sein. Wart' einen Moment...."

Ich höre sie mit jemandem reden, dann

„...wenn es jemand hat — Luigi... eine mechanische Werkstätte ganz in der Nähe von uns, ein Italiener... der einzige, der hier... Moment..."

wieder spricht sie mit jemandem

„... wenn Du heute Nachmittag um zwei an der Bushaltestelle sein kannst, dann nimm' ich Dich mit zu Luigi... geht das?“

Und ob es ging!

So war ich um Viertel nach Zwei in der Mechanischen Werkstatt von Luigi, hin gefahren von Angelika.

Der schmale Eingang öffnet sich auf ein ziemlich grosses Areal, direkt am Meer. Fragmente von Maschinen und Motoren stehen und liegen herum, aufgepallte Fischerboote, ein moderner Segel-Cat — und eben wird ein grosses Fischerboot den Slip herauf an Land gezogen.

„Mister Luigi?“

„Dort drin, in der Schweisserei..."

Die Werkstatt ist riesig, sicher acht Meter hoch und durch das grosse Tor können ganze Fischerboote hinein geschleppt werden. Im Moment steht aber keines drin.

Links hinten sehe ich Drehbänke, Bohrwerke, eine Abkanntmaschine. Rechts hinten blitzt es — Schweiss-Blitze. Ein schwarzer Arbeiter schweisst eine grosse Wellenkupplung, neben ihm steht ein Weisser, ebenfalls im „Übergwändli“.

„Mister Luigi?...”

"Ja — was ist?"

Ich strecke ihm das Lager entgegen. Es steckt noch immer im Gussgehäuse — wir hatten vergebens daran herum gemurkst, um es heraus zu lösen.

Mister Luigi nimmt es, geht zum Schraubstock, klemmt es ein und Schwups... ist das Lager befreit, aus dem Gehäuse heraus gedreht. Drehen und heraus ziehen!... natürlich, jetzt erinnere ich mich wieder, wie's geht...

Mister Luigi betrachtet das Lager genau.

„Ein solches Lager gibt es nicht auf den Seychellen!“ sagt er bestimmt.

„Aber ich muss eines haben..."

„Das glaube ich Ihnen..." lacht er

„Wie... was kann ich?... wie kann ich eines bekommen? Können Sie mir irgendwie helfen? Ohne dieses Lager... ohne sind wir..."

„Kommen Sie mit..."

Wir gehen in sein Büro. Dort nimmt er eine Schachtel aus einem Regal, ein Lager aus der Schachtel.

„Sehen Sie... die Grösse stimmt genau. Aber die Rundung!... aussen am Käfig... dieser Käfig ist gerade, der geht nicht in Ihr Gehäuse..."

„...und ein anderes... haben Sie ein Gehäuse, das dazu passt?..."

„Nein, gibt es hier nicht!“

„Gibt es irgend eine andere Möglichkeit?..."

„Das richtige Lager bekommen Sie hier nirgends. Kommen Sie!“

Wir gehen zurück in die Werkstatt — warum nimmt er das Lager mit?... ein Italiener in einem Entwicklungsland?... wie damals der alte Luigi in Atuona auf den Marquesas?... könnte es sein?...

Mister Luigi hat sich aus einer Ecke ein Stück Rundholz geschnappt, schnitzt es mit seinem Messer ein bisschen zu und steckt nun das Lager darauf...

komisch, was will er damit?...

jetzt geht er zur Schleifmaschine — stellt sie an...

grinst zu mir herüber:

„...das ist die einzige Möglichkeit hier..."

hält das Lager mit dem Holz an die Schleifscheibe und beginnt den Käfig, der sich auf dem Innenteil des Lagers mit dreht, abzuschleifen. Auf dieser Seite ein wenig, auf der anderen eben so viel. Prüfen am Gehäuse — weiter Schleifen — Prüfen ... und

„Sehen Sie... jetzt geht es rein!..."

Und Klick — ich habe wieder ein Lager! Montiert im Original-Gussgehäuse.  
Und das auf den Seychellen. Phantastisch!

Für Mister Luigi aber scheint das ein ganz normaler Vorgang zu sein. Die  
"Anpassung" erscheint nicht einmal auf der Rechnung...

Nach der Montage, mit wieder leicht drehendem Ruderrad, laufen wir aus  
um ein-zwei weitere Inseln zu besuchen.

Segel hiessen — Anker auf... und hinaus aus der Bucht.

Draussen jedoch, da wo ich eigentlich durch segeln wollte, reiht sich eine  
Sandbank an die andere. Wir haben Niedrig-Wasser. Die Sonne steht hoch,  
ich kann die Untiefen gut sehen. Aber Sandbänke, beweglich fast wie Rie-  
senschildkröten, eingezeichnet auf Seekarten... keine Verlass!

So weiss ich nicht, wie es weiter draussen aussieht, wo die Ausfahrt verläuft.

Und die Ausfahrt unter Segel suchen?... Ist mir zu riskant.

Also entschliesse ich mich, dem betonnten Weg zum Hafen zu folgen und  
von dort gefahrlos auszulaufen. Die Segel ziehen gut, mit halbem Wind folge  
ich dem betonnten Wasserweg, halte mich aber — als kleiner Segler — an  
dessen Rand.

Fünf Knoten Fahrt.

Es schrumpft, es holpert — und dann null Fahrt!

Aufgelaufen!

Aufgelaufen, innerhalb des Fahrwassers!

Motor an, Segel dicht — sie krängen das Boot — Retourgang, Vollgas,  
nichts geschieht. Ein Militärboot nähert sich. Wir geben eine Leine hinüber  
und es gelingt uns mit vereinten Kräften, das Heck der WAHOO gegen die  
Fahrwasser-Mitte hin zu drehen und sie retour aus den Steinen heraus zu  
ziehen.

Eine Flasche Wein wechselt den Besitz. Dann laufen wir aus.

Am Abend ankern wir im Hafen der Anse Lamoure von Le Dique und erkun-  
den die Insel am nächsten Tag per Velo. Schöne Wege durch den "fast" Ur-  
wald. Eine unwahrscheinliche Pflanzenwelt. Darin ein paar verstreute Bunga-  
lows. Dann nur noch Weg und nur noch Wald. Das Ende des Radwegs. Ein  
Sanddüne hinauf und... endlich: Der schneeweisse Sandstrand. Die Strand-  
bar. Seychellen wie aus dem Prospekt! Es vergnügen sich ziemlich viele  
weisse und vor allem junge TouristInnen im Sand und mit sich selber. Cool,  
Sexy, selbstbewusst... und an der Bar gibt es kühle Drinks und Sandwichs.

Am nächsten Tag ankern wir vor St. Pierre, der munzig kleinen Insel eine  
Seemeile westlich des Pointe Zanguilles auf Praslin. Die Welt ist wieder in  
Ordnung und die Seychellen so, wie sie erträumt wurden. Und als wir dann  
am Abend von den Parkwächtern noch zu einem BQ an den Strand der

Laraie Bay auf Curieuse Island eingeladen werden, ist meine Crew restlos zufrieden.

Am Abend verholen wir in die Bay vor dem Turtle Pond.



Auf Curieuse leben noch ein paar Riesenschildkröten und auch die Palmenart Coco de Mer gedeiht hier. Sie ist auf Curieuse und Praslin endemisch. Ihre Samen, die grössten dieser Welt, sind wunderschön, sehr sinnlich und

erotisch. Sie dürfen nur mit spezieller Bewilligung ausgeführt werden.

Unsere Parkwächter sind für beide, die Riesenschildkröten und die Coco de Mer verantwortlich.

Es ist eine recht bunt zusammen gewürfelte Runde, die sich am Abend am Strande trifft. Die Crews von zwei Charter-Segelyachten, Holländer und Franzosen, eine Bootsladung englischer Touristen von einem nahen Ressort und wir Drei. Auf Französisch, Englisch, Deutsch und Schweizerdeutsch wird kommuniziert, unter einander und auch mit den Parkwächtern die uns bewirten. Sie sprechen Englisch und von allen Touristen-Sprachen ein paar Brocken. Die wenden sie vergnügt und mit Charme und Nonchalance an. Sie haben das Recht, hin und wieder solche BQ's an "ihrem" Strand zu organisieren. Um ihr mageres Salär aufzubessern. Sie fangen tagsüber die Fische, suchen das Feuerholz und einer von ihnen ist am Abend dann Chefkoch. Er versteht sein "Handwerk". Die gebratenen Fische sind frisch, vorzüglich mariniert, gerade richtig gebraten und schmecken gut. Ich kann etwas lernen.

Zum Schluss ist die Stimmung so gut, dass niemand gehen möchte... und das Trinkgeld fließt reichlich.

Am nächsten Tag kreuzen wir den Kanal zwischen Curieuse und Praslin nach Norden auf und Tobias schießt vom Dinghy aus Fotos der WAHOO mit Besan, Grosseegel, Bugsprit und Fock. Um den Norden



von Praslin herum erreichen wir offenes Wasser, lassen den "Cousin" und die "Cousine" — zwei kleine Inseln mit Untiefen rund um sie herum — an Backbord und erreichen gegen Abend Victoria auf Mahé.

Einkaufen für zwei Wochen.

Dann der Abschied. Wieder einmal.

Diesmal von Angelika und Harry. Ein Paar, das der Schweiz Ehre macht — und die ein wenig zu unseren Freunden geworden sind. Werden wir sie je wieder sehen?

## Unsere Fahrt nach Madagaskar

Ich hatte vorgeschlagen, mit etwa halbem Wind zur französischen Komoren-Insel Mayot zu segeln und dann von dort nach Nosy Be, der grossen Insel an der Westküste Madagaskars.

Ich dachte, meine Crew habe es satt, schon wieder tagelang hart am Wind zu segeln.

Aber Tobias meinte, es sei doch möglich direkt nach Antsiranana im Norden Madagaskars zu segeln.

„Warum tun wir's dann nicht?“

„In Ordnung, aber ihr wisst, was das bedeutet — einmal mehr, hart am Wind segeln.“

Als Trost — vor allem für Jana — wollten wir wenigstens in Farquhard Island Halt machen. Und davor gibt es noch ein Inselchen am Weg, Saint Françoise.

Dort sind wir gegen Abend angekommen und dem schäumenden Riff entlang gesegelt, manchmal keine hundert Meter davon entfernt. Du segelst konzentriert auf der Zwanzig Meter Linie, kommst du zu nahe, beginnen die Wellen anzusteigen und nur zwanzig Meter weiter, werden sie zu gefährlichen Grundseen. So weit darfst du es auf keinen Fall kommen lassen, sonst liegst du in Kürze auf dem Riff.

Aber der Anblick der Kilometer lang brechenden Seen auf dem Riff ist phantastisch.

Die Situation erinnerte ein wenig an Odysseus und die Sirenen. Nur dass es bei ihm der Gesang gewesen ist, hier aber der Anblick, das brodelnde, gischende Weiss der brechenden Seen, das mich magisch anzog. Die Augen jedoch konnte ich mir nicht gut verbinden lassen...

Aber auch mit offenen Augen und besten Ferngläsern fanden wir in der beginnenden Dämmerung keinen Eingang hinter das Riff und mussten weh-

mütig weiter segeln, in die Nacht hinaus, Farquhard Island, mit der schönen grossen Lagune, entgegen.

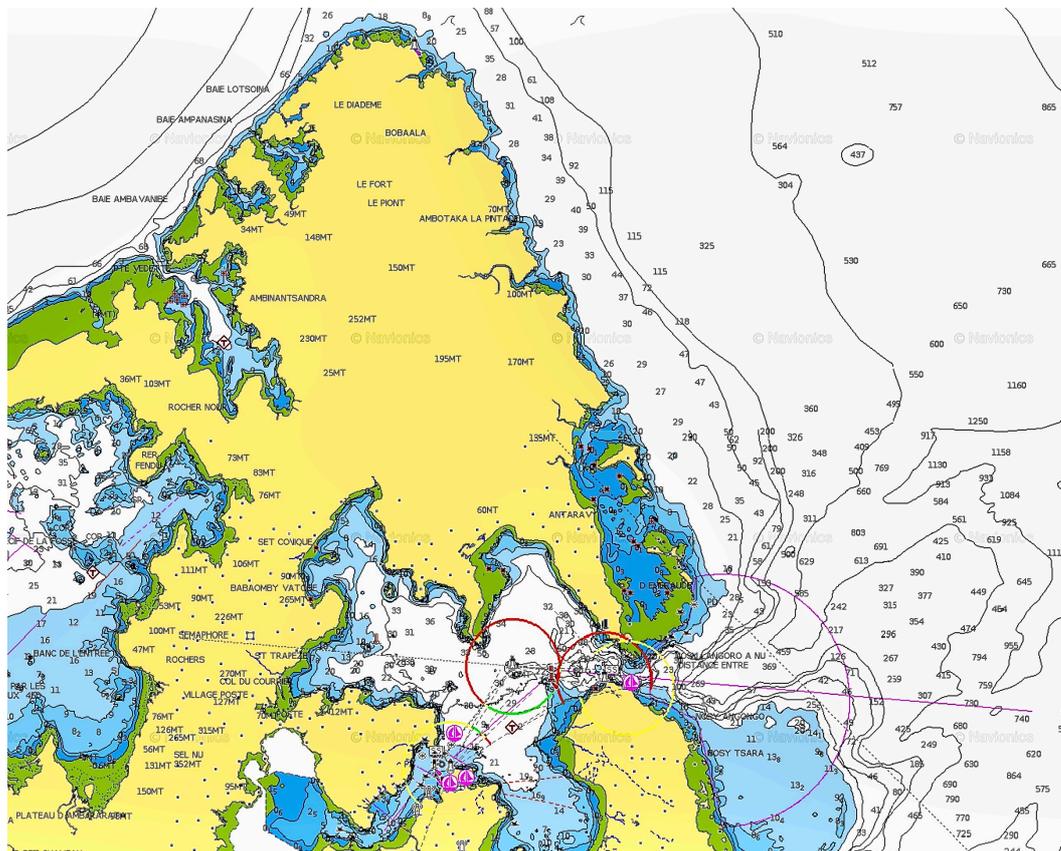
Dort, wussten wir, gibt es eine Einfahrt in die Lagune und dort werden wir geschützt liegen, wie in Abrahams Schoss...

Leider sind wir auch dort wieder am späten Abend angekommen und hätten bis zum Morgen vor dem Eingang warten müssen.

Macht keinen Sinn, hat sogar Jana zugestimmt, die so gerne endlich in einer Lagune geankert hätte – wer von uns nicht? – und so segelten wir weiter.

Wir setzten den Kurs etwa dreissig Seemeilen östlich des Einganges zur Bucht von Antsiranana ab. Und das ist richtig so. Der Wind dreht entlang der Ostküste der Insel auf Süd und die Strömung setzt Nord. Gegenwind und Gegenströmung also für ein Schiff, das südwärts segelt.

Wir haben später von Segelyachten gehört, die von Kap d'Ambre, der Nord-



spitze Madagaskars aus, tagelang der Küste entlang nach Süden aufkreuzten und es nicht geschafft haben.

Mit einem Abstand zur Küste von etwa dreissig Seemeilen jedoch, konnten wir ab der Höhe von Kap d'Ambre, hart am Wind segelnd, gerade noch den Eingang zur Bay anliegen.

Am Morgen des 25. Oktober 2007 segelten wir in die grosse Bay von Antsiranana ein und machten ein paar Stunden später im Hafen dieser Stadt an einem Fischerboot fest.

Mein Ziel, mit der WAHOO nach Madagaskar zu segeln, war erreicht!



Liebe Madleina

Dass du, wenn du mir schreibst, es an „meine lieben Freunde“ adressierst, hat mir gezeigt, du nimmst das sehr ernst, was ich dir im ersten grossen Schmerz geschrieben habe, nämlich, du könntest mir schon schreiben aber ob ich dir antworten würde, wisse ich noch nicht.

Jetzt weiss ich es. Ich werde dir antworten.

Der Schmerz über den Verlust deiner Liebe wird langsam schwächer. Ich staune selber. Aber ich wusste eigentlich seit langer Zeit, dass ich dich verloren hatte, wollte es aber nicht wahr haben und kämpfte darum weiter um deine Liebe — diese lange Zeit hat wohl bewirkt, dass der Schmerz schwächer geworden ist.

Die Zeit heilt... das stimmt offenbar.

Heute kann ich dir sagen, wenn du das auch möchtest, dann können wir in Freundschaft weiter leben. Ich bin bereit dazu, es stimmt für mich und ich freue mich darüber.

Wenn du das aber nicht willst, bitte ich dich, mir einfach dieses Mail zu retournieren.

Mit lieben Grüßen

Klaus

## Madagaskar

Madagaskar ist ein Land, das nicht sehr lange von den Weissen dominiert wurde. Die Franzosen haben Madagaskar erst 1896 wirklich in Besitz genommen und 1960 wieder verlassen. Es ist für sie eher eine Beute gewesen, die ausgeplündert werden konnte, als ein Land zum Siedeln, als eine neue Heimat.

Die kurze Kolonialgeschichte hat die Mentalität der Madagassen nicht stark beeinflusst. Die Menschen dieser Insel sind geprägt von viel weiter zurück liegenden Ereignissen, dem Zusammentreffen und Verschmelzen so verschiedener Ethnien wie der indonesisch-malaiischen, der ostafrikanischen und der arabischen. Daraus ist eine neue Ethnie entstanden, die Madagassische, mit eigener Sprache — dem Malgasch — und einer langen Geschichte verschiedener Königreiche.

Malgasch ist eine eigene Sprache, die mit verschiedenen Dialekten auf der ganzen riesigen Insel gesprochen wird. Sie hat grosse Ähnlichkeiten mit den Polynesischen Sprachen. Das heutige noch immer französische Polynesien wurde ebenfalls von indonesisch-malaiischen Stämmen bevölkert.

Als ich zum ersten Mal Malgasch Lieder hörte, kamen sie mir eigenartig bekannt vor. Später merkte ich, es sind ähnliche Melodien – auch die Sprachmelodien – wie ich sie auf den Marquesas Inseln gehört habe.

Austronesische Seefahrer aus dem über dreitausend Seemeilen entfernten südostasiatischen Raum, sind wahrscheinlich im fünften Jahrhundert als erste bis zur Ostküste Madagaskars gesegelt und haben auf der kleinen Insel Mangabe in der Antongil-Bucht, die von der Masoala Halbinsel gebildet wird, erste Siedlungen errichtet.

Im zehnten Jahrhundert kam dann eine zweite, wesentlich grössere indonesisch-malaiische Invasionswelle zum Teil nach Ostafrika und später, vermischt mit Bantu Stämmen, zurück nach Madagaskar.

Etwa zur gleichen Zeit begannen auch arabische Einwanderer vor allem die Nord- und Nordostküste zu besiedeln. Sie brachten ihre Kenntnisse der Medizin, der Arithmetik, der Astrologie und ihre Schrift mit.

Vor allem diese drei Ethnien haben sich vermischt und gegenseitig befruchtet. Das machte sie fähig, gut organisierte kleine Königreiche zu gründen und eine vergleichsweise hohe Kulturstufe zu erreichen.

Im Übrigen haben jene austronesischen Völker bereits in jener Zeit, von den indonesischen Inseln aus, den halben Erdball umsegelt, einerseits über den Indischen Ozean nach Madagaskar — andererseits über den pazifischen Ozean nach den Osterinseln und über Polynesien bis — etwas später — nach Hawaii. Es sind die besten Seefahrer ihrer Zeit gewesen.

Ende des achtzehnten Jahrhunderts schuf König Andrianampoinimerina durch Eroberung und politische Vereinigung vieler kleiner Königreiche sein grosses Reich mit Antananarive als Hauptstadt. Es war der erste moderne Staat Madagaskars, mit einem Rechtssystem, einer einheitlichen Landessprache und einem umfassenden Handelssystem.

Bis heute wird er als grosser König und Begründer des Staates Madagaskar verehrt. Gleichzeitig war er der Begründer der wichtigsten Königsdynastie, die in Madagaskar bis 1896 herrschte.

1883 wurde Ranavalona III Königin.

Im selben Jahr versuchten die Franzosen die Insel zu besetzen. Zuerst wurden sie vom madagassischen Heer geschlagen. Die technische Unterlegenheit war jedoch zu gross. Nach einem blutigen Krieg gelang es den Franzosen 1896, Madagaskar zu ihrer Kolonie zu machen. Sofort begannen sie mit dem Ausbau der Verkehrswege, Eisenbahnlinien, Kanälen, Strassen. Nur so war es ihnen möglich, die natürlichen Ressourcen des Landes auszubeuten. Das fruchtbare Land wurde enteignet, französischen Grossgrundbesitzern übergeben und auf den Bedarf Frankreichs ausgerichtet. Grosse Zuckerrohrplantagen entstanden, Vanille, Nelken und Pfeffer wurden angebaut. Das französische Regime war brutal und repressiv. Zur Abschreckung wurden ganze Dörfer dem Erdboden gleich gemacht und die Bewohner ermordet. Trotzdem mussten madagassische Soldaten in den beiden Weltkriegen an der Seite der Franzosen kämpfen.

Während des zweiten Weltkrieges stand Madagaskar zuerst unter der Verwaltung von Vichy. Darum besetzten es die Engländer und gaben es später an das neue Frankreich zurück.

Kurze Zeit darauf, 1947, erhoben sich Landarbeiter an der Ostküste und gründeten eine Befreiungsbewegung. Die Reaktion der Franzosen war eigenartig und brutal. Sie liessen die madagassischen Abgeordneten der Nationalversammlung verhaften und zum Tode verurteilen. Ihre Beteiligung an den Aufständen wurde nie bewiesen.

Mindestens neunzig Tausend Madagassen — wahrscheinlich aber weit mehr — wurden hingerichtet oder bei Kämpfen erschossen. Die Kolonialmacht verzeichnete praktisch keine Opfer. 1960 zog sie sich von Madagaskar zurück.

Der unabhängige Madagassische Staat entstand.

Siebenundvierzig Jahre später haben wir Madagaskar als eine wunderschöne Insel mit liebenswürdigen und freundlichen Menschen kennen gelernt. Das ist unser erster Eindruck gewesen. Und je länger ich hier bin umso mehr verstärkt er sich.

Am ersten Abend haben wir in der Nähe des Hafens im kleinen, sehr hübsch und geschmackvoll eingerichteten Restaurant „Les Pirates“ gegessen.

Gut und günstig.

An Stelle der sonst üblichen Lautsprecher-Musik spielt hier ein schwarzer Mann Gitarre und gleichzeitig Mundharmonika. Erstaunlich gut. Und als die meisten Gäste gegangen sind, setzt sich der Barman mit einer Doppeltrommel dazu und eine der jungen Frauen, die nicht mehr servieren muss, beginnt dazu auf Malgasch zu singen.

Nicht für uns spielten und sangen sie, sondern für sich selber, weil sie fröhlich sind und ihre Musik lieben.

Zwei Tage darauf fahren wir mit einem Taxi in den Amber Mountain National Park. In Antsiranana oder Diego, wie die Einheimischen sagen, gibt es praktisch nur Renault R4 Taxis. Ein solches, eher älteren Datums, haben wir für die Fahrt nach Joffreville gemietet. Besitzer und Fahrer ist ein pensionierter Lehrer. Seine Pension ist zu klein um davon leben zu können. Darum arbeitet er mit seinem Taxi weiter bis... „na ja, sagt er, ich hoffe, ich kann rasch sterben, wenn ich keine Kraft mehr habe zum Arbeiten.“

Joffreville ist ein ehemaliger Höhenkurort der Franzosen und liegt auf etwa siebenhundert Meter über Meer. Vom ehemaligen Luxus sehen und spüren wir nichts mehr. Das Klima aber ist angenehm, es ist kühl hier oben.

Die Naturstrasse nach Joffreville ist relativ gut und unser R4 hat keine Mühe. Nach dem Örtchen wird's schwierig. Bachbett wäre ein Kosename und verschiedentlich müssen wir aussteigen. Einfacher wäre es, den Rest bis zum Parkeingang zu gehen. Aber unser Fahrer lässt das nicht zu. Wir hätten bis dort hin bezahlt und er fahre uns bis dort hin. Punkt.

Tobias und ich befürchten Schlimmes für das Wägelchen. Und dann, Herr Lehrer?...Aber wir schaffen es. Nur - als er vor der Parkhütte anhält, den Gang heraus nimmt und uns aussteigen heisst, fährt sein Gefährt plötzlich rückwärts.

„Was ist los?“

„Die Bremse, sie fällt durch, keine Wirkung mehr...“

und geistesgegenwärtig lenkt er den R4 rückwärts in die Böschung hinein. Tobias und ich finden den Grund relativ rasch heraus. Der Hebel des Bremspedals liegt lose am Boden. Der Stift, der ihn in der gabelförmigen Halterung halten sollte, ist gebrochen. Mit einem Nagel – den ich aus dem Zaun der Park-Hütte gezogen – repariert Tobias die Bremse. Und so fährt unser Lehrer zurück – achthundert Meter hinab zum Meer...

Meine Crew hat eine Tour von zwei Tagen mit Übernachten in einem der Touristen-Camps gebucht. Nichts für mich. Aber ich gehe ein paar Stunden mit.

Der Park ist nicht sensationell, aber schön, mit riesigen, uralten Bäumen und wunderschönen Ausblicken auf einen Urwaldsee, auf einen Wasserfall und hin und wieder auf das weite Land bis hinab zum Meer im Westen.

Wandern tut gut. Gegen Abend laufe ich mit unserem Führer in einem Gewaltmarsch zurück zum Eingang des Parks. Von dort nimmt mich eine Reisegruppe aus Kanada in ihrem Bus fast bis nach Diego zurück.

Der Taxichauffeur, der mich weiter zum Restaurant „Les Pirates“ bringt, von wo es nur noch ein paar Hundert Meter zum Hafen sind, will mein Geld nicht. Warum nicht?.. wir können einander nicht verstehen.

„Warte hier,“ sage ich ihm, „ich werde jemanden aus dem Restaurant holen, der Malgisch und Französisch spricht.“

Aber er fährt ohne Geld davon und ich stehe im Restaurant und komme mir ein wenig dumm vor.

Madame Moana, die Besitzerin des Restaurants, lacht nur, als ich ihr das erzähle und meint, es gibt auch verrückte Malgaschen. Machen Sie sich nichts daraus!

Wir trinken ein Bier zusammen und plaudern.

Eine interessante Frau, die viel gereist ist, stelle ich fest. Schöne, lebendige Augen hat sie, etwa vierzig jähig schätze ich, ziemlich sexy gekleidet, selbstbewusst, gute Figur mit charakteristischem rundem Po, eine eigenartige, starke Ausstrahlung. Schöne Augen. Eine richtige Malgisch.

Am nächsten Tag trinke ich wieder ein Bier in „Les Pirates“ und lade Madame Moana dazu ein.

„Woher sind Sie?“

„Meinen Sie, aus welchem Land? Aus der Schweiz und nun segeln wir rund um Afrika.“

„Ah Sie sind Schweizer...“

Ich habe fast zehn Jahre mit einem Schweizer zusammen gelebt. Wir hatten hier in Diego ein Reisebüro und haben Touren in die Reservate organisiert.

Eine schöne Zeit, bis auf den Schluss...“

„Den Schluss?“

„Ja, wir fuhren fast jedes Jahr zusammen in die Schweiz, in die Ferien, wissen Sie.“

Im letzten Jahr bin ich etwa einen Monat früher zurück geflogen, unsere Agentur musste weiter laufen...

Und er ist einfach nicht mehr nach Madagaskar zurück gekehrt.“

Pause. Ihre Augen werden noch dunkler.

„Nach einem Monat hat mir einer unserer Freunde gesagt, er wird nie mehr zurück kommen.“

Zwei Tage lang habe ich nur noch geweint...“

Was soll ich dazu sagen? Eine lange Pause entsteht.  
Ich schäme mich. Sie merkt es – lächelt und sagt:  
„Nicht alle Schweizer sind so... ich weiss“

Am übernächsten Tag verlassen wir Antsiranana Richtung Nosy Be, der „Grossen Insel“. Schon beim Starten der Maschine habe ich das Gefühl, irgend etwas stimmt nicht. Der Wind weht wieder einmal genau aus dem Ausgang der Bucht und wir müssen den ganzen Weg motoren. Irgendwie läuft der Motor nicht richtig, auch die Vibrationen sind ungewöhnlich. Ich gebe Vollgas – nichts geschieht – er kommt nicht über 1900 Touren hinaus. So geht das nicht.

Umkehren? Nochmals zurück nach Antsiranana?

Es bleibt uns nichts anderes übrig.

Telefon an Christoph, Schilderung der Symptome.

Vermutlich die Einspritzpumpe, aber schaut zuerst mal die Einspritzdüsen an!

Wir selber, fragen wir uns? Getrauen wir uns das?

Nein. Dazu braucht es einen Fachmann!

Wie findet ein Wasa (Weisser) hier einen Fachmann?

Einen ausgewiesenen Fachmann?

Indem er jemanden fragt, den er kennt, dem er vertraut, der einschlägige Erfahrungen hat, aber nicht selber in diesem Geschäft steckt.

Madame Moana! In ihrer Touragentur hatten die doch Dieselfahrzeuge...

Und tatsächlich hat sie mir weiter geholfen.

Ein Fachmann ist gekommen, hat neue Einspritzdüsen montiert – Resultat, etwas besser aber nicht gut.

Also doch die Einspritzpumpe.

Als auch die revidiert und wieder montiert ist, läuft der Motor wieder wie früher.

Wieder einmal: genug Technik.

Die Crew hat den unfreiwilligen Aufenthalt dazu benützt, eine grössere, dreitägige Exkursion zu einem anderen Naturreservat zu unternehmen. Ich musste natürlich auf dem Schiff bleiben und die Reparatur überwachen.

Die beiden kommen begeistert zurück, haben sie doch einige der seltenen und endemischen Tiere aus der Nähe sehen können und auf der nicht organisierten Fahrt zurück, Malgach-Luft geschnuppert.

Ich übrigens auch. Ich habe ein bisschen vom Leben in Madagaskar begriffen. Hier haben alle Zeit. Viel Zeit. Ungeduld ist nicht gefragt, Stress eben so wenig. Niemand lässt sich zu schnellerem Arbeiten verführen. Immer mit der Ruhe und Morgen ist auch noch ein Tag.

Schön, diese Ruhe, dieses „unendlich viel Zeit haben“

Das hat aber auch eine Kehrseite.

Die Ruhe ist Ruhe an der Oberfläche. Darunter brodelt es. Angst.

Wo es keinerlei soziale Absicherung gibt, keine Krankenkasse, keine Pension, keine Versicherung, nicht die kleinste Sicherheit, wo es keinerlei Zukunftsperspektiven gibt... da herrscht die Angst! Die Angst zu verarmen, in der Gosse zu enden.

Ich habe mit vielen Malgaschen gesprochen, alle kennen und fürchten diese Existenzangst, angefangen beim Barmann aufgehört bei der Besitzerin eines Ladens, eines Restaurants. Alle leben sie von der Hand in den Mund und wissen nicht, was in einem Monat sein wird.

Irgendwie wird es schon weiter gehen, ich bin gesund und kann arbeiten, nicht zu viel aber so viel, dass ich überlebe.

Und wenn du alt bist?

Schulterzucken... wer weiss, ob ich es werde... wer weiss, was sein wird...

Das sagten mir die Jungen.

Ältere Menschen die es können, arbeiten für ihr Zukunft. Aber fast alle glauben nicht an eine Chance. Wer arm geboren wird, stirbt auch arm.

Wer keine überdurchschnittliche Schulbildung hat, ist chancenlos. Und wer arm ist, kann sich keine erwerben. Ein Teufelskreis.

Wer es trotzdem schafft, ihn zu durchbrechen, schafft es mit der Hilfe eines Wasa, eines Weissen.

Viele der jungen Mädchen träumen davon. Ein reicher Wasa und ich bin gemacht. Der beste Nährboden für Sextourismus. Und er blüht...

Die Realität dieser jungen Frauen sieht allerdings anders aus. Nach zwei-drei Wochen geht der „reiche Wasa“ wieder und ein anderer kommt.

Wieder für vierzehn Tage?

Die einzige Chance ist eine langfristige Bindung zu einem Weissen. Und auch das bringt keine Sicherheit, denn selten heiratet ein solcher eine Malgash Frau. Er nimmt sie vielleicht mit nach Europa – und dann schickt er sie zurück. Und das Ganze beginnt von vorn.

## Madame Moana

Zu Madame Moana ist der Kontakt natürlich auch etwas intensiver geworden. Ich war oft in ihrem Restaurant.

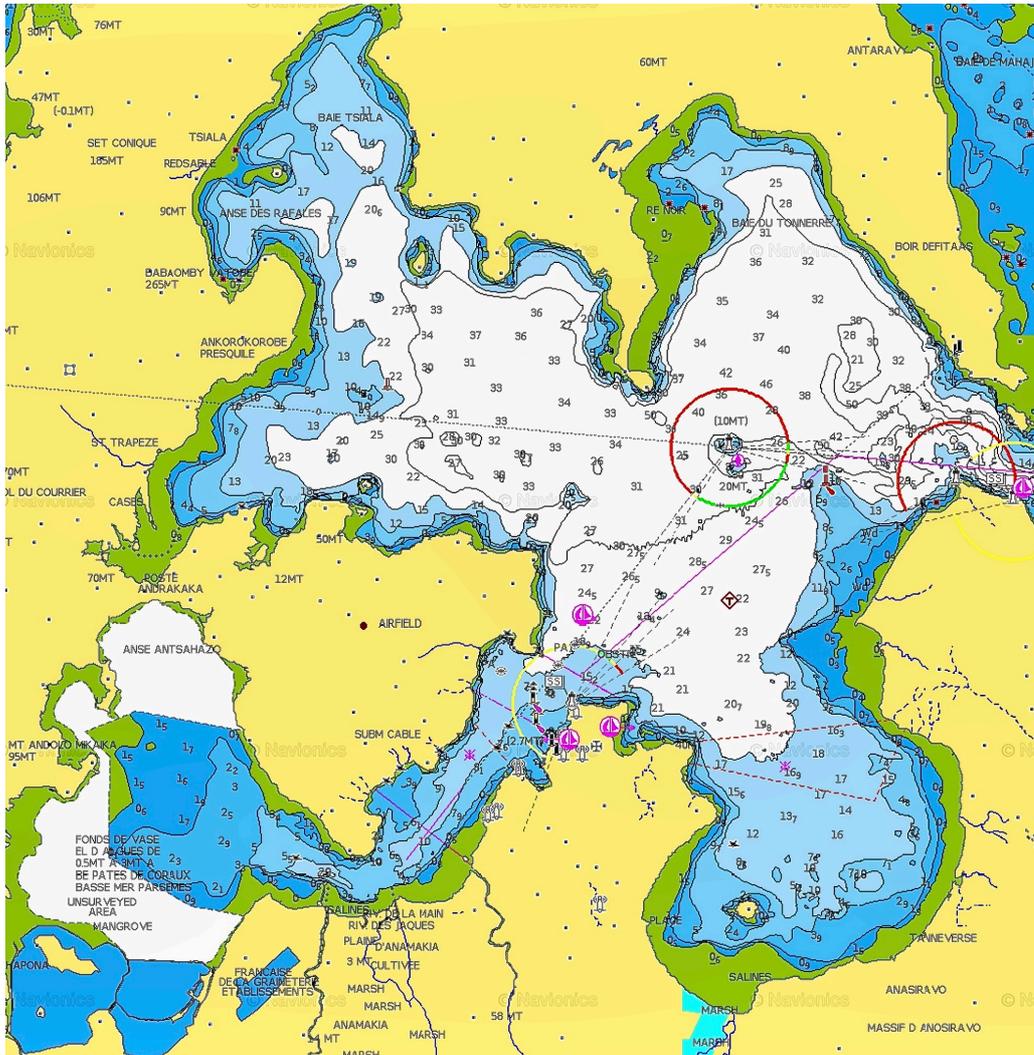
Wieder trinken wir ein Bier zusammen.

„Was glaubst Du, Moana, könnte ich mit meinem Schiff hier Tagescharter fahren, mit Touristen?“

„Ja sicher.“

„Ich meine, Segeln in eine der Buchten mit klarem Wasser, Schwimmen und Schnorcheln während die Crew – zwei Einheimische – ein Barbecue vorbereiten würde. Zurück Segeln so gegen drei Uhr, Ankunft gegen sechs Uhr, dann Aperitif, natürlich im Restaurant „Les Pirates“... und anschließend Candelight-Dinner, für alle die wollen und den Mehrbetrag bezahlen.

Was meinst Du dazu?“



"Sicher ein gutes Programm mit grossen Chancen.“

Sie lacht, „ich könnte so eine Einnahme brauchen...“

Aber – aber willst du wirklich täglich mit Touristen diese Tour machen, du selber?“

„Nein, ich werde zwei Malgachen lernen das Schiff zu segeln und alles selbstständig zu übernehmen. Ich selber werde nur noch hin und wieder zur Kontrolle mit segeln. Dafür will ich sie am Gewinn beteiligen.“

„Nicolas, das ist eine Illusion! Du wirst niemanden, du wirst keinen Malgachen finden, dem du das übergeben kannst.“

„Wieso denn nicht? Wenn ich sie am Gewinn beteilige?“

„Auch dann nicht. Es gibt diese Malgachen – Malgachen die das wollen und können – es gibt sie nicht!„

„Aber du, Moana, du hast doch auch Initiative, du unternimmst etwas, du arbeitest, du willst weiter kommen... es muss doch noch mehr Malgaschen geben wie du...“

„Aber ja, die gibt es. Nur, die arbeiten für sich, die haben selber etwas angefangen... die arbeiten nicht für dich, für einen Wasa... nicht einmal für mich arbeiten die. Schau doch was für Mühe ich mit meinen Leuten habe!

Hier leben alle nach dem ‚Lust-Prinzip‘. Habe ich Lust, dann gehe ich zur Arbeit, habe ich nur halbe Lust, dann vielleicht auch noch. Aber wenn ich keine Lust habe, warum sollte ich dann gehen? Ich hab’ ja meinen Job und kann leben.

Und — die wollen nicht leben um zu arbeiten — so wie ihr Schweizer — sondern umgekehrt.“

„Du meinst, alle Malgachen denken so?“

"Natürlich denken sie nicht so. Sie denken überhaupt wenig. Aber sie handeln so, instinktiv.

Wenn du dich damit abfinden kannst, wenn du deine Touristen täglich selber ausführen willst, dann bleib' mit deinem Schiff hier. Du kannst gut und viel Geld verdienen.

Wenn du das aber nicht willst, dann fahre nach Europa und verkaufe dein Schiff. Du musst hier nicht arbeiten. Du nicht!

Du kannst hier mit deiner Rente wunderbar leben.

Ich hingegen muss, wir alle, wir Malgachen müssen. Weil wir nur hier leben können. Und ich muss, weil ich mein Essen nicht in den Mülltonnen zusammen suchen will – wenn ich alt bin.

Verstehst du das?“

„Ja, das verstehe ich!

Und trotzdem, auf dich kann man sich doch auch verlassen. Wenigstens einigermaßen... Und du bist doch auch eine....“

„Einigermaßen... du bist frech!

Es gibt einige auf die man sich verlassen kann. Klar! Wenigsten einigermaßen... wie du sagst. Aber finde die! Wie sagt man bei Euch: Zwei Stecknadeln in einem Heuhaufen... Finde die! Ich glaube nicht daran. Seit Monaten suche ich einen zuverlässigen Koch. Bisher keine Chance. Und du siehst, wie mich das stresst!

Am liebsten würde ich manchmal davon laufen – mit dir in die Schweiz. Ach Nicolas!... Es geht nicht. Ich würde mein Geld verlieren. Fast alles steckt in diesem Restaurant...“

Das hat mich überzeugt.

Wir werden also weiter segeln, ums Kap der guten Hoffnung herum, dann der Westküste entlang — und weiter nach Portugal.

Je intensiver unsere Kontakte geworden sind, um so öfters war ich in ihrem Restaurant. Und so ist es gekommen — ich habe mich ein wenig in diese rabenschwarze Frau verliebt... und dann mit grossem Erstaunen gemerkt, dass sie ähnliches empfindet.

Habe ich das wirklich gemerkt?

Oder hat sie einfach gesagt:

„Ouiiii, je suis aussi un peut amoureuse de toi...“

Was heisst das bei einer schwarzen Frau?

Schweizer, vor allem Deutschschweizer sind gute Männer!...

So einen zu bekommen, einen der mir sympathisch ist und ein wenig Geld hat... Welch ein Glücksfall. Da muss ich zugreifen.

Da muss ich mich verlieben. Lieben muss ich nur wollen, dann liebe ich ihn und ein wenig Hexerei und auch er liebt mich...

Denkt eine schwarze Frau so?

Nein, sie denkt nicht so, instinktiv handelt sie so.

Denken in der Liebe, das tun die Weissen. Männer wie Frauen.

Schwarze fühlen und tun das, was ihnen ihr Instinkt sagt.

Auch in der Liebe.

Weiss ich das so genau?

Kann das jemand überhaupt so genau wissen?

„Moana!.. dit moi, warum verliebst du dich in mich? In einen Weissen, einen Schweizer, einen Mann der doch viel älter ist als du?“

„Warum?... Ich weiss es nicht. Es geschieht einfach. Warum darüber nachdenken?“

„Und mein Alter?“

„Wenn ich dich lieb habe, liebe ich dich und nicht dein Alter. Dich wie du hier vor mir stehst, wie du lebst, wie du bist, so wie du mich liebst.“

Ist das auf Malgasch wirklich so einfach?

Ich sitzt an ihrer Bar und wieder trinken wir zusammen ein Bier.

„Du hast dein Segelschiff im Hafen unten?“

„Warum bleibst du nicht einfach hier und machst diese Segeltouren mit Touristen von Diego aus? Immer wieder kommen Touristen in meine Agentur, die danach fragen. Davon könntest du hier gut leben. Dein Programm wäre erfolgreich!“

„Meinst Du? Das zweite grosse Problem wäre wohl, hier in Diego einen guten Platz für das Schiff zu finden.“

„Den finde ich dir. Das ist kein Problem.“

„Und mein Schiff ist kein Katamaran, wie ihn hier die Touristen lieben. Es ist ein ganz spezielles Schiff. Willst du es einmal anschauen?“

„Ja, gerne, aber nicht heute. Jetzt muss ich mich um das Restaurant kümmern. Morgen, sagen wir, morgen um zehn?“

„Morgen um zehn. Ich hol’ dich ab. Und heute Abend esse ich hier bei dir.“

Am nächsten Morgen bin ich pünktlich um zehn beim Restaurant.

„Warte bitte hier, ich habe viel zu tun. Die Küche, weisst du, den einen Koch habe ich gestern entlassen müssen...“

„Wenn ich dir irgendwie helfen kann, sage es mir Moana.“

„Ja danke, im Moment nicht. Später vielleicht...“

Und so beginnt das, was ich in den nächsten Tagen oft übe.

Warten auf Moana.

Hier hat man Zeit zu haben. Ungeduld ist ein Fremdwort, das kennen nur die Weissen. Und da ich in eine Malgasch verliebt bin, muss ich das lernen, Zeit haben, warten.

Und nicht denken, was denken auch die anderen, wenn sie mich so warten lässt...

Die denken nichts oder höchstens, er hat Zeit, er wartet, er hat Geduld, er ist fast wie ein Malgasch.

Dann kommt ein Auto und eine grosse, stattliche Frau steigt aus.

„Das ist Evelin, meine Leibwächterin, komm steig ein, jetzt können wir gehen. Weisst du, bei mir im Haus das ich gemietet hatte, ist sechs Mal eingebrochen worden. Ich war nie da. Aber die Polizei sagt, die haben es auf dich abgesehen, Moana. Du brauchst jemand, der dich beschützt. Evelin ist bei der Polizei aber auch meine Cousine.“

Wir fahren zum Hafen und tatsächlich öffnen die Polizisten die ihn bewachen die Schranken und lassen uns einfach durch fahren, bis vor’s Schiff.

„Mit diesem Schiff kannst du hier Charter fahren“, sagt Moana, als sie sich im Innern umgesehen hat. „Genug Betten und viel Platz oben.“

Evelin steigt uns voran an Deck und beginnt mit dem Wächter des Nachbarschiffes zu plaudern. Da überkommt es mich und ich schliesse Moana in meine Arme und küsse sie. Sie drängt sich an mich, küsst mich und spürt, wie mein Penis an ihrem Schambein anschwillt. Ihre Hand tastet hinunter und sie beginnt ihn sachte zu streicheln.

„Nein Moana, nicht so...“

Da zieht sie rasch ihr Kleid aus und legt sich auf mein Bett.

Eine schwarze Venus mit breitem Becken, schmalen Oberkörper, kleinen Brüsten, langen, schwarzen Haaren um ihr schwarzes Gesicht. Ihre Augen glühen.

Wir lieben uns.

Als ihr Orgasmus kommt, bäumt sich ihr Körper unter mir in starken Zuckungen und als ich gleich darauf komme, wirft sie mich mit beiden Händen an den Beckenknochen stossend, aus sich heraus.

„Warum, Moana?“

„Ich will kein Baby von dir und wir haben es ohne Gummi gemacht. Bist du sicher, dass du keine Krankheit hast?“

„Ja, ich bin sicher. Und du?“

„Ich bin ganz sicher. Aber du, immer auf dem Meer, du hast sicher viele Frauen geliebt. Wie kannst du sicher sein?“

„Moana, ich bin nicht so wie du denkst. Ich habe bis vor einem Jahr, fünfzehn Jahre lang mit meiner zweiten Frau zusammen gelebt und nie mit einer anderen geschlafen...“

„Und ihr auch kein Baby gemacht — immer ohne Gummi?...“

„Ich bin seit dreissig Jahren unterbunden — weisst du, was das heisst?“

„Ja, natürlich... das ist nicht gut.“

„Warum nicht?“

„Wenn eine andere Frau von dir ein Baby haben möchte...“

Und sag mir, seit du von deiner Frau weg bist? Kein Mann kann ein Jahr lang leben, ohne seine Spermien heraus zu lassen. Er würde verrückt werden!..“

„Und doch ist es so und ich bin nicht verrückt.“

„Dann tust du es selber...“

„Hin und wieder, ja. Und du, du wirst doch sicher umschwärmt...“

„Seit mein Mann gestorben ist, lebe ich allein.“

„Ich denke, er hat dich verlassen, ist nicht mehr zurück gekommen?“

„Ja, schon, aber nach einem Jahr hat er mir geschrieben, ich solle zu ihm in die Schweiz kommen, er wolle mich heiraten.“

Und bevor ich zurück schreiben konnte, ist er an einem Unfall gestorben...

Ich wäre nicht zu ihm zurück gegangen. Aber jetzt müssen wir gehen... sonst fällt es auf.“

## Brief an Corinne und Marcel

Liebe Corinne, lieber Marcel

Damit ihr es als erste wisst: Ich habe mich verliebt!

In eine kohlrabenschwarze Frau mit platter Nase und grossen, ausdrucksvollen Augen. Sie ist etwa fünfundvierzig, hat zwei (fast) erwachsene Kinder (die Tochter noch nicht ganz, der Sohn lebt als Informatiker in Tana), leitet hier ihr eigenes kleines Restaurant, das sie selber entworfen und sehr schön eingerichtet hat. Sobald es gut läuft, will sie es verkaufen. Sie ist eine starke Persönlichkeit mit grosser Lebenserfahrung und guten Ansichten, eine Malgасh — so nennen sich hier die Menschen — mit der Figur einer kleinen schwarzen Frau.

Ein riesiger kultureller Unterschied macht alles schwierig aber interessant — ich lerne eine komplett neue Kultur kennen! Und alle Diskussionen auf Französisch. Eine starke Herausforderung, der ich mich stelle.

Beim Abschied hat Moana mir gesagt: „Ich liebe dich!..“ auf Deutsch — sie hat zehn Jahre mit einem Schweizer zusammen gelebt und ist mehrere Male in der Schweiz gewesen. Überhaupt ist sie viel gereist.

Wir haben so viel Zeit, wie es für sie möglich war, zusammen verbracht, viel geredet, viel geliebt, viele Pläne zusammen geschmiedet. Eines ist klar. März, April, Mai 09 werde ich in Antsiranana (Diego) auf Madagaskar verbringen, mit Moana zusammen leben und ausprobieren, ob wir weiter zusammen bleiben wollen. Wenn JA, werde ich nach Madagaskar ziehen.

Ihr werdet nun vielleicht sagen, kaum hat ihn Madleina verlassen, verliebt er sich in eine andere. Sieht aus der Ferne wirklich so aus.

Andererseits habe ich eigentlich seit einem Jahr gewusst, dass Madleina ihre Liebe zu mir — falls sie je vorhanden gewesen ist — verloren hat. Ich wollte es aber einfach nicht wahr haben. Ich habe um Madleina gekämpft. Fast ein Jahr lang. Erfolglos. Und irgendwie habe ich seit langem gewusst — aber mir nicht eingestanden — dass ich erfolglos sein würde. Dabei habe ich ziemlich viel gelitten — ich habe sie geliebt.

Jetzt ist diese Beziehung zu Ende.

Madleina und ich haben eine schöne Zeit zusammen gehabt und ich habe viel von ihr gelernt. Leider (?) ist diese Zeit nun zu Ende.

Zeit um etwas ganz Neues anzufangen!

Vielleicht sagt ihr nun, jetzt ist er ganz übergeschnappt.

Viele werden das denken, einige sagen.

Ich weiss, Moana und ich werden es nicht einfach haben. Wir haben noch keine Ahnung, ob es uns gelingen wird, zusammen eine glückliche und schöne Zeit zu verbringen. Aber die Voraussetzungen sind gut. Wir sind

verliebt und daraus kann Liebe, gegenseitiges Vertrauen und Achtung vor einander werden.

Daran glaube ich und sie auch, so weit wir uns darüber schon verständigen konnten — auf Französisch und mit zwei ganz verschiedenen Kulturen...

Mit dem Geld aus dem Verkauf der WAHOO kann ich hier ein schönes Haus mit riesiger Veranda und ein paar Gästezimmern bauen — für Feriengäste aus der Schweiz...

Und mit meiner AHV als Grundstock leben wir hier ohne Sorgen.

Zudem werden wir das kleine Reisebüro — das Moana nebenher noch betreibt — wieder erweitern und ausbauen. Vielleicht sogar Segelferien in einem der letzten Paradiese anbieten...

Ursprünglich hatte Moana nämlich zu mir gesagt, bleib doch hier mit deinem Schiff, viele Leute fragen mich nach einer Möglichkeit, von hier aus Segelferien zu machen, oder sogar zusammen mit Tauchen, davon könntest du gut leben.

Wäre das nicht auch etwas für euch, Marcel mit einer kleinen Tauchbasis, Corinne als Schulberaterin auf höchster Stufe (Moana hat Beziehungen bis ganz weit hinauf), wenn die Töchter ausgeflogen sind?... das nur nebenbei, denn das Land ist schön und das Klima gut.

Moana und ich werden also auch zusammen arbeiten und etwas Neues aufbauen. Irgendwie freue ich mich jetzt schon darauf. Und wisst ihr, Arbeiten hier, das heisst: immer mit der Ruhe, ja kein Stress, und geht's heute nicht, so vielleicht morgen...

Das ist doch die richtige Arbeitseinstellung für den „verdienten Ruhestand“!...

Wir haben also Pläne — was sich verwirklichen lässt, wird sich zeigen.

Nichts muss sein — aber alles kann sein.

So lässt es sich leben.

Behaltet das noch für euch — mindestens in eurer Familie. Ich glaube, euer Töchter wird sowas auch nicht mehr überraschen...

Herzliche Grüsse aus einem wunderschönen Land mit lieben und immer freundlichen Menschen

Euer Nicolas (hier heisse ich wieder so)

NB

Als ich damals einen Namen für mein Segelschiff suchte habe ich lange geschwankt zwischen – Moana – auf Polinesisch „das Meer“ und Wahoo. Den Ausschlag hat gegeben, dass ein Schiff eigentlich nicht Meer heissen kann. Eigenartige „Zufälle“ gibt es... Moana heisst mit vollem Namen Moanaecha.

## Moana

Wir liegen auf dem Hotelbett. Es ist Morgen, wir haben uns geliebt.

„Wie schön du bist, Moana. Ich glaube, ich bin mehr als nur verliebt in dich. Willst du drei Monate mir zusammen leben? Auch du musst sicher sein, dass du mit mir zusammen bleiben willst...“

„Ich bin sicher! Ich will mit dir zusammen bleiben, mit dir zusammen leben... aber — Chérie, weisst du, als ich jung war, da habe ich mit mehr als einem Mann zusammen gelebt, auf Zeit, ohne irgend eine Sicherheit zu haben. Daran habe ich damals gar nicht gedacht.

Als dann Erich einfach nicht mehr zurück gekommen ist, habe ich gemerkt, was das bedeutet...

Seine Kompagnons sind gekommen, haben mir alles, alles was wir zusammen gehabt hatten, alles habe sie mir weggenommen. Geblieben sind mir nur seine Schulden.

So bin ich da gesessen und habe geweint. Nur geweint.

Und dann habe ich mir gesagt, Moana, nie wieder! Nie wieder wird dir das passieren. Nie wieder.

Jetzt suchst du dir einen guten Mann. Einen guten Mann mit dem du für immer zusammen leben willst. Und den heiratest du!

So ist es. Ich bin nicht mehr so jung. Ich will nicht Mülltonnen absuchen müssen... wenn ich alt bin. Wie die alten Frauen, um etwas zum Essen zu finden.

Ich will sicher sein. Ich will heiraten.“

Ein Haus in Madagaskar?

Der Schluff in dem Moana jetzt haust ist ihr nicht angemessen. Es ist ein Einzimmerhaus im „Garten“ des Restaurants. Das Wellblechdach ist löcherig, die Tür schliesst nicht richtig und ist zu schwach. Hin und wieder schläft Moana kaum weil sie draussen Geräusche hört und Angst hat, Einbrecher würden eindringen. In diesem einzigen Zimmer hat ihr Doppelbett und das einfache ihrer Tochter Platz. Dann kannst du gerade noch darum herum gehen. In einer Ecke steht ein schöner Holzkasten. Aber da Moana ihre Kleider täglich wechselt, haben sie darin nicht Platz und müssen auf dem Boden liegen. Zudem ist das Ungeziefer, das in dieser Hütte seit je haust, mit allen Mitteln nicht auszurotten. Eine unmögliche Situation!

„Wenn ich die Arbeit — und damit meinen Verdienst in meinem Restaurant aufgeben muss, dann will ich als Gegenleistung etwas, das mir als Altersvorsorge dienen kann, auch dann, wenn du plötzlich sagst: „Moana, ich will nicht mehr...“

Anderseite: Würde ich ihr ein Haus schenken, könnte sie mir nachher sagen: „Vielen Dank, Nicolas. Jetzt habe ich mein Haus und bin nicht mehr auf dich angewiesen.“

Seit sie allerdings weiss, dass ich sie im nächsten Dezember /Januar für mindestens einen Monat in die Schweiz einladen und sie mit allen meinen Verwandten und Freunden bekannt machen will — seither glaubt sie mir viel eher, dass es auch mir erst ist.

Was ich mir vorstellen kann, das ist — Leben im eigenen Haus in Madagaskar und etwa 3 Monate im Jahr auf Besuch in der Schweiz — während der madagassischen Regenzeit, Dezember bis Anfang März. Die jeweilige Dauer hängt von unseren Finanzen und davon ab, ob wir jeweils an den verschiedenen möglichen Orten — Verwandten und Freunden — lange genug eingeladen sein werden. Nicht auf lateinische Zehrung — aber einfach dort wohnen. Denn für so lange Zeit werden wir uns keine Hotels — in der Schweiz schon gar nicht! — leisten können.

Ich habe bereits den Plan für ein Öko-Haus gezeichnet, über dem Dach gegen Regen, ein zweites „Dach“ aus Solarmodulen, dazwischen streicht der Wind und kühlt. Eigenes Regenwasserreservoir, eigene Abwasserregenerierung, grosser Balkon mit Meersicht...

Der Haken: Es geht erst, wenn Moana ihr Restaurant und ich mein Schiff verkauft haben. Um aber das Restaurant zu verkaufen und ihren Verdienst dort aufgeben zu können, muss Moana die absolute Sicherheit haben, dass wir heiraten und es für sie keine materielle Unsicherheit mehr geben wird.

Was heisst das praktisch?

Wir müssten 6 Jahre zusammen bleiben, dann könnte Moana um das Schweizer Bürgerrecht nachsuchen. Mit ihren vielen Kontakten zur Schweiz sollte sie es auch bekommen.

Als Schweizer Bürgerin wäre sie dann materiell gesichert.

Meine Crew sieht mich etwas seltener. Natürlich haben sie es gemerkt und Tobias spöttelt. Mir aber ist diese sich anbahnende Beziehung wichtig. Sie könnte entscheidend sein für mein zukünftiges Leben...

Am Mittwoch ist das Restaurant jeweils geschlossen. Moana und ich beschliessen, die Nacht davor gemeinsam zu verbringen um den Morgen für uns zu haben.

„Ich habe so viel komisches Zeug geträumt, heute gegen den Morgen hin. Aus meiner Kindheit und von Réunion und auch du bist irgendwie vorgekommen. Ich muss es dir erzählen. Nein, nicht das vom Traum, das ist wirt. Das von La Réunion.“

Damals, nachdem ich zwei Tage geweint hatte, du weisst, als mich Erich allein liess. Am nächsten Morgen wollte ich neu anfangen. Ich hatte ja die Boutique, die schönste in Diego, mit lauter schönen Kleidern aus Europa. Erich hatte sie mir aufgemacht.

Aber ich hatte einfach keine Kraft. Ich liess sie geschlossen. Ich wollte den Raum neu anmalen. Aber ich konnte nicht.

Ich weiss nicht mehr, wie viele Tage ich einfach nichts getan habe. Kaum gegessen. Nichts.

Dann haben mich zwei Freundinnen abgeholt. An einem Abend. ‚Moana, so geht das nicht. Komm, du musst raus. Komm mit, wir gehen tanzen.‘

Nein, tanzen schon gar nicht. Ich will hier bleiben. Aber sie haben nicht locker gelassen. Da bin ich mit gegangen.

Vor der Disco standen ein paar Männer, zwei aus Réunion. Und meine Freundin ist gleich auf den einen zugesteuert. ‚Kommst du tanzen? Gehen wir hinein!‘

Ich bin draussen geblieben. Keine Lust.

Nach einer Weile ist der eine heraus gekommen. ‚Bist du Moana? Komm herein, tanzen.‘

Ich habe keine Lust und ich bin auch nicht eingeladen.

‚Komm herein, komm, ich lade dich ein.‘

So bin ich widerwillig mit hinein gegangen.

Er wollte mit mir tanzen. Nein, heute nicht. Warum nicht?

Ich habe keine Lust.

Dann hat er mit meiner Freundin getanzt.

Aber nachher ist er wieder zu mir gekommen.

‚Irgend etwas stimmt mit dir nicht. Was ist los?‘

Ich mag jetzt nicht erzählen.

‚Dann erzähl‘ es mir morgen. Ich will es wissen. Du kannst doch nicht immer so traurig sein.‘

Am nächsten Morgen ist er gekommen und ich habe ihm alles erzählt.

‚Wie hoch sind die Schulden, die er hier hinterlassen hat?‘

Hier hast du das Geld... geh‘ nachher und bezahl‘ sie.

Und nun zeig mir deine Boutique.

Du hast recht, sie wäre schöner, wenn du sie hier pink und da rosa streichen würdest.‘

Und er holte ein Taxi und wir fuhren zum grossen Farbladen.

Er kaufte die Farben und stellte gleich einen Maler an, der alles streichen sollte. Und er bezahlte die Miete im voraus für drei Monate.

Ich war wie verwandelt. Meine Kraft kam zurück. Und als seine Ferien zu Ende waren, eröffnete ich meine Boutique neu und alle sagten, sie ist wunderschön. Die schönste und beste in Diego!

Nach einem Monat hat er mich angerufen.

„Moana, komm nach Réunion. Ich schick dir die Flugkarten.

Kommst du?“

Ja.

Er holte mich am Flughafen ab, fuhr mit mir in die Stadt, in ein kleines wunderschönes Appartement.

Das habe ich für dich gemietet. Und das Auto dort unten, das gehört dir.

Komm, wir gehen Kleider einkaufen für dich.

Einen Monat habe ich dort gelebt, wie im Paradies.

Dann bin ich nach Diego zurück geflogen. Das Auto durfte ich behalten.

Wieder etwas später hat er mich angerufen.

„Moana, meine Frau weiss alles. Sie sagt, geh' zu ihr nach Diego. Aber das Geschäft bleibt hier und alles andere auch.

Moana, ich werde kommen aber nichts mehr haben. Willst du mich auch so?“

Nach einem Tag habe ich zurück gerufen.

Wenn du hier bist, ohne Geld, einfach nur mit mir zusammen...

bald wirst du sagen, Moana ist schuld an meiner Misère. Und du wirst beginnen mich zu hassen. Bleib bei deiner Frau!

Vor einem Monat ist er nach Diego gekommen und hat angerufen. Ich bin nach Südafrika gegangen und habe jetzt eine Frau von dort. Darf ich kommen und sie dir vorstellen?

Warum nicht, habe ich gesagt.

Es ist eine schöne schwarze Frau...

Jetzt muss ich aber zum Markt, einkaufen!

Kommst du am Nachmittag zum Restaurant? Die Hintertür ist offen, ich muss für Morgen vorbereiten..."

Am Nachmittag — wir trinken zusammen ein Bier, nur die junge „Frau für Alles“ ist noch hier, sie putzt in der Küche.

„...Du hast mir gesagt, du würdest mir helfen, wenn es nötig sei. Erinnerst du dich?“

„Klar, ich kann dir in der Küche..."

„Nein nein, nicht so. Ich muss morgen die Löhne bezahlen, meinen Leuten, für diesen ersten Monat. Und ich habe zu wenig eingenommen. Der erste Monat, weisst du... schwierig.“

„Aber du hast mir doch gesagt, du hättest sehr gut gearbeitet, diesen Monat.“

„Schon, sehr gut für den ersten Monat. Aber weißt du, ich musste zwei Mal die Köche entlassen... sie haben getrunken, während der Arbeit. Das geht nicht! Das hat mich viel Geld gekostet, Arbeitsamt, Sozialkosten und anderes... Viel Geld!..."

„Wieviel fehlt dir denn?“

„Siebenhunderttausend Ariari...“

„Viel Geld, Moana — fast dreihundert Euro.“

„Wieviel verdienen deine Leute denn im Durchschnitt?“

„Ganz unterschiedlich, die Köche mehr, die Mädchen weniger...“

„Aber im Durchschnitt?“

„Sieben bis zehntausend...“

„Und du hast etwa acht Leute angestellt?..  
dann fehlt dir ja die ganze Lohnsumme!“

Ich habe ihr dreihundert Euro gegeben.

Und ich bin irritiert.

Ist Moana so raffiniert? Hat sie mir am Morgen die Geschichte ihres letzten „Retters“ erzählt, damit sie mich am Nachmittag um so leichter dazu bringt, ihr jetziger „Retter“ zu sein?

„Moana,“ frage ich sie einen Tag später, „die dreihundert Euro, für mich kann das dreierlei bedeuten.

Ich habe dich bezahlt für die Nächte mit dir —

Du hast dich an deinen Freund gewandt, weil du Geld brauchtest —

Du hast das Geld nur geborgt und willst es mir irgend wann zurück geben —

Welche dieser Varianten ist die richtige, stimmt für dich?“

Moana schaut mich gross an und schüttelt den Kopf — was hier JA bedeutet.

„Ja was?“

Kopfschütteln. Dann steht sie auf und geht in die Küche, arbeiten.

Sie ist nicht beleidigt gewesen. Überhaupt nicht! Sie hat meine Frage schlicht nicht verstanden. Weil sie aus einem so anderen, aus meinem Verständnis heraus, gestellt wurde:

Welches ist die richtige Variante?

So eine Frage... Keine!

Es ist doch so einfach.

Du hast das Geld und brauchst es gerade nicht.

Darum hast du es mir gegeben, weil ich es brauche.

Und weil du mein Freund bist. Und weil du mich lieb hast.

So etwa stelle ich mir ihre Antwort vor. So einfach. So richtig.  
Und so fremd, ja fast unmoralisch, für uns westliche Kapitalisten...

Natürlich bin ich nicht nur blauäugig und ich habe mich auch gefragt, nimmt sie mich aus? Noch lasse ich die Antwort in der Schwebelage.  
Andererseits ist es mir auch bewusst, diese Fragestellung ist typisch für unsere westliche Kultur, die den Besitz und dessen Hortung erfunden hat.

Schon einmal habe ich eine Kultur kennengelernt, in der ein Gegenstand demjenigen so lange „gehört“ wie er ihn braucht.

Auf den Marquesas.

Im Typee-Tal sagte mir der Mair und Schulleiter: „Du musst morgen euer Kamaramaterial ins hintere Tal bringen? Nimm meinen Landrover, ich brauch ihn morgen nicht.“

Und das ist immer wieder so gelaufen.

Und er sagte mir auch: „Ein Freund von uns ist vor zwei Jahren mit dem Toyota abgestürzt. Tot. Und eine Frau mit zwei kleinen Kindern, hier im Tal. Kein Geld, kein Haus. Nichts.“

Und wir, wir haben Geld, ich bekomme als Schulleiter und Mair — mit Überseezuschlag, für mich Eingeborenen! — ich bekomme so viel, wir können es gar nicht brauchen.

Sie braucht Geld und ein Dach über dem Kopf.

Ich hab' es. Also geb' ich's ihr.

Jetzt wohnt sie mit ihren Kindern bei uns. Und ihre Kinder sind wie die unseren.“

So einfach ist das.

Denkt Moana auch so?

Hat diese Malgasch-Tradition: Der weisse Freund bezahlt, denn er hat ja Geld — und die Malgasch Frau hat keines — hat diese Tradition diesen Ursprung?

Denn es stimmt ja! Ich habe — von ihr aus gesehen — ziemlich viel Geld.  
Und wenn ich es ihr geben kann, dann brauche ich es im Moment auch nicht unbedingt. Warum also soll ich es ihr nicht geben, ihr, die es im Moment dringend braucht...

Ich werde langsam zum Malgasch!...

Aber ich weiss inzwischen eben auch, wie schwierig, ja fast unmöglich es für eine Malgasch Frau aus einfachen Verhältnissen ist, selbständig zu werden.

Selbständig in jeder Hinsicht.

Beginnt Selbständigkeit nicht mit der finanziellen Unabhängigkeit? Oder ist das wieder Kapitalisten-Denken?

Ich möchte, dass Moana selbständig wird, unabhängig von mir, meinem bisschen Geld, meiner Pension.

Erst dann, wenn sie mich nicht nötig hat, wenn sie auch ohne meine Unterstützung leben könnte — erst dann kann sie sich wirklich für mich als Mensch entscheiden. Erst dann kann sie mich als Mensch lieben. Erst dann können wir uns als Gleiche begegnen.

Das möchte ich. Aber das wird wohl Wunschdenken bleiben.

Finanziell unabhängig, hier in Madagaskar... wo es keinerlei soziale Absicherung gibt, keine Krankenkasse, keine Pension, keine Versicherung, keine Sicherheit und keinerlei Zukunftsperspektiven... ausser der Angst zu verarmen und in der Gosse zu enden.

Auch Moana trägt diese Angst in sich.

Unabhängigkeit... Selbständigkeit... das sind wohl Begriffe für Menschen die im Luxus leben. Für Menschen die gar nicht mehr wissen, was nackte Angst vor der Zukunft ist.

Langsam begreife ich, dass auch Moana in ganz anderen Kategorien denkt — denken muss!

Und ich begreife, dass ich ihr dabei helfen kann — ja, durchaus, weil ich eine kleine sichere AHV habe und ein bisschen Geld — dass ich ihr mit meinem Geld helfen kann, Vertrauen in ihre und in unsere Zukunft zu bekommen.

Ein für mich noch ver-rückter Gedanke. Für mich, der ich gedacht hatte — und stolz darauf gewesen bin — ich könne nur eine Frau lieben, die selbständig und von mir unabhängig ist. Die mir ebenbürtig...

Ebenbürtig?...

Moana ist mir ebenbürtig. Sie ist mir in vielem überlegen!

Sie hat hier überlebt!.. und sich vom kleinen Bauernmädchen, das ihr erstes Geld mit Kaffeebohnen pflücken verdient hat — zur Besitzerin ihres Restaurants empor gearbeitet.

Ich habe es sehr viel einfacher gehabt, in meinem Leben.

Warum soll ich nicht dafür sorgen, dass auch sie es in Zukunft einfacher hat?

Wenn mir das möglich ist...

Ich will ihr die Sicherheit geben, die ich ihr geben kann!

Sehe ich jetzt alles klar? Stört es mich jetzt nicht mehr, Moana Geld zu geben, wenn ich es habe und nicht gerade brauche und sie nicht und es dringend braucht?

Ganz so einfach ist es nicht.

Es hat auch mit Vorsorge zu tun.

Die Malgaschen leben von der Hand in den Mund. Es bleibt ihnen — den meisten — gar nichts anderes übrig. Aber alle, wenn sie älter werden, sehnen sich danach, ein wenig Sicherheit zu haben. Und einige arbeiten hart für dieses Ziel.

Moana gehört zu ihnen. Sie hat dieses Ziel seit vielen Jahren vor Augen. Aber es ist ihr bisher nicht gelungen, es zu erreichen. Jetzt sieht sie in mir den Mann, der ihr zu diesem Ziel verhelfen kann.

Ist das verwerflich?

Ich glaube nicht. Es ist menschlich.

Schauen wir einmal, welche Beweggründe ich habe, Moana zu lieben und mit ihr zusammen leben zu wollen.

Sie ist mir sympathisch und ich habe mich in sie verliebt.

Darum möchte ich so oft es geht mit ihr zusammen sein.

Sie ist eine Persönlichkeit mit grosser Lebenserfahrung.

Sie ist schön, wenn sie als schwarze Venus da liegt. Aber sie entspricht nicht dem europäischen Schönheitsideal.

Kümmert's mich? Nein.

Sie lebt in einem Land in dem ich mir vorstellen kann, ebenfalls zu leben.

Zum einen weil das Leben hier noch billig ist — wir können hier zusammen ganz gut von meiner AHV und den Zinsen aus meinem kleinen Kapital leben — zum anderen, weil das Land schön ist und die Menschen freundlich.

Sie kann mir dazu verhelfen hier ohne grosse Komplikationen zu leben, weil sie gute Verbindungen hat.

Sie kann mir auch zu einem madagassischen Pass verhelfen — so wie ich ihr zu einem Schweizer Pass und einer Witwenrente verhelfen kann.

Wir können zusammen unser Traumhaus bauen — wenn ich die WAHOO zu einem einigermaßen anständigen Preis verkaufen kann. Unser — bisher nur mein — Traumhaus kostete hier ohne Land etwa Hunderttausend Franken.

Das Land dazu — Tausend Quadratmeter am Rande von Diego mit unverbaubarer Sicht auf die Bucht — etwa Vierzigtausend Franken.

Genügen diese Beweggründe um darauf mein weiteres Leben aufzubauen und all die Schwierigkeiten, die ein Leben mit Moana bringen wird, meistern zu wollen? Im Moment glaube ich JA. Aber ich bin in sie verliebt.

Und deshalb ein verliebter alter Esel?!

## Der Ostküste entlang nach Mahajanga

Irgendwann war der Motor repariert, lief wieder gut, und die Crew auch wieder beisammen. Wir verliessen dieses hübsche Städtchen und segelten um das gefürchtete Nordkap der Insel herum. Normalerweise weht dort ein starker Südwind. Wir hatten dieses Glück und einen schönen Segeltag vor achterlichem, dann halbem Wind.

Gegen Abend suchten wir uns eine Bucht ganz im Norden der Westküste aus und dort drin einen Ankerplatz.

Stell dir vor, über dem weiten, blau bis grünblau schimmernden Wasser siehst du weit im Hintergrund Madagaskar mit seinen Hügeln und seinen kleinen, kegelförmigen Bergen. Gegen den Horizont hin werden sie schemenhaft, verschwimmen im Dunst. Im Vordergrund liegen zwei-drei kleine Inselchen, nur ein paar Seemeilen von dir und doppelt so weit von der grossen Insel entfernt. Kleine grüne Fleckchen im Meer, im grossen, grünblauen Wasser.

Du denkst, wo soll denn hier eine Bucht sein? Alles offen, alles weit und ungeschützt.

Dann schaust du auf die Karte und siehst, kaum Hundert Meter vor dir ist das Wasser nur noch einen Meter tief. Überall, wo du nur hinschaust, eine Untiefe an der anderen. Nur dort, genau zwischen jenen beiden Inselchen, kann ein Schiff hinein segeln, in diese eigenartige Bucht; überall sonst würde es auf laufen.

Mit viel Übung in Augennavigation geht es gerade noch, den Weg zu finden, zwischen den Untiefen hindurch zu den beiden Inselchen.



Von dort aus sehen wir, wie sich weit im Innern dieser „Bucht“ eine kleine Insel im Wasser spiegelt. Ein rötlicher Fels in der Mitte, flankiert von

sechs Palmen und einem grossen grünen Baum. Auf beiden Seiten schützen je ein kleines Riff gegen die Wellen, die der noch immer starke Wind aufwirft, der hier aus Südosten genau auf die Rückseite des Inselchens bläst.

Davor ankern wir. Der Platz erinnert ein wenig an den Ankerplatz auf den Seychellen, St. Pierre.

Nur, hier sind wir weit und breit die einzigen Menschen. Meinen wir, bis wir das charakteristische Spritsegel sehen, das Malgaschboot, das drüben lautlos vorbei segelt, seinem kleinen Dorf auf der Hauptinsel zu. Auch sie möchten vor Sonnenuntergang in Sicherheit sein.



Es wird eine schöne, mondhelle Nacht. Langsam schaukelt uns die Dünung, die um das Inselchen herum kommt, in den Schlaf.

Am nächsten Morgen navigieren wir uns – immer wieder einer anderen Untiefe ausweichend – aus dieser riesigen, für uns gar nicht sichtbaren Bucht heraus. Jetzt hilft mir die schon ziemlich hoch stehende Sonne, flaches Wasser gut zu sehen. Am Ufer entlang ziehen sich meilenweit weisse Sandstrände



und da wo Palmen stehen, liegt meistens auch ein kleines Dorf.

Die einfachen Hütten sind mit Palmwedeln gedeckt, die Wände bestehen aus dünnen Holzstämmchen. Die Lücken dazwischen sind gross genug und unregelmässig und lassen

jeden noch so feinen Lufthauch ins Innere dringen. Die richtige Bauweise für diese doch eher warme Gegend...

Am Abend ankern wir in der wunderschönen Bucht von Nosy Mitio, vor einem kleinen Dorf. Die einfachen Hütten aus Stangen und Palmwedeln stehen in einer langen Reihe über dem langen weissen Sandstrand. Wir sehen nur wenige Menschen, niemand kommt an den Strand, niemand mit einem Boot zu uns heraus.

Sind wir Eindringlinge? Oder sind wir bereits zu nahe an der Touristeninsel Nosy Be? Keine „Sensation“, keine Seltenheit mehr?



Am nächsten Tag erreichen wir Nosy Be, die „Grosse Insel“, und ankern vor Hell Ville, ihrem touristischen Zentrum. Das tönt nun nach Riesenbetrieb und Massen von Touristen. Es hält sich aber in Grenzen. Vier-fünf Restaurants die auf Touristen spezialisiert sind, zwei-drei Touroperators mit einschlägigen Angeboten - von Velotouren mit Führer, zu Tauchen mit Führer und grossen schnellen Motorbooten bis zu so genanntem Sportfischen mit ebensolchen.

## Vreni und Michi

Meine Schwester Vreni und ihr Sohn Michel kommen!

Ich erwarte sie auf dem kleinen Flugplatz von Hell Ville. Seit einem Jahr fliegt Air Madagaskar wöchentliche Direktflüge von Milano und Paris aus hierher. Ich freue mich riesig auf ihre Ankunft. Aber die lässt auf sich warten und niemand auf dem Flugplätzchen weiss, wie viel Verspätung der Flieger hat. Hier haben alle Zeit und niemand regt sich wegen einer halben oder ganzen Stunde Wartens auf. Endlich, nach einer guten Stunde kommen sie an. Herzliche Begrüssung! Und im klapperigen Taxi fahren wir die halbe Stunde zurück zum Hafен.



Unsere erste Ausfahrt gestaltet sich etwas eigenartig. Wir wollen nach der Russian Bay hinüber und segeln mit gutem Wind los. Nach etwa 5 Seemeilen kommt uns ein Malgasch Frachtsegler entgegen. Sie haben Holzstangen geladen, können aber nicht mehr segeln. Ihr Segel weht in Fetzen von der Bambus Grosstange. So werden sie die ganze Nacht über treiben und weiss wer wo – wenn überhaupt – Nosy Be erreichen.

Wir fahren also eine Wende und winken ihnen mit unserer langen Leine zu. Da kommt Bewegung in die Crew und lachende schwarze Gesichter und Hände strecken sich uns entgegen. Ich versuche im Luv – der Windseite – so nahe an sie heran zu segeln, dass wir die Leine

hinüber werfen können. Beim ersten Anlauf sind wir aber viel zu schnell. Das Festmachen der Leine gelingt ihnen nicht. Wende, zurück segeln und zweiter Anlauf. Jetzt fieren wir beide Segel weit auf — wir lassen sie ganz weit hinaus, sodass sie im Winde nur noch flattern und kaum mehr Vortrieb geben. So machen wir nur noch wenig mehr Fahrt als sie. Michel wirft das Seil – Volltreffer und drüben wird es rasch am Bugholz fest gemacht. So langsam wie wir die Segel wieder dicht nehmen, so langsam beginnen wir wieder Fahrt aufzunehmen. Dann kommt die Leine straff und wir schleppen das Lastschiff hinter uns her. Bald einmal mit fünf Knoten. So schnell ist der Lastsegler wahrscheinlich noch nie vorwärts gekommen.

Eine Stunde später sind wir wieder in Kreter, der Bucht in der wir die Nacht zuvor geankert hatten. Dort liegen oft Frachtsegler zum Ent- und Beladen am einfachen Quai. Wenn sie leer sind, fahren sie aufs „Riff“ – das hier mit Schlamm überdeckt ist – und lassen sich bei Ebbe trocken fallen.

Für uns ist das Wasser beim Quai nicht tief genug und unter Segel können wir sie nicht weiter in die Bucht hinein schleppen. Also rufen wir ihnen zu, die Leine zu lösen und mit den eigenen Riemen tiefer hinein zu rudern. Sie aber gestikulieren nur, wir sollten sie weiter hinein schleppen, von Lösen unserer Leine keine Spur!...

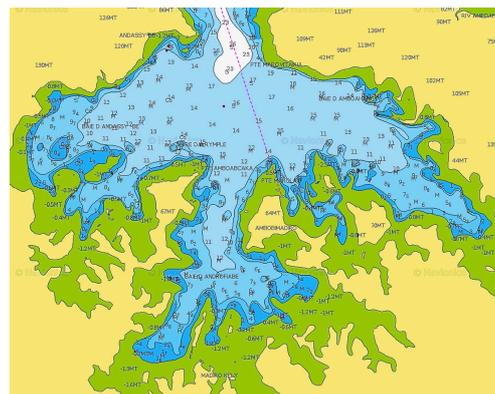
Wartet nur, ihr Schlitzohren... denk' ich und fahre langsam eine Wende. Das heisst, ich beginne sie wieder aus der Bucht hinaus zu schleppen... Jetzt kommt Bewegung in die Crew – und wir ganz rasch zu unserer langen Leine. Eigentlich hatte ich nur Segel bergen und sie dann unter Motor so weit wie für uns möglich hinein schleppen wollen. So aber lassen wir das und sehen, dass sie auch alleine, mit Rudern und dann Staken, recht gut ihrem Ziel entgegen kommen.

Für uns aber ist es zu spät um noch zeitig die Russian Bay zu erreichen. Wir ankern am selbe Ort wie die Nacht zuvor.

Am Tag darauf, früh am Morgen segeln wir zum zweiten Mal zur Russian Bay. Die Bucht ist traumhaft schön. Das hatten offenbar auch die Russischen Seeleute erkannt, die der Legende nach nicht weiter in den Krieg gegen Japan gesegelt sondern einfach hier geblieben seien.

Ich kann sie verstehen. In einem der Dörfer der Bucht, sollen noch immer Nachfahren von ihnen leben.

Die Bucht ist riesig und stark verzweigt. In einigen der kleinen Einbuch-





tungen liegen Dörfer, andere sind unbewohnt oder es leben nur ein oder zwei Familien dort. Alle in den typischen Malgasch Häuschen aus Stangenwänden und Palmwedel-Dächern.

In einer der kleinen Buchten in denen wir ankerten, lebt zum Beispiel ein Köhler mit seiner Familie. Er kam zu uns um seine Handy-Batterie aufladen zu lassen. Das Handy braucht er, um seinen Kunden zu sagen, ich habe wieder Kohlen, braucht ihr? Aufladen lassen kann er es aber nur, wenn mal eine Jacht kommt oder drüben auf Nosy Be. Empfang hat er nur in der Mitte der Einfahrt zur Bucht.



Die eine Woche mit Vreni und Michel ist viel zu rasch vergangen. Schon am Samstag flogen sie nach Antananarive um von dort aus eine grosse Tour durch die schönsten Gebiete in der Nähe der Hauptstadt zu machen.

Die WAHOO blieb noch ein paar Tage in Nosy Be.

Jana und Tobias gingen mit den Leuten einer nahen Tauchbasis tauchen und machten zusammen mit einem Führer eine grosse Bike-Tour über die Insel.

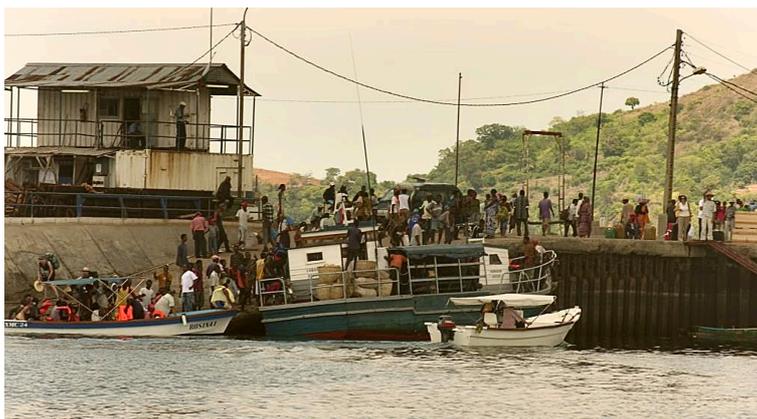
Ich benutzte die Zeit um das Land nochmals etwas besser kennen zu lernen und fuhr mit Buschtaxis! bis nach Antsiranana und zurück.

Zuerst muss ich von Nosy Be hinüber zur Hauptinsel. Es gibt eine kleine Fähre, die sogar zwei-drei Autos transportieren kann. Schneller jedoch sind die "Schnellboote" mit starkem Aussenborder. Eines steht knapp vor der Abfahrt und ich ergatterte den letzten Platz. Ab geht's!

Kaum sind wir aus der Abdeckung der Insel, beginnt das Boot zu rollen – wir

fahren praktisch quer zur Welle.

Ängstliche Augen richten sich auf mich. Es ist schon verrückt: „der Wasa (Weisse) weiss sicher, ob das gefährlich ist...“



Ich lache und beruhige eine junge Frau, die mir gegenüber sitzt. Sie ist ziemlich schick westlich gekleidet aber etwas bleich unter ihrer schönen schwarzen Haut.

„Wir sind schon bald in der Abdeckung von Nosy Komba, dann wird es ruhiger, beruhige ich sie...“

Sie versucht ein Lächeln: „ich habe Angst, ich kann nicht schwimmen...“

„Ich werde Sie retten...“ lache ich zurück, „aber leider werde ich dazu keine Gelegenheit haben...“

„Ja, eigentlich weiss ich, dass es nicht gefährlich ist...“

ich fahre jeden Monat mindestens ein Mal hinüber...“

„Arbeiten Sie auf der Hauptinsel?“

„Nein, ich studiere noch — es ist noch nie etwas passiert, trotzdem, ich fürchte mich immer wieder... das ist so dumm von mir...“

„Ich glaube, Furcht haben ist nie dumm. Nur dumme Leute fürchten sich nie...“

„Aber Sie, Sie haben keine Angst!?!...“

„Hier nicht, nein... aber auf dem... auf dem offenen Meer, dort schon... Dort hin und wieder, ja...“

„Auf dem offenen Meer?...“

„Ich lebe auf dem Meer, sehen Sie — dort hinten, das rot-gelbe Schiff, Sie können es gerade noch sehen, darauf lebe ich...“

„Sie sind der Kapitän?“

„Na ja, Kapitän – Master, sagte man früher, heute eher Skipper...“

„Sie fahren hier Charter?“

„Nein-nein, wir sind auf einer Reise rund um Afrika und seit ein paar Wochen in Madagaskar.“

„Wie gefällt Ihnen Madagaskar?“

„Sehr gut, das Wenige das ich davon gesehen habe – am liebsten würde ich hier bleiben... aber Achtung, wir kommen gleich aus der Abdeckung von Nosy Komba heraus – es wird wieder schaukeln...“

Und schon begann das Boot zuerst zu rollen und etwas später, als wir stärker gegen die Wellen fuhren, zu schlagen. Die junge Frau hielt sich tapfer. Etwas verkrampft zwar, lächelte sie herüber. Die anderen Passagiere — sie hatten unserem Gespräch interessiert unbeteiligt zugehört – verzogen zwar ihre Gesichter, lachten aber, machten sogar Witze über ihre Angst – sassen jedoch etwas steif da... nicht so locker und unbeschwert wie sonst.

Bald erreichten wir den Landeplatz, einen gut geschützten Slip aus Morast und weiter innen, gestampfter Erde. Kaum war das Boot bugvoran auf das feste Land gesetzt, drängten alle noch vorne. Der Bootsführer half beim Sprung auf die Erde, nahm Säcke, Taschen, Koffer, Schachteln entgegen

und stellte sie auf ein trockenes Fleckchen. Fröhlich erleichtert, lachend und schwatzend lief dann eine nach dem anderen den verschiedenen Fahrzeugen zu, die auf dem grossen Platz herum standen.



Stell dir vor, du stehst noch im Bug des Bootes. Vor dir der grosse Platz, links begrenzt durch eine Reihe Buden, in denen du all die Malgasc Köstlichkeiten erstehen kannst. Von Crevettes baigner, gegrilltem Fisch über die verschiedensten im Öl gebackenen „Karpfen“ Sorten, zu Bananen, Ananas, Lychees, Mangos, Papajas.....

Rechts wird der Platz von einem Wasserarm begrenzt und nach hinter, zur Strasse hin, durch zwei Hütten zwischen denen der Weg durch führt. Der Weg jedoch ist versperrt durch einen richtigen Weiher, gefüllt vom letzten grossen Regenguss.

Ich ergattere einen Platz in einem Peugeot Stationswagen. Ich möchte vorne, neben dem Fahrer sitzen und muss deshalb einen noch fast leeren Wagen nehmen. Abfahren wird er erst, wenn er voll ist. Also warte ich.

Die junge Frau aus dem Boot fährt schon bald winkend an mir vorüber – schade, in ihrem Wagen wäre vorhin noch Platz gewesen. Nun aber schaue ich gespannt zu, wie ihr Peugeot den Platz verlassen wird — durch den Weiher! Vorsichtig aber stetig fährt der Fahrer in den Teich hinein. Die halben Vorderräder verschwinden, Scheinwerfer unter Wasser, vermutlich ziehen die Insassen jetzt die Beine hoch... aber der tiefste Punkt scheint erreicht.

Der Fahrer gibt Gas und vorne erhebt sich der Wagen langsam aus den Fluten. Jetzt kommt das Schwierigste. Geflutet ist jetzt nur noch der Kofferraum. Die Räder scheinen durch zu drehen. Klar, jetzt aufwärts, in diesem Morast! Ein paar schwarze Männer stehen um den Teich herum und feuern den Fahrer an. Langsam, quälend langsam schiebt sich der Wagen weiter. Jetzt springen die Männer hinzu und ziehen ihn, an den Schutzblechen, dann an den Türgriffen haltend, langsam, langsam aus dem Morast. Geschafft! Laut hupend fährt er davon. Ein „Danke Männer!“ mit der Hupe.

Irgend wann ist unser Wagen voll und unsere Fahrt beginnt. Auch wir müssen durch den Weiher. Unser Fahrer geht's rassistischer an, in weitem Bogen spritzt das Wasser, die Kumpels draussen fluchen und lachen. Wagenboden unter – das Wasser hier drin steigt – aber Menschen mit nackten Füßen in Plastiksandalen stört das nicht... mit Geschrei und Gejohle tauchen wir auf der anderen Seite wieder auf. Geschafft! Dann geht es Holterdipolter Richtung Ambanja.

Das ist – so weit ich es gesehen habe – ein Strassendorf. Wie wir auf die Hauptstrasse kommen, biegt unser Fahrer nicht nach links ab, Richtung Antsiranana, sondern nach rechts. Nach kurzer Zeit hält er neben einer Hütte und fährt retour durch das Tor im Zaun ziemlich steil auf den Hausplatz hinter. Für die Mitfahrer scheint das selbstverständlich, also stelle ich keine Fragen.

Eine Frau kommt aus dem Haus und bringt unserem Fahrer ein Sandwich. Der bedankt sich höflich und beginnt zu essen. Nach einer Weile kommt aus der selben Türe ein Mann und verschwindet in einer Art Stall. Kurz darauf kommt er mit zwei Kanistern heraus, der Fahrer öffnet den Tankeinlass und sie leeren den Inhalt der Kanister in den Tank. Noch ein dritter Kanister wird hinein geleert, dann sind wir für die Fahrt nach Antsiranana gerüstet und ab geht's. Nach ein paar Kilometer passieren wir eine Tankstelle. Aber unser Tank ist voll. Mit weit billigerem Benzin!...

Die Fahrt dorthin will ich nicht beschreiben. Der Fahrer ist ein Rüppel und scheint sich ein besonderes Vergnügen daraus zu machen, ältere Leute auf Velos zu erschrecken. Als er es schafft, einen alten Mann zum Stürzen zu bringen, platzt mir der Kragen. Nachher lässt er diese üblen Spielchen. Dafür hält er in einem Dorf vor einem etwas abseits liegenden Haus und ruft in voller Lautstärke etwas dort hinauf. Nach dem dritten Mal kommt eine junge Frau zum Wagen herunter und die beiden verhandeln mit einander. Sie schüttelt immer wieder den Kopf, worauf er um so intensiver auf sie einredet. Plötzlich lacht sie – ihn aus? – und geht zum Haus zurück. Wütend steigt er wieder ein und mir schwant böses. Er aber fährt ganz normal weiter und sagt lachend, Malgach Mädchen sind gute Mädchen... macht eine entsprechende Bewegung mit seinem Daumen – aber die, die ist eine schlechte Frau...

Nach einiger Zeit beginnt im Wagen eine rege – man könnte auch sagen, lautstarke und hitzige – Diskussion und ich verstehe nach einer Weile, dass es darum geht, ob wir im nächsten Dorf – Sadjoavato – oder erst in Antsiranana essen wollen. Der Fahrer möchte durch fahren, die Passagiere nicht. Sie gewinnen und wir halten im Dorf.

Sadjoavato scheint ebenfalls ein Strassendorf zu sein. Im „Zentrum“ gibt es zwei „Restaurants“ und ein paar Frauen, die Früchte verkaufen. Hier sehe ich

zum ersten Mal bewusst madagassische Lychees. Sie liegen in einem Korb und sind offensichtlich frisch gepflückt. Eine mit uns fahrende Frau, die schon ihrer Leibesfülle wegen, bestimmt etwas versteht von den kulinarischen Köstlichkeiten und auch von den Früchten, begutachtet sie und ist hoch zufrieden. Sie kauft. Also kaufe auch ich, um so mehr als ich den Preis gehört habe, den sie zahlt.

Ungerührt verlangt die Matrone mit den Lychees bei mir etwas über zehn Prozent mehr. Ich protestiere. Beide lachen und die eine sagt, Wasa-Preis!... „Du bist reich, darum bezahlst Du mehr!“

„Zur Strafe“ kaufe ich gleich nochmals so viele, aber erst, nach dem ich eine probiert habe!... Lachend und über „Wasa-Preise“ redend, gehen wir zum Wagen zurück. Und meine Gewährsfrau sagt, „du hast gut daran getan, mehr zu kaufen. In Diego kosten sie viel mehr als hier.“

Nicht nur des Preises wegen, war es gut. Ich bin richtig süchtig geworden. Lychees und Mangos... wer sie je in Madagaskar frisch gegessen hat, verzichtet in Europa dankend auf Importierte.

Zurück in Antsiranana.

Zuerst muss ich ein Hotel finden und dann Abendessen. Oder umgekehrt! Ein R4 Taxi bringt mich zu „Les Pirates“.

„Bon soire, Nicolas, Du bist zurück gekommen? Mit dem Schiff?“

„Ohne Schiff, Moana! — comment va tu?“

„Ah!, so la la, immer das selbe, Schwierigkeiten mit den Köchen — aber reden wir nicht davon! Heute freue ich mich! Freue mich einfach...“

„Ca c'est beaucoup mieux...oui!“

„Mais ouiii! Weist Du, meine Freundin aus Hell Ville ist in Diego, heute Abend gibt's ein Fest.“

„Schön für Dich!“

„Mais ouii! — Hast Du Lust, mit zu kommen?“

„Ich?“

„Oui, tois!“

„Ja weisst Du, Moana – ich habe nur das Zeug bei mir, das ich an habe...“

„Fais rien... es ist nicht im GRAND HOTEL. Wir fahren in eine Malgasch-Beiz. Dort essen wir ein wenig... Bier — Musik — Tanzen — Amusement... hast Du Lust?“

„Klar... nur, ich kann nicht tanzen...“

„Das lern' ich Dich schon Nicolas — keine Sorge!.....“

Malgasch tanzen ist nicht so schwierig – aber eindeutig. Nach ein paar Bier hab' auch ich meine Hemmungen weg geworfen und mit getanzt. Moana zeigt mir wie. Man hält sich nicht eng umschlungen, beim Tanzen hier. Es ist

ein offener Tanz, aber immer mit einer Partnerin. Wir kennen das in Europa von den verschiedenen, von den Afrikanern eingeführten Tänzen, die bei uns mit den Moden wechseln. Wichtig ist einzig der Rhythmus, und dass man in ihm bleibt. Mit eindeutigen Bewegungen der Hüften wird die Erotik angeheizt, nicht nur von den Frauen. Auch von den Männern. Ähnliches habe ich schon in Kuba kennen und tanzen gelernt. Im Nachhinein erinnert es mich ein wenig an einen Balztanz.

Abschlussstanz mit Moana. Wir sind ein wenig beschwipst. Alle stehen im Kreis um uns herum und Klatschen den Rhythmus. Moana's Augen glänzen, glühen. Die meinen wahrscheinlich auch.

Bei der Rückfahrt sagt Moana's Freundin zu mir: „Bleib' doch hier und heirate Moana. Und dann besorgst Du mir auch einen Schweizer, einen Bricoleur. Ich habe immer Reparaturen zu machen, in meinem Hotel...“

Zurück in Diego organisiert Moana ein Hotelzimmer ganz in der Nähe ihres Restaurants mit wunderbarer Aussicht über die ganze Bucht. Aber die habe ich erst am nächsten Morgen genossen.

Rückfahrt. Moana hat mich – zusammen mit ihrer Cousine – zum Busbahnhof gebracht und mir einen Frontplatz in einem Busctaxi organisiert, das direkt nach Ambanja fährt. Diesmal haben wir einen wirklich guten Fahrer und ich genieße die Fahrt.

Die Vielfalt dieser Landschaften kann ich nicht beschreiben. Am meisten beeindruckt mich die vielen riesenhaften Bäume. Sie sind phantastisch! Und sie sind gefährdet. Immer mehr Wald wird gerodet. Von den Köhlern. Kohle zum Kochen!

Im Nordwesten der Insel spülen die Flüsse Jahr für Jahr unheimliche Mengen fruchtbarer Erde ins Meer. Wir sind dort oft Stunden lang durch ein rotbraunes Meer gesegelt, nach starken Regengüssen, an Flussmündungen vorbei, die dort zum Teil alle paar Meilen münden.

In Ambanja kommt Hektik auf. Umsteigen, einen Platz im Anschlussstaxi ergattern, nichts vergessen. Vite-vite!

Am Ausgang des Dorfes – schon im neuen Taxi – merke ich, mein Hut! Ich hab' ihn liegen gelassen. Aussteigen, zurück Fahren.

Mein ehemaliges Busctaxi ist bereits weiter gefahren. Das habe ich befürchtet. Ich frage herum, ob irgend jemand... da sehe ich einen jungen Mann, der mit meinem Hut auf dem Kopf herum stolziert. Schwupp – und ich hab' ihn wieder „C'est le mien!“

Ein kleines Handgemenge entsteht. Er zieht am Hutende, ich am anderen. Blitzschnell schießt mir ein Bild durch den Kopf: Kaukasischer Kreidekreis...

Aber ein Hut ist kein Baby und ich kämpfe um ihn, bis ein älterer Mann, offenbar eine Respektperson, Einhalt gebietet und ich den Hut, etwas ramponiert zwar, zurück erhalte.

Ich bin einen Tag und eine Nacht länger geblieben, als mit Jana und Tobias vereinbart. Da es ihnen in Hell Ville nicht gefällt, hatte ich ihnen am Telefon vorgeschlagen, zurück nach Kreter zu motoren und dort vor Anker zu gehen. Das getrauten sie sich aber nicht, alleine, obwohl wir diese Strecke schon gefahren waren. Sie blieben und nervten sich.

Als ich zurück komme, sind sie sauer, die Atmosphäre an Bord ist explosiv. Wir sprechen es an. Vorwürfe an mich, ich machte einfach, was ich wollte, keine Rücksichtnahme auf sie. Dass ich immer wieder geduldig auf sie warte, wenn sie ihre Tauch- oder sonstigen Expeditionen mit ihren Führern absolvieren, das darf kein Thema sein. Das gehört sich wohl so. Am Schluss jedoch löst sich der Knopf und wir leben und segeln friedlich weiter.

Manchmal ist es ganz gut, ein wenig Krach zu haben. Nach der Auflösung ist das Verhältnis meistens besser. Wie nach einem reinigenden Gewitter!

Wir segeln nach Nosy Sakatia.

Die kleine Insel liegt an der Nordwestküste von Nosy Be. Also segeln wir zuerst an den berühmten Stränden von Ambondrona, Belle Vue, Ampasy und Djamanjary entlang. Dort sollen sich die weissen TouristInnen vergnügen wie weiland auf den Inseln vor Hyères. Die Küste ist jedoch untief, mit Felsen, Inselchen, Riffen und Klippen durchsetzt. So segeln wir ziemlich weit draussen vorbei. Zu sehen ist nichts.

Nosy Sakatia liegt nun fast genau im Norden von uns. Wir segeln darauf zu. Plötzlich steigt der Grund vor uns steil an. An den Wind! Weg vom Ufer! Es genügt nicht. Wir müssen hart an den Wind und zurück segeln denn offenbar reicht hier eine Sandzunge weit in den Kanal hinaus. Dann segeln wir an ihrem Rand entlang, ziemlich in der Mitte des Kanals. Weit vorne kommt der bewaldete Felsen in Sicht, vor dem unser Ziel liegt. Wir ankern hinter dem Felsen und fahren mit dem Beiboot in die kleine Bucht zum Anlegesteg.

„Das habe ich alles zusammen mit den Leuten aus dem Dorf gebaut. Mit Material von hier. Immer wieder hat es mich erstaunt, wie geschickt sie sind, die Leute von Sakatia.

Die Bungalows zum Beispiel – dort hinter den Büschen siehst Du eines davon – die haben sie alle praktisch selbständig gebaut. Von mir ist nur die Planung.“

„Die Bungalow – das kann ich verstehen – die sind in ihrem Stil, mit Palmdach. Das hier aber, das ist ein europäisches Haus. Auch das habt ihr selber gebaut?“

„Haben wir. Ja. Die Balken... solche Balken gibt es nicht auf der Insel. Klar. Die kamen vom Festland. Betten, Geschirr, die Gläser aus denen ihr euren Apéro trinkt, die ganzen Sanitäreanlagen... das ist klar, die musste ich in Tana kaufen. Aber das Haus aufgestellt – und alles eingebaut – das habe ich mit meinen Mitarbeitern aus dem Dorf...“

„Erstaunlich!..“

„...und heute arbeiten sie immer noch für mich, halten die Anlage in Ordnung – helfen überall mit, wenn ich Gäste habe...“

Wir sitzen auf der „Brücke“. Nicht auf jener der WAHOO. Sondern bei John, einem weissen Südafrikaner. John hat hier sein Paradies gefunden und aufgebaut. Sakatia Towers. Sein Haus steht zwanzig-dreissig Meter über dem Meer in einer kleinen Bucht. Büsche und Bäume verdecken es fast, vom Meer aus gesehen.

Von der Brücke, dem grossen Balkon aus, siehst du links den bewaldeten



Felskopf, hinter dem die WAHOO ankert. Vor dir hast du den Meeresarm – weites, glitzerndes Wasser - und dahinter die grünen Hügel von Nosy Be; grün in jeder Schattierung. Nach rechts weitet sich das Meer bis zum Horizont, bis zum Festland. Weit ist die Landschaft, der Blick kann schweifen, stösst nirgends auf Hindernisse und die Luft, klar und rein. Hier lässt es sich leben! Und heute Abend geniessen wir hier den Apéro und später ein ausgezeichnetes Abendesse.

Wir segeln der madagassischen Westküste entlang südwärts. Nosy Antananabe haben wir an Backbord gelassen. Vor uns öffnet sich eine lange Bucht. Ihre Westseite wird von einer langen Halbinsel gebildet. Sie ist unser heutiges Ziel. Kurz nach ihrer Nordwest-Spitze hoffen wir einen guten Ankerplatz zu finden. Knapp davor heisst es: Segel bergen, Einfahrt unter Motor.

Zwischen der Untiefe in Süden und dem Nordufer ist es mehr als tief genug, dann weitet sich der Kanal zur grossen Bucht. Nahe unter Land ankern wir.

Grüner Urwald umschliesst uns. An den Ufern wachsen hohe

Mangroven. Dahinter Dickicht, überragt von hohen alten Bäumen. Hier hätte Rousseau unendlich viele Motive für seine „naiven“ Urwaldbilder gefunden...

Auf beiden Seiten der Einfahrt siedeln Menschen. Zwei-drei Hütten im Malgasch Stil, zwei-drei Kanus zum Fischen.

Die Siedlung auf der nördlichen Seite des Kanals, liegt in einer kleinen Einbuchtung und ist kleiner.



Von dort nähert sich ein Kanu. Zwei Knaben rudern und als sie nahe genug sind, erkennen wir, was auf der Schulter des Grösseren sitzt. Ein Lemur, etwa so gross wie bei uns ein Eichhörnchen. Ob wir ihn kaufen wollten, fragt er mit Gesten. Nein, bedeuten wir ihm. Er scheint das erwartet zu haben und lächelt. Nun hält er eine Wein-Flasche in die Höhe und fragt: „mi-äl?“ „Mièl, Honig?“ fragen wir zurück, „wie viele Ariary?“ „Dö“ sagt er und hält seine Hand mit zwei offenen Fingern in die Höhe. Zweitausend, das sind etwa

ein Franken dreissig. Wenig für uns – aber sicher viel zu viel für ihn, sicher mehr als der Wasa-Preis.

Wollen wir hier draussen, in der Wildnis, markten? Jana gibt ihm die zwei Tausender. Er ist hoch zufrieden, lacht und reicht Jana – als Dank? - zwei wundervoll duftende Mangos herüber. Dann rudern die beiden mit ihrem „Schatz“ gemächlich zurück in ihre Bucht.

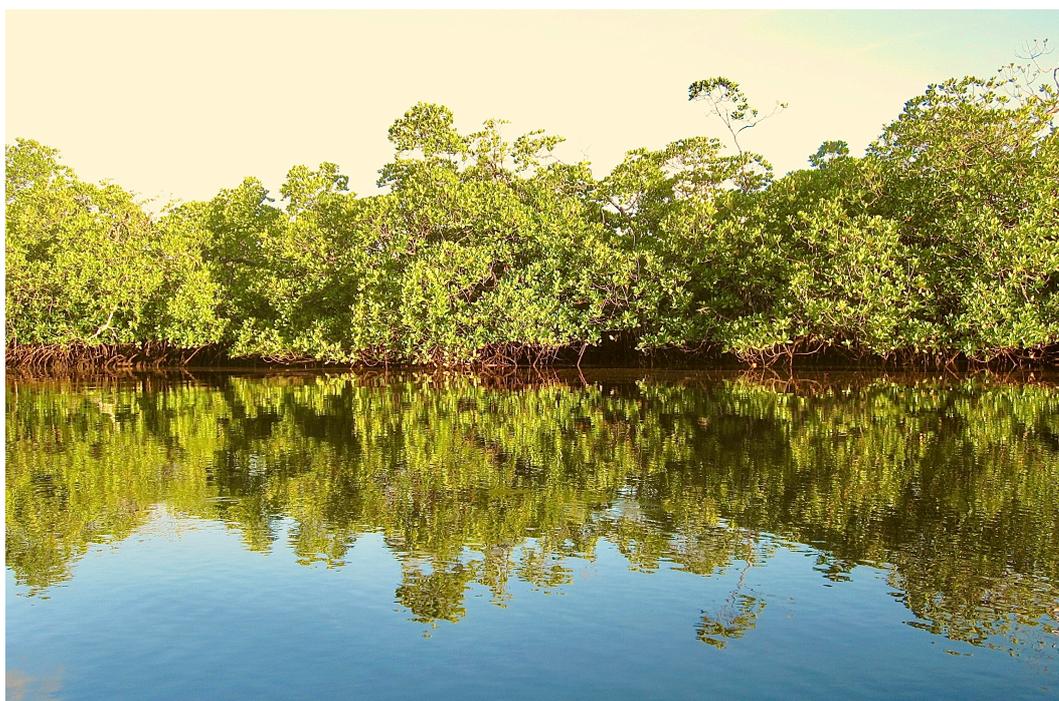
Es ist das immer wieder kehrende Dilemma, die immer noch unbeantwortete Frage: Wenn wir zu viel bezahlen, weil uns der geforderte Preis so günstig erscheint – heizen wir damit die Preise auch für die Einheimischen an? Oder nur für Wasa', nur für die Touristen?

Als ich Moana eines Morgens zum Einkaufen auf den Markt begleiten wollte, lehnte sie das strikte ab. Begründung, wenn die Marktfrauen sie auch nur



aus der Ferne mit einem Wasa sähen, verlangten sie auch von ihr zehn Prozent höhere Preise.

Am nächsten Tag ist Analalava unser Ziel. Schon der Name klingt... Wir suchen die Bucht an der das Dorf liegt, den Eingang zu ihr, den Eingang zu dieser eigenartigen, weit verzweigten Bucht, einem eigentlichen Naturhafen. Nosy Lava haben wir an Steuerbord passiert. An Backbord breitet sich un-durchdringlich, das von einem breiten Gürtel Mangroven gesäumte Ufer aus. Nirgends eine Unregelmässigkeit. Nirgends eine Einbuchtung. Und doch muss hier irgendwo der Eingang sein.



Langsam segeln wir parallel zum Ufer weiter. Jana kontrolliert ständig den Tiefenmesser, Tobias sucht das Ufer mit dem Feldstecher ab. Ich steuere. Das Wasser vor uns sieht nicht untief aus, gegen das Land hin zeigt sich jedoch eine geschlossen Barriere.

Nach der elektronischen Karte müssten wir direkt vor dem Eingang stehen. Zu sehen ist nichts. Leicht beunruhigt segeln wir weiter. Wenn wir den Eingang nicht finden, liegt eine Nachtfahrt vor uns.

Zwei Seemeilen weiter sehen wir den Eingang. Es ist ein Kanal, der zuerst



nordwestwärts, dann weit oben in einer scharfen Rechtsbiegung wieder südwärts führt. Darum kann man den Eingang erst

von hier aus sehen.

Vor dem Dorf läuft eine lange Landungsbrücke ins Meer hinaus. Sie ist besetzt von einem kleinen Frachtschiff, das ein bisschen komisch, ein bisschen schräg im Wasser liegt, wahrscheinlich auf Grund, es ist Niedrigwasser.

Der Kanal ist viel zu tief um darin zu ankern. Darum werfen wir unseren Anker hundert Meter südlich der Landungsbrücke. Mit dem Beiboot fahren wir zu ihr zurück und gehen an Land.

Auch Analalava ist ein Strassendorf mit drei-vier Camps in denen Touristen übernachten, auch Ferien machen können. Die meisten werden von Einheimischen geführt, eines von einem Franzosen und seiner Mutter.

Im Zentrum steht ein riesengrosser Baum, darum herum die Zweizimmer-Verwaltung, zwei-drei kleine Läden und das einzige Telefon.

Auf beiden Seiten der breiten „Hauptstrasse“ aus gestampfter Erde stehen einfache Holzhäuser, die meisten mit einer kleinen Veranda. Auf einer dieser Veranden sitzen ein distinguerter älterer schwarzer Mann und sein Freund, ein jüngerer, etwas ausgeflippter Franzosen. Sie trinken Bier und diskutieren miteinander. Wir grüssen, sie



grüssen zurück, woher kommt ihr, wohin geht ihr? Ah mit der Segeljacht, die draussen ankert – und so kommen wir ins Gespräch. Der schwarze Malgasch ist der Maire, der Bürgermeister, sein junger Freund der Besitzer eines Camps und Restaurants weiter oben. Ein Wort ergibt das andere und Jana und Tobias bestellen einen coq au créole für drei Personen als Abendessen.

Nach unserem Spaziergang bis ans Ende der Strasse – wenn ich mich richtig erinnere, endet sie im Nirgends – suchen wir auf dem Rückweg das Restaurant unseres neuen Bekannten. Nahe dem „Zentrum“ finden wir es und Jana und ich beschliessen, auf der Veranda etwas zu trinken. Eine junge Frau bedient uns und wir fragen sie, ob ihr Chef ihr unsere Bestellung, coq au créole, schon aufgetragen habe. Nein, er sei noch nicht zurück gekommen. Aber sie werde alles vorbereiten. Ich trinke mein Bier, Jana ihr Mineral, aber sie ist unruhig.

„Meinst du, wir sind hier richtig... ist das wirklich das Camp und das Restaurant des Franzosen?“

„Ich denke schon, hinten im Hof ist ein einfaches Camp und das hier ist sicher ein Restaurant...“

„Ich weiss nicht“ — sie trinkt aus — „ich gehe mal im Zentrum fragen...“

Nach kurzer Zeit kommt sie zurück gelaufen.

„Das Camp des Franzosen ist auf der anderen Seite des Zentrums! Ich geh' und bestell' unseren coq hier ab...“

und verschwindet im Hof.

Nach kurzer Zeit, erregte Stimmen von dort.

Ich löse mich von meinem Bier und gehe nach hinten.

Jana und die junge Frau in hitziger Diskussion. Mit blitzenden Augen in ihrem schwarzen Gesicht, gestikuliert sie mit einem geköpften und gerupften Huhn



vor Janas Gesicht. Das erregt Jana noch mehr, ihre harte Stimme tönt bedrohlich im Hof. Die junge Schwarze duckt sich, lässt aber nicht locker: „Ihr habt bestellt, ich habe geschlachtet, ich kann nicht mehr zurück“ bedeutet sie in einem Kauderwelsch aus Malgасh und Französisch.

Jana will das nicht einsehen: „Ein geschlachtetes Huhn kann sie doch jemand anderem verkaufen...“

„Jana! — Wie viele Touristen hast du heute gesehen?“

„Keine. Nur die Entwicklungshelferinnen...“

„Und die essen in ihrem Camp. An wen soll sie also das Huhn verkaufen?“

„Dann soll sie es eben selber essen...“

„Jana, bitte! Beruhige Dich. Wir haben hier bestellt, also müssen wir auch hier essen. Ist das so schlimm? Ist vielleicht sogar besser hier, echt Malgасh...“

Zu guter Letzt speedet Jana zum Franzosen um ihm zu erklären, warum wir heute Abend nicht bei ihm speisen werden. Und ich setzte mich wieder auf die Veranda und bestelle noch ein Bier.

Die junge Frau bringt es und fragt mich: „Warum ist die weisse Dame so böse zu mir und du so gut?“

„Na ja. Die weisse Dame hat es nicht böse gemeint, weisst du, manchmal tönt ihr Französisch einfach so streng... aber sie ist nicht böse, sicher nicht!“ Jedenfalls hat der coq gut geschmeckt und der Abend ist friedlich verlaufen. Den coq des Franzosen, eher der seiner Mutter, haben wir am nächsten Tag dort abgeholt und am Abend verspeist. Bereits wieder unterwegs. Diesmal direkt nach Mahajanga.

Mahajanga ist unserer letzter Hafen auf Madagaskar.

Hier wollen wir ausklariieren. Wir möchten an der Ostküste Südafrikas etwas länger verweilen, das Kap der Guten Hoffnung aber im südlichen Sommer, also spätestens im nächsten Januar umschiffen. Darum ist es Zeit, Madagaskar zu verlassen und den Mosambik Kanal zu überqueren. Normalerweise weht der Wintermonsun – ein stetiger Nordostwind – bis in den März hinein. Wir sollten also für die Überquerung guten Wind haben – Inshalla.

Mahajanga ist eine grosse Stadt, vermutlich grösser als Antsiranana. Der Hafen, ein Naturhafen, sieht aus wie das weit offene Maul eines Fisches, der sich eng ans Ufer schmiegt. Der Hafen liegt hinter der Halbinsel, die den „Oberkiefer“ bilden würde. Je weiter ein Schiff gegen den „Schlund“ hin



ankert, um so ruhiger liegt es. Auch wir haben das gemacht. Aber aus dem „Schlund“ fließen drei Flüsse ins „Maul“ hinein. Sie bringen viel Geschiebe. Der Hafen versandet. Wir hatten Mühe, einen Platz mit genügend Wassertiefe zu finden.

Das an Land gehen ist ein anderes Problem. Die einzige Möglichkeit ist der Betonslip. Dort konnten wir aus unserem Beiboot steigen und es hinauf tragen. Eine nasse und schlüpfrige Angelegenheit. Unser Wachmann half uns jeweils dabei. Er bewachte das Boot, wenn wir an Land waren. Zum Glück ist er zuverlässig gewesen.

Die Stadt. Was mir zuerst aufgefallen ist, sie hat erstaunlich viele moderne Bauten, vorwiegend Banken. Ich will Geld wechseln, amerikanische Dollars in Euros. Die Dollars fallen ständig, der Euro steigt. Ich stelle mich also in die Schlange vor dem Wechselschalter und als ich endlich vorne bin, sagte mir der Beamte: „Dollar wechseln wir keine, nur Euros.“

Nächste Bank, gleiches Prozedere. „Hundert Dollar Noten? Nein, wechseln wir nicht, wir haben keine Prüfmaschine. Vielleicht die ausländische Bank.“ Die ausländische Bank ist nicht schwierig zu finden. Modernes Gebäude, Sicherheits-Tür, modernes Interieur, sehr westlich, kaum Kunden.

„Hundert Dollar Note? Klar, wechseln wir. Passport bitte. OK. Ah drei Hundert wollen Sie wechseln? Und in Euros?.. Moment, da muss ich den Chef fragen.“ Leider ist der Chef nicht da, also muss ich warten. Nach einer Viertel Stunde wird mir der Betrag gewechselt. Problemlos.

Am nächsten Tag, Ausklariieren. Ich gehe zur Capitania, langer Weg, sehr heiss. „Ausklariieren möchten Sie? Ja, da müssen Sie zuerst zum Zoll!“

„Wo der ist? Oh la la... also, da gehen Sie am besten zur Hauptstrasse hinauf, dann rechts bis zur dritten Kreuzung, dort links den Hügel hinauf und dort... dort fragen sie am besten... oder, viel besser: Nehmen sie eine Rikscha! Aber zuerst den Preis aushandeln!...“

Rikschas sind hier Zweiradkarren mit einer Doppeldeichsel in die ein schwar-



zer Mann eingespannt ist. Und ich auf dem Polster, der Wasa, der Weisse, mit dem vielen Geld, der verdammte Kolonialist?

„Da geh' ich lieber zu Fuss!“

Oben auf der Hauptstrasse. Keinen einzigen Weissen sehe ich auf einer Rikscha. Alles Schwarze, solche mit Krawatten – das gibt's wirklich, trotz Hitze – aber auch ganz Gewöhnliche, in T-Shirts und Jeans. Das mit dem Kolonialist kann ich offensichtlich

vergessen. Rikschas sind hier die Taxis. Eine Möglichkeit, Geld zu verdienen. Und sie fahren erst noch ohne Emissionen...

So kommt es, dass Käpten Nicolas bald darauf von einem jungen Mann durch die Strassen von Mahajanga gezogen wird.

Den Hügel hinan, steigt er allerdings aus und geht zu Fuss neben der Rikscha her. Komisch für den jungen Mann, aber froh darüber ist er trotzdem. Das „Zollgebäude“ kann nicht mit dem Luxus der ausländischen Bank konkurrieren. Ein grau-graugrünes Betongebäude, der Putz blättert, der Empfang ist gleichzeitig Palaverraum und Küche. Die Leute sind fröhlich. Viel Lachen im Empfang und in den Gängen.

Nach einiger Zeit fragt mich eine junge Frau freundlich, was ich wolle.

„Ach so, nur einen Stempel auf dieses Papier?.. das könnte ich auch machen. Aber der Chef schliesst sein Pult immer ab. Und der ist schon nach Hause gegangen.“

„Und er kommt heute nicht wieder?“

„Na klar kommt der wieder. Ich ruf' ihn gleich an.“

Mir schwant übles. Ein Zollchef, der eines Wasa wegen nochmals ins Büro kommen muss...

Nach einer Weil kommt der Mann. Massig, schwitzend, fröhlich. Ob wir denn das schöne Madagaskar schon wieder verlasen wollten? Ob es uns bei ihnen nicht gefallen habe?

„Doch, sehr sogar, so sehr, dass ich wieder kommen möchte. Aber wir müssten weiter, leider...“

Der Stempel ist plötzlich Nebensache und wir plaudern über Madagaskar. Zeit, Zeit, Zeit. Alle haben Zeit...

Zurück in der Capitania. Ein junger Mann prüft meine Schiffspapiere.

„Käpten, Ihre Fahrbewilligung ist seit vierzehn Tagen abgelaufen. Das kostet Sie nochmals sechzig Tausend Ariary...“

Das ist nun ein echtes Problem.

„Mon dieu, das habe ich gar nicht gemerkt. Wir haben kein Geld mehr... ich will sagen, nicht mehr genug Ariary. Wir wollten Madagaskar ja Morgen verlassen.“

Könnte ich in Euro bezahlen?...”

„Leider nein. Ich hole am besten den Chef.“

Der Chef ist eine junge, sehr hübsch Chefin. Ich glaube, sie sieht sofort in meinen Augen, dass ich angenehm überrascht bin. Jedenfalls plaudern wir zuerst einmal über Madagaskar, was mir gefallen hat und ich sage ihr, ich sei sogar am Überlegen, für immer hier her zurück zu kommen. „Schon der schönen Malgasch Frauen wegen...“

Sie lacht – ein bisschen ironisch? Sagt dann aber überraschend:

„Dann bezahlen Sie den geschuldeten Betrag einfach wenn Sie wieder kommen...“

Auch das ist Madagaskar!

Am nächsten Morgen, ein schwerer Abschied. Die Insel hat uns allen gefallen; ich habe mich in sie verliebt.

Noch in der Bucht setzen wir Segel, arbeiten hart und kreuzen dann hinaus. Die Überfahrt beginnt. Und wie!... Bald haben wir die Strömung gegen uns und laufen unter Motor kaum 3,5 Knoten. Zum Verzweifeln; ohne Wind zum Verzweifeln! Und wir bekommen wenig Wind! Wir hatten einen Südwest Kurs abgesteckt, der uns südlich an Diego Garcia vorbei führte.



Die Küste von Mosambik sahen wir südlich von Inhambane.

Wenig später sahen wir im Wetterbericht, im Süden braut sich etwas zusammen. Ein Südweststurm!

Würden wir die Bay von Maputo noch erreichen, bevor er uns erreichte? Wir beschlossen, es zu versuchen. Niemand segelt ohne Zwang zurück.

Sollte uns der Sturm zu früh erwischen, wäre der Zwang da, wir müssten mit dem Wind zurück nach Inhambane segeln und dort Schutz suchen.

Wir hatten Glück! Wir erreichten die Untiefen vor der Ilha dos Portugeses noch vor dem Sturm. Sie schliesst die grosse Bucht von Maputo gegen Osten ab. Wir bargen die Segel, fuhren vorsichtig um die Insel herum und ankerten am Nordwestufer der grossen Insel, der Ilha Inhaca.

Der Ankerplatz ist nicht ideal um einen Südweststurm abzuwettern. Gegen



Westen, gegen die Bucht von Maputo hin, ist er ziemlich offen, die Wellen werden aber stark gemildert durch die vielen, vorgelagerten Sandbänke. Trotzdem rollten wir drei Tage lang. Ziemlich unangenehm.

Aber auch das gehört eben zum freien Seglerleben!

Nach drei Tagen flaut der Wind ab und dreht. So erreichen wir am 22. Dezember mit gutem Nordostwind und mitlaufendem Strom von etwa 2,5 Knoten den grossen Hafen von Richards Bay.

An Weihnachten dislozieren wir in den Zulu Land Yacht Club, wo wir Weihnachten und Neu Jahr mit Grillieren – der grossen Leidenschaft der weissen Südafrikaner – und ohne Absingen einschlägiger Lieder verbringen.

Dem Aufkommen festlich-christlicher Stimmung standen die Palmen, das laue Meerwasser und die warme Brise ziemlich im Wege.

## Richards Bay – und dann nach Knysna

Weihnachten vorbei, Neu Jahr vorbei. Januar.

In der Schweiz schneit es, hier ist Sommer, viel Sonne, manchmal Regen, von Sprühregen bis zu Gewaltsregengüssen, aber der Sonnenschein überwiegt, vor allem bei östlichen Winden.

Wir sind seit Weihnachten im Zululand Yachtclub. Er liegt an einem ruhigen Nebenarm, der gleich nach der Einfahrt in den riesigen Naturhafen rechts abbiegt.

Das Einklarieren nach dem Einlaufen in den Smalboat Harbour verlief – so meinten wir – problemlos, automatisch organisiert durch die Hafenbehörden. Der schwarze Emigration Officer kam aufs Schiff, stempelte unsere Pässe und hiess uns in Südafrika willkommen. Der Zoll, meinte er, werde bald auch kommen. Dann seien wir frei. Aber der Zoll kam nicht, auch am zweiten Tag nicht.

Dann verlegten wir uns in den Yachtclub. Die freundliche Dame am Empfang riet uns dringend, den Zoll anzurufen. Jana tat es, leicht ärgerlich. Bescheid – ihr müsst zurück in den Smalboat Harbour, dann kommen wir. Jana flippte aus. Das war eher kontraproduktiv. Es blieb dabei.

Am nächsten Tag nahm ich ein Taxi zum Zoll, legte unsere Papiere dort einer freundlichen schwarzen Dame vor und die stempelte alles. Erledigt.

„Wie Du in den Wald hinein rufst, tönt es daraus zurück“ haben meine Eltern jeweils gesagt...

Das Gelände des Yachtclubs ist riesig. Ideal für Partys. Über die Festtage gab es die fast täglich. Da waren dann die grossen Rasenflächen locker besetzt von Familien und Clans, die um ihren Grill herum sassen und lagen. Ein friedliches Bild, fast ein wenig biblisch.

Wir waren immer eingeladen. Interessante Gespräche ergaben sich. Zum Beispiel mit einem älteren Herrn über den Wandel der letzten Jahre, einem Herrn, der mir sehr sympathisch erschien.

Er käme da nicht mehr mit, sagte er. Seit seiner Jugend seien die Schwarzen seiner und der Meinung aller Weissen entsprechend, faul und unfähig gewesen, irgend etwas selbständig zu machen. Und nun plötzlich sollten sie fähig sein, ein so grosses Land zu führen, zu organisieren, die Versorgung zu garantieren, die Sicherheit, die Prosperität. Das könne nicht funktionieren. Und dass es nicht funktioniere, das sehe jeder, der es sehen wolle.

Er wisse, das sei rassistisch gedacht. Er wisse auch, dass er das alles nicht rückgängig machen könne. Aber er könne sich einfach nicht damit abfinden. Er könne nicht! Sechzig Jahre lang hätte er so gedacht und jetzt könne er nicht auf Befehl umgekehrt denken. Es sei nicht gerade schön, so zu leben. Aber das werde er ja auch nicht mehr all zu lange.

Seine Söhne, die könnten das, die lebten zusammen mit Schwarzen, für sie sei das kein Problem. Sie würden ihm auch immer wieder sagen, sein Bild der Schwarzen – mindestens eines Teils der Schwarzen – sei verkehrt, nicht mehr haltbar. Aber er, er könne einfach nicht mehr umdenken. Obwohl es sicher einfacher wäre, wenn er es könnte.

Der Mann war mir – wie gesagt – sehr sympathisch. Ein gebildeter, ehrlicher alter Mann. So ehrlich hat kein anderer mehr mit mir über diese Probleme gesprochen.

Die dumme Geschichte mit unserem Bordgrill.

Für eines der Grillfeste hatten wir ihn an Land genommen und darauf unsere Rumpsteaks grilliert. Dann verteilten wir uns, der eine mit einem Bier in der Hand da hin, der andere dort hin. Und auch Jana hatte Bekannte, die sie zu sich einluden. Zurück blieb, einsam und verlassen, auf einem Mäuerchen stehend – unser Grill.

Am Tag darauf vergass ich ihn zu holen. Am Nächsten ebenfalls. Und am Dritten war er verschwunden. Nirgends zu finden. Nirgends eine Spur. Jana war sauer, weil Grillieren an Bord fast die Lieblingsbeschäftigung von Tobias ist. Fisch fangen, Ausnehmen, auf dem Grill braten! Und natürlich war Tobias sauer, aus eben dem ganz genau gleichen Grund.

„Dann kaufst Du eben einen Neuen!“

„Nein, werde ich nicht. Ich investier nichts mehr!“

Und so weiter. Ein Wort gab das andere.

Krach auf der WAHOO.

Am fünften Tag brachte mir der Mann für Alles im Club, unseren Grill. Jemand habe ihn weg geschafft, damit ihn kein anderer stehlen könne...

Krach aus der Welt geschafft?

Nur ganz ganz langsam – und ich habe noch des öfteren gehört: „Du investierst ja sowieso nichts mehr. Wir auch nicht.“

Vor ein paar Wochen, auf dem Weg von Mosambik nach Richards Bay ist eine kleine, für mich eher unangenehme Geschichte passiert. Immer wenn wir Lust auf frischen Fisch haben, schleiken wir an langer Leine entweder einen Plastik-Pulpo oder einen Kunstfisch nach, der die Bewegungen seines lebendigen Bruders täuschend nachahmt. Letzterer ist wesentlich erfolgreicher, die ersteren viel billiger. Die besten dieser Kunstfische kommen aus Finnland.

Nach der Schaukelei im Sturm in der Bay von Maputo wollten wir wieder einmal frische Fischfilets zum Abendessen. Wir schleikten!

Gerade will ich das Cockpit verlassen, da tschätteret unsere Fischrolle, die Leine rauscht aus.

Ich packe sie und kann sie gerade noch halten.

Brauchst du die Handschuhe? Jana kommt gerannt, und hilft mir, sie herein zu ziehen. Fisch, Fisch, ruft sie dann und auch Tobias kommt herauf gesprungen.

Derweil versuche ich die Leine ständig straff zu halten, mal etwas nach zu geben, dann wieder herein zu ziehen, je nach dem wie der Fisch am Haken es gerade will.

Bäumt er sich, springt und zieht er wie verrückt, gebe ich Leine raus, lässt er sich einfach nach ziehen, nehme ich Leine herein, langsam und vorsichtig, Hand über Hand.

Dieser hier springt, reißt abrupt, tut alles um den Haken raus zu kriegen. Wer will es ihm verdenken? Es muss eine Dorade sein und keine kleine! Nur die kämpfen so wild und ruckartig.

Ich habe keine Ahnung, wie lange die Dorade jetzt schon um ihr Leben kämpft. In solchen Momenten verliere ich das Zeitgefühl. Das ganze Denken ist ausgerichtet auf den Fisch, auf seine Bewegungen, auf seinen Kampf.

Jetzt, was will er?

Er springt, der ganze Fisch blitzt aus dem Wasser.

Leine geben, aber nur so wenig wie möglich!

Jetzt taucht er und reißt.

Leine geben, Zug halten!

Ist er jetzt endlich müde?

Er bewegt sich kaum.

Herein ziehen, langsam, für ihn unmerklich.

Dann aber spürt er doch, wie nahe er schon beim Schiff ist. Ein neuer Kampf beginnt.

Endlich habe ich ihn auf der Höhe der Badeplattform. Tobias steigt mit dem Fischhaken hinunter um einzuhaken und ihn sicher herauf zu ziehen.

Aber die Dorade ist zu wild. Kein Zeichen von Müdigkeit. Sie kämpft, springt, taucht – Tobias bekommt keine Chance, den Haken in die Kiemen zu hängen. Im Gegenteil, sie schwimmt dem Schiff entlang nach vorne, taucht und springt. Jetzt gerade vor mir, springt empor, die ganze Dorade aus dem Wasser.

Instinktiv helfe ich nach, zieh' sie heraus, herauf auf die Holzreling neben mir und dann herein, an mir vorbei und hinunter ins Cockpit. Geschafft!

Eine Riesendorade, weit über einen Meter lang. Sie tobt weiter im Cockpit unten, bis Tobias sie mit einem Schlag auf den Kopf töten kann.

„Wir bitten dich um Entschuldigung – aber wir möchten dich essen“. Nach altem Indianerbrauch.

Fragt sich nur, ob sie uns wirklich entschuldigt.

Ich an ihrer Stelle täte es nicht, sondern versuchte mich instinktiv zu rächen.

Und genau das hat sie getan.

Kaum ist sie tot, sehe ich Blut an meinem linken Wadenmuskel und plötzlich spüre ich auch, das tut ja verdammt weh!... Der Muskel ist angeschwollen und wenig über seinem Ansatz blutet eine kleine Einstichwunde...

Nun erinnere ich mich:

Als die Dorade an mir vorbei ins Cockpit flitzte, spürte ich Schlag und Stich. Aber ich achtete nicht darauf, in der Hitze des Kampfes.

Der Schlag kam von ihrem Schwanz, der Stich von einem ihrer Rückenstacheln.

Vier Wochen hinke ich nun herum und es tut zeitweise verdammt weh.

Die Rache der Dorade!

Nachtrag vom 7. Februar: die Einstichstelle fühlt sich noch immer wie ein kleiner Kieselstein an und den Muskel kann ich noch immer nicht voll belasten. Sie hat sich nicht schlecht gerächt!...

Montag, 14. Januar 2008

Ich sitze im Clubraum des Point Yacht Club, Durban. Draussen ist es grau verhangen, hin und wieder regnet es. Auch kein Windhauch bewegt unseren Windgenerator. Kein Strom von der Sonne, kein Strom vom Wind - so bin ich froh, im Clubraum Strom für die Batterien des Laptops zu bekommen. Dank der Südafrikanischen Gastfreundschaft!

Vor einer guten Woche sind wir aus Richards Bay ausgelaufen. Der Wetterbericht war gut und wir frohen Mutes. Draussen wehte es wie versprochen mit etwa 15 Knoten aus Ost aber der Schwell, ebenfalls aus Ost, war gewaltig. Später sagte uns jemand, im Süden Madagaskars habe ein Zyklon gewütet. Und wir wussten nichts davon!...

Zwanzig Seemeilen vor der Küste beginnt der Strom mit bis zu drei Knoten südwärts zu setzen. Ihn wollten wir ausnützen.

Am Anfang, segelten wir darum weg von der Küste, am Wind, hinaus zum Strom. Da wurde das Schiff von den Segeln gehalten, da lachten noch alle. Als wir den Strom dann erreichten, auf Kurs gingen und nun mit achterlichem Wind südwestwärts segelten, da hatte sogar ich Mühe, in meiner Koje auf dem Rücken zu liegen. Zuerst hebt es den Magen an, er schwebt so zu sagen im Körper drin. Dann bekommt er einen sanften Stoss in Richtung Speiseröhre und gleich darauf spürst du, wie er ebenso sanft in Richtung Bauch bewegt wird. Und diese kreisend stossenden Bewegungen wiederholen sich im unermüdlichen Rhythmus der anrollenden Wellen.

Du siehst, eine bewegte See kann für den Magen eine bewegende Sache sein. Tobias' Magen, von zwei Wochen Landleben verwöhnt und mit dem Verdauen eines Riesensteaks vom Vorabend mehr als beschäftigt, rebellierte

gegen eine solche Behandlung. Und selbst Jana ist nicht darum herum gekommen, dem zürnenden Neptun ihren Tribut zu entrichten.

Zum Glück sind keine Segelmanöver nötig gewesen und der Schwell hat, je weiter wir nach Süden kamen, um so mehr nach gelassen. Früh am nächsten Morgen, die Dämmerung war eben erst dem fahlen Licht eines neuen, regennassen Tages gewichen, erreichten wir die Einfahrt zum Hafen von Durban.

Das wussten wir allerdings nur dank unseres GPS Standpunktes. Es nieselte nämlich so stark und war so trübe, dass wir eine Meile davor, das Ende der Hafenummauer und den Leuchtturm darauf nicht sehen konnten. Nach GPS Daten tasteten wir uns hin, fanden die Einfahrt trotz beschlagener und verregener Brille und kamen langsam aber sicher in ruhigeres Fahrwasser. Geschafft!

Es ist jedes Mal ein schönes Gefühl, das Einlaufen in einen geschützten Hafen nach einer üblen Fahrt. Wir sind während dem Durchsegeln dieser hundert Meilen nie einer speziellen Gefahr ausgesetzt gewesen. Überhaupt nicht. Trotzdem bin ich auch dieses Mal wieder erleichtert, als wir endlich drin sind. Ermüdungserscheinungen? Nach nun achtzehn Jahren Leben mit und von der WAHOO darf das sein. Ich will mich irgend wo nieder lassen. Sattle down, sagen sie hier, absatteln, den Sattel vom Pferderücken nehmen und auf den Boden legen, dahin wo man bleiben will...

Aber zurück zur Einfahrt in Durban. Dort wo wir eigentlich hin sollten, zu den Liegeplätzen für internationale Schiffe, ist kein einziger Platz frei. Hingegen ver-



fügt der Point Yacht Club – wie wir sehen – über ein paar leer Plätze und – heisst es im Almanach – Gäste seien dort willkommen. Wir legen an und ich gehe zum Yachtbüro um zu fragen, ob wir dort bleiben können. Es ist geschlossen, Sonntag. Also bleiben wir und am Montag Morgen erledige ich den Papierkram und wir dürfen auf Zusehen hin dort bleiben.

Am gleichen Steg, nur ein paar Plätze weiter zum Land hin, liegt eine schöne grosse Segelyacht. Ich lerne den Besitzer kennen, John. Er war im Öl- und Renn-Business, ein netter, knapp sechzig jähriger Mann.

Wenn ich irgend etwa zu besorgen hätte, er stehe mir zur Verfügung zusammen mit seinem Wagen. Als ich ihm sage, ich suchte Holz für die Scheuerleiste, die in Oman zerbrochen worden sei, macht er gleich einen Termin ab: Morgen um Zehn, ich weiss wo wir das kriegen.

Er fährt einen speziellen Alfa Romeo, den einzigen dieser Art in Südafrika. Darauf ist er stolz.

Wir verlassen die Stadt und fahren auf einer grossen Autostrasse ins Grüne. Hier draussen leben jene Weissen, die in der Stadt arbeiten und genug verdienen um sich ein Auto zu leisten, ein Haus, eine Eigentums- oder wenigstens eine Mietwohnung. Wir fahren an vielen verschiedenen Siedlungen vorbei. John erklärt mir, in dieser Siedlung leben eher gehobene Arbeiter – in dieser Angestellte, dort drüben die Chefs und ganz dort hinten, siehst Du, hinter jenem Hügel, dort leben die ganz Reichen.

„Gibt das keine Probleme, ich meine, diese soziale Absonderung? Die einzelnen Schichten haben so keine Gemeinsamkeit, keinen Kontakt.“

„Kontakt? Das wollen wir gar nicht. Das brauchen wir auch nicht. Die Gemeinsamkeit genügt!“

„Die Gemeinsamkeit?“

„Na ja, wir sind alles Weisse. Verstehst Du? Um uns herum Millionen von Schwarzen. Die Gemeinsamkeit. Und die gibt einen starken Zusammenhalt.“  
Das stimmt! Das habe ich – als ebenfalls weiss aussehender Mann – immer wieder erlebt. Du wirst sofort irgendwie einbezogen. Du merkst bei jeder Begegnung, irgendwie gehöre ich dazu. Du bekommst jeder Zeit jede Hilfe. Es ist wie eine Art unverbindlicher Verschwörung, die nichts mit dir selber, um so mehr mit deiner Hautfarbe zu tun hat. Ein ungeschriebenes aber gelebtes Bündnis der Weissen unter einander.

Mein Verhältnis zu den Schwarzen habe ich total anders erlebt. Sie haben es akzeptiert, wenn ich versuchte, ihnen auf gleicher Höhe zu begegnen. Sie waren freundlich bis liebenswürdig. Aber ich habe immer gespürt, im Hintergrund lauert Misstrauen. Nicht stark aber während.

Aber zurück zu meiner Fahrt mit John. Wir waren aus dem näheren Siedlungsumkreis der Stadt heraus gefahren und brausten über hügeliges Land, das kaum Überblick zulies. Plötzlich bremste John und bog nach rechts ab. Vor uns breitete sich eine Industrie Siedlung aus, den sanften Hang hinauf gebaut.

„Hier gibt es solches Holz. Wenigstens hat es das gegeben, als ich das letzte Mal hier war. Aber das ist auch schon ein paar Jahre her. Gehen wir den Shop suchen.“

„Hast Du denn keine Adresse?“

„Nein, warum auch! Die Adressen wechseln so oft. Das würde nichts bringen.“

Also fuhren wir die nächste Strasse Hügel an, oben nach rechts, die nächste wieder nach unten und so fort, bis wir die ganze Industrie Siedlung abgefahren hatten. Wir fanden zwar eine Firma die Holz zu Garten Bungalows verarbeitet. Sie hatten aber nur Weichholz und machten keine Anfertigungen. Weiter hinten liegt noch so eine Industrie Siedlung. Vielleicht sind die nun dort. Und schon waren wir unterwegs.

Die Siedlung ist gleich aufgebaut, wie die erste und auch unser Vorgehen war das nämliche. Resultat — null.

John lachte, „schade, ich habe gemeint es sei hier draussen. Vielleicht sind sie Pleite gegangen. Dafür zeige ich Dir auf der Rückfahrt die Gegend nördlich von hier.“

So bin ich zwar nicht zu meinem Holz gekommen aber zu einem rasanten Überblick über die Gegenden westlich von Durban. Und zu einer neuen Erkenntnis der Lebensweise hier. Jeder, der mir in Südafrika geholfen hat irgend etwas zu finden — Holz, Hydraulikschläuche, Motorenteile, Ventilatoren — jeder dieser lebenswürdigen und hilfsbereiten Männer ist einfach in den Wagen gestiegen und von Lieferant zu Lieferant gefahren. Irgend einer wird es schon haben — oder auch nicht.

Keiner hat zuerst in irgend einem Verzeichnis nach Lieferanten gesucht, dort hin telefoniert und ist erst dann und mit der Sicherheit los gefahren, dieses Stück dort auch zu bekommen. Offenbar kann man sich das in Südafrika noch leisten...

## Südafrika verhindert Moana's Ferien auf der WAHOO

Ich habe Moana eingeladen bei uns auf der WAHOO drei Wochen Ferien zu verbringen. Das hätte uns ermöglicht, uns ein wenig näher kennen zu lernen. Ich habe ihr auch fast zweitausen Euro für den Flug geschickt.

Der Südafrikanische Staat hat aber solch strikte Abwehrregelungen gegen MadagassInnen erlassen, dass es für sie unmöglich ist, zu kommen. Sie ist extra 1200 km nach Tana gereist um ein Visum zu bekommen, hat auf der Botschaft dann aber einsehen müssen, dass sie keine Chance hat. Ich hätte hier eine permanente Adresse haben müssen und ein Bankkonto, dann hätte ich sie offiziell einladen müssen und so weiter.

Nun sind wir weiterhin aufs Telefonieren angewiesen. Eine ziemlich mühsame Sache, weil ich sie am Telefon oft sehr schlecht verstehe — vor allem wenn ihr Temperament durchbricht und sie wie ein Wasserfall sprudelt. Ich muss dann immer versuchen, zwischen hinein „langsam Moana, langsam“ zu rufen. Dann verstehe ich sie wieder bis zum nächsten Temperaments Ausbruch.

Ihr Temperament bricht meistens dann durch, wenn sie mir zu erklären versucht, in welcher Lage sie sich befinde. Zum Beispiel eben, warum sie nicht kommen könne — oder, auf meinen Vorschlag hin: „Wenn du nicht kannst, dann komme ich, aber nur, wenn du mit mir Ferien machst.“

„Nein, das geht nicht, ich habe jetzt eben das Restaurant geschlossen um zu dir zu kommen, da kann ich unmöglich drei Wochen später schon wieder schliessen, unmöglich, meine Associers würden Sturm laufen. Die dürfen sowieso nicht erfahren, dass ich einen Freund habe, sonst helfen sie mir nicht mehr, vor allem der Europäer, der hat mir schon gesagt: ‚Moana, pass auf, wenn du einen Freund hast und heiraten willst, dann helfe ich dir nicht mehr, pass gut auf!‘ Darum kann ich auch nicht mit dir Ferien machen, alle würde es dann wissen und er hat Freunde in Diego, die ihm das sagen würden. Er kommt am 5. Februar. Das wird harte Diskussionen geben..“

Und bevor ich Genaueres über diesen Europäer erfragen konnte, war wieder einmal eine Telefonkarte zu Ende und unser Gespräch unterbrochen.

Natürlich haben sich da einige nicht so schöne Gedanken bei mir eingenistet. Ist dieser geheimnisvolle Europäer ihr Liebhaber, wenn er in Diego ist? Treibt Moana ein Doppelspiel? Ich kenne das ja aus den Gesprächen in Kuba. Aber würde sie mir dann überhaupt von ihm erzählen? Und eigentlich ist Moana nicht die Frau, die das macht. Aber bin ich mir da so sicher? Kennen ich sie bereits so gut? Und so weiter.

Nächstes Telefongespräch.

„Moana, warum kann dir dein Associer verbieten, einen Freund wie mich zu haben?“

„Nein nein, das kann er nicht. Aber beide haben Angst, ich werde alles hinschmeissen, das Restaurant und alles, wenn ich heirate. Darum will er nicht, dass ich einen Freund habe. Er will, dass wir das Restaurant verkaufen können, für Doppelt so viel wie wir investiert haben. Das geht nur, wenn es sehr gut läuft. Und dafür muss ich sorgen. Und dann, wenn ich einen Freund habe und mit ihm zusammen lebe und dann sagst du mir nach ein paar Monaten, Moana, es geht doch nicht, ich will dich nicht heiraten... wie stehe ich dann da vor meinen Verwandten und guten Freunden? Ich will das nicht. Nicht mehr! Ich will ihnen sagen können, das ist Nicolas, er ist mein Freund

und Liebhaber, wir werden in Kürze heiraten. Und dann müssen wir aber auch heiraten!,,

„Aber Moana, wir kennen uns doch nicht genug um schon zu sagen, ja, ich will dich heiraten. Würdest du mich einfach heiraten, wenn ich jetzt nach Diego käme?“

„Ja, wir Menschen entscheiden uns für etwas und nachher sorgt Gott dafür, dass es gut kommt. Ich glaube an Gott und dass er uns hilft.“

„Aber Moana, ich glaube auch an Gott, aber an einen Gott, der uns die Entscheidung überlässt, der sagt, du bist selber für dich verantwortlich, ich zwinge dir nichts auf, du entscheidest...“

Und schon wieder unterbricht uns die Computerstimme: Ihr Guthaben ist..... und Unterbruch.

Nächstes Telefon.

„Moana, was würdest du dazu sagen, wenn ich im September mit der WAHOO nach Diego zurück käme? Würdest du mir helfen, Tagesausflüge mit Touristen zu organisieren?“

„Das ist nicht so einfach, wie du denkst.“ Und dann folgt eine temperamentvolle Aufzählung all der vielen Vorschriften die eingehalten und Papiere die erforderlich sind um das zu tun. Es ist schwierig. Da musst du bis nach Tana.

„Aber ich werde dir schon helfen.“

Wir können so zusammen leben, wie damals, als du hier warst. Du wohnst auf dem Schiff, ich hier oben, du kannst hier essen und wenn ich nicht zu müde bin, Abends, können wir zusammen weg gehen. Aber wir können nicht zusammen leben wie Mann und Frau, bevor wir nicht geheiratet haben.“

„Das ginge also und...“

Unterbruch — Computerstimme: ihr Guthaben beträgt, 17,6 Rand, bitte wählen sie die Nummer die sie anrufen wollen....

Mails an Moana — obwohl sie mir sagte, sie lese ihre Mails selten, es sei zu schwierig für sie, sie müsste 3 Monate bei einem Professor lernen, wie das funktioniert. Erst dann könnte sie mir antworten.

Ich hatte ihr geschrieben, ich möchte mehr über ihr Leben wissen.

Antwort am Telefon Anfang Februar von Knysna aus.

„Du willst viel wissen, viel über mein Leben.“

Aber ich kann dir nicht alles sagen.

Zum Beispiel wer der Vater meines Sohnes oder der Vater meiner Tochter ist. Mein Sohn ist erwachsen und meine Tochter auch.

Den Vater meines Sohnes habe ich schon lange nicht mehr gesehen.

Er lebt im Wald (brousse).

Aber warum willst du das alles wissen?“

„Moana, mich interessiert alles aus deinem Leben, weil es aus dir die Frau gemacht hat, die ich lieb habe. Nur darum. Ich hab es dir doch geschrieben.“

„Ja, ich hab es gelesen. Aber du kannst nicht alles wissen von mir.

Es ist mein Leben und vieles weiss ich nicht mehr.

Wenn du kommst, im Herbst, mit deinem Schiff, dann können wir darüber reden, wie damals.

Aber ich muss arbeiten im Restaurant. Bis es verkauft ist – oder bis wir heiraten. Verstehst du?“

„Ja, das habe ich verstanden. Das kann ich mir auch vorstellen.

Und würdest du mir....“

Komputerstimme: Ihr Konto ist leer .... Klick und Abbruch.

## Urwald-Vergnügen, B+B Versionen

Stell dir vor, du stehst in der Baumkrone eines Urwaldriesen, über dir ein grüngraues Blätterdach, durch das kein Sonnenstrahl dringt. Unter dir tost der Wasserfall fünfzig Meter in die Tiefe. Der feine Wasserstaub dringt durch die dichten Blätter herauf, kühlt die Luft, befeuchtet die Millionen Blätter, den Stamm, die Äste und deine Haut, deine Kleider. Es ist angenehm kühl, hier oben.

Und nun sollst du gleich hinunter sausen!

Du hast einem Traggürtel um Hüfte und Gesäss, der oben in einem Stahldreieck mit zwei Rollen endet. Die Rollen liegen bereits auf einem Stahlseil, das von hier aus über den Wasserfall zur Krone des nächsten Urwaldriesen gespannt ist. Der steht etwa Hundert Meter weiter unten.

Nun bist du bereit. Der Sicherheits-Karabiner wird eingehängt, dann liegst du richtig in den Traggürtel hinein und los geht's. Die rechte Hand - von einem dicken Lederhandschuh geschützt - bremst an ausgestrecktem Arm hinten am Seil. Aber zuerst lässt du sausen, denn am Schluss der Fahrt fährst du wieder leicht aufwärts.

„Erst fünf Meter vor dem nächsten Standplatz bremsen!“ hat der Begleiter gesagt. Und so sausest du sirrend durch das Blätterdach des Riesen, jetzt frei Sicht auf den Wasserfall weit unter dir, jetzt über die kleineren Bäume, jetzt rasch ein Blick hinunter in die Schlucht und – dem Lauf des Wasser folgend – hinaus aufs offene Land. Und schon ist die Aussicht vorbei. Schon fährst du wieder, wie durch einen Tunnel von Blättern in den nächsten Urwaldriesen hinein, dem Stand zu. Bremsen und hopp, stehst du wieder auf



festem Grund - wenn dir das Bremsen richtig gelungen ist. Auf festem Grund!... auf einem Holzpodest im Wipfel eines Riesenbaumes. Zwanzig Meter über dem Urwald-Boden. Geniess den festen Grund!... schon bald bist du wieder an der Reihe, zur nächsten Fahrt, weiter hinunter, von Stand zu Stand.

Weil sich das Wetter nicht zum Weitersegeln eignet – dafür brauchen wir eine längere Periode mit Nordostwind – entschlossen sich Jana und Tobias, einen Ausflug ins Landesinnere zu unternehmen. Sie luden mich ein, mit zu kommen. So lernte ich das Gefühl der sausenden und sirrenden Fahrt an einem Stahlseil durch den Urwald kennen. Ein tolles Gefühl!

Wir übernachteten in einem Bed+Breakfast Haus in einem kleinen Dorf. Es ist das ehemalige Doktor-Haus – die Gräber des Doktor Ehepaars sind die jüngsten auf dem nahen Friedhof. Unsere Gastgeber leben erst seit drei Jahren hier. In dieser Zeit haben sie das Haus und den riesigen Garten eigenhändig wieder „in Ordnung gebracht“... wie sie selber es nennen. In Wirklichkeit ist daraus ein Bijou geworden.

Die alten Böden aus Gelbholz – einer halbharten Holzart die hier heimisch ist – glänzen in mattem Gelb und sind – oft geflickt – unregelmässig. Gerade deshalb geben sie den grossen Räumen ein warmes, heimeliges Caché das die „geputzelten“ zum Teil aber wunderschönen dunkeln Hartholzmöbel kontrastiert. Alte bäuerische Art trifft hier auf vornehme südafrikanische Wohnkultur. Eine eigenartige und spannende Mischung.



Auch den grosse Garten würde ich „geputzelt“ nennen. Er passt aber genau zum Haus. Wenn du die kurze Freitreppe, die von der Veranda hinaus in den Garten führt, hinab gestiegen bist, betrittst du die sorgfältig geschnittene Rasenwiese, die von Rabatten mit vielen wunderschönen Blumen eingeraht ist. Auf der linken Seite lockt ein schöner kleiner Rosengarten mit alten, süss riechenden Rosensorten.

Gehst du daran vorbei, kommst du zu einer Einbuchtungen mit kleinen Statuetten und mit Tischchen und Stühlen. Immer wieder unterbrechen solche Einbuchtungen diesen Rabatten-Rahmen und weiter unten im Garten schickt ein kleiner Springbrunnen sein Wasser einen kleinen Bach hinab über den eine kleine, in einem Stück aus Beton gegossene Brücke führt. Umgeben von schönen, alten und zum Teil sehr hohen Bäumen, ist dieser grosse Garten eine Mischung aus grossartiger, südafrikanischer Natur und leicht kitschigem viktorianisch-südafrikanischem Geschmack. Nicht ganz nach dem mein, aber in seiner Art entzückend.

Ebenso entzückend ist unsere Landlady, eine mittelalterliche gepflegte Frau. Sie ist an der Grenze zu Mosambik geboren, hier in diesem Dorf in die Schule gegangen, hat nach der Heirat in Pretoria gewohnt und ist nun – nachdem ihr Mann, ein Computerspezialist, schwer krank geworden – wieder hierher gezogen und geniesst, wie sie sagt, erneut das Landleben. Sie spricht mit ihren Zulu-Angestellten in deren Sprache und mit ihren vielen FreundInnen Afrikaans – schön und anheimelnd ihr „Joo“ – anstatt „Yes“. Sie braucht es auch im Englischen, das sie mit uns spricht.

Am nächsten Morgen hat sie uns mit einem unwahrscheinlichen südafrikanischen Morgenessen überrascht. Vom Orangensaft über den frischen Frucht-

salat mit Yoghurt, den Würstchen, dem gebratenem Speck, den Spiegeleiern und den gebratenen Kartoffelstückchen bis zu Tee und Kaffee und wunderbarem, selber gebackenem Brot mit Butter, Konfitüre und Marmelade – alles da. Und alles schön arrangiert auf dem grossen Tisch im grossen Esszimmer der Familie. So schön kann ein Besuch in einem Bed+Breakfast-Haus sein...

Szenenwechsel, unser nächstes B+B-Haus: Eine Pferdestallung mit Gästehaus für Backbacker (Rucksacktouristen). Drei junge Leute aus Irland und zwei junge Frauen aus Belgien – die morgen zu Pferd drei Tage lang in Richtung Lesotho reiten werden – der Bruder des Besitzers mit seiner Freundin, beide ziemlich extreme Sportler, der Verwalter, zwei weisse Angestellte und wir Drei.

Zum Abendessen gibt es „Spaghetti Bolognese“ die für uns gerade noch essbar sind, der Salat ist aber gut. Dann sitzen alle um das Feuer im Garten, trinken Bier und plaudern.

Alles ist ein Bisschen schmutzdelig – auf meinem Bett liegt, als ich in mein Zimmer komme, ein Hund. Aber alles ist auch locker, „help your self“ bei Bier und Drinks und sogar eine Flasche Rotwein hat mir dann der Bruder des Besitzers organisiert...

Ein richtiges Kontrastprogramm zum Abend zuvor. Auch das ist Südafrika – es ist lehrsam gewesen.

Der nächste Tag sieht Jana und Tobias – und natürlich auch mich – auf einem geführten Treck zum Sani Pass hinauf, der hinüber nach Lesotho führt. Er ist nur mit Geländewagen befahrbar.



Tobias hatte mich eingeladen und ich den Trip dem „Übertagen“ im Camp mit den leeren Bierdosen und all dem was dort am Morgen noch so herum lag... vorgezogen.

Der Weg ist wirklich nichts für normale Personenautos aber auch nichts Aussergewöhnliches für einen ehemaligen Motorfahrer der Schweizer Armee...

Das Andere, das Gefühl organisiert zu sein hat mir eher Mühe gemacht. Vor allem als wir dann auch noch ein typisches – und noch nicht vom Tourismus verdorbenes, wie der Führer/Fahrer sagte – Lesotho-Dorf und eine typische Lesotho-Hütte besichtigen mussten – nein, natürlich durften.

Die Männer kamen und setzten sich auf einem Mäuerchen zurecht zum fotografiert werden – gegen ein kleines Entgelt natürlich. Ebenso ein paar Jungs zu Pferd, das dort oben das wichtigste Transportmittel ist. Dann die Hüttenbesichtigung. Eine gemauerte Rundhütte mit Russ-schwarzem Balken- Reissig- Grasdach. Beeindruckt haben mich die schönen Graffiti-Verzierungen auf dem ockerfarbenen Grund der Innenverkleidung aus Lehm. Sie sind von der Besitzerin, einer rundlichen, lachenden schwarzen Frau um die Vierzig gemacht worden.

Der schwarze Führer/Fahrer des zweiten Geländewagens erzählt vom Leben hier oben. Vor allem von den Initiationsriten der Knaben. Das läuft ähnlich ab wie bei den Dogen in Mali. Die Knaben werden drei Monate lang sich selber überlassen in den Bergen. Bei ihrer Rückkehr, übergibt der Vater, seinem Sohn während einer Zeremonie, den Mannesstab. Von da an ist der Junge ein junger Mann. Bei den Dogon spielen die Zeichnungen, die sie in der grossen Höhle malen, um die Geister zu beschwören, eine wichtige Rolle. Hier ist es der Stab, den jeder Mann ständig mit sich führt – bis ins Grab hinein, wie der Führer sagte.

Mir wäre ein Gespräch mit der Graffiti malenden Frau lieber gewesen, als dieses Männer-Ritual. Ich hätte von ihr gerne etwas über die Graffitis, ihre Bedeutung aber auch über die Umstände ihres Lebens hier oben erfahren. Aber das hat nicht Platz bei einer solchen Expedition. Wo käme man hin, wenn man jedem Touristen auch noch seine persönliche Neugierde befriedigen müsste...

Dann kommt die Verabschiedung mit Topf für die milde Gabe und wir sind wieder draussen auf der windigen Hochebene, die wir nun in Richtung Pass verlassen um uns auf den holperigen Rückweg zu begeben.

Das Ganze war ziemlich zwiespältig für mich. Zwar haben wir ein wenig aus dem Leben der Menschen hier oben erfahren. Gleichzeitig bin ich aber den Eindruck nie ganz los geworden, zwangsweise Besucher eines „Menschenzoos“ zu sein. Ein unangenehmes Gefühl. Ob für sie wohl auch? Oder sind wir für sie ebenfalls „exotische Wesen“, aber aus einem anderen Zoo?

17. Januar 2008, immer noch in Durban.

In der Zwischenzeit ist Marcel hier angekommen, der Ehemann meiner Tochter Corinne. Wir haben in Durban auf ihn gewartet. Nun sind wir zu viert, eine



gute Crew.

Nur das Wetter spielt nicht mit. Alle sagen — und der Club schreibt es sogar — die letzten drei Monate seien aussergewöhnlich gewesen. Eigentlich müsste es jetzt heiss sein. Aber es ist nur warm,

angenehm warm. Und eine Kaltfront folgt der anderen. Der ganze Südatlantik ist übersät mit kleinen, schnell wandernden Tiefs. Dadurch wechseln die Winde schneller als ein Boot zum nächsten Hafen segeln kann. Und für uns liegt der nächste etwa zweihundertsechzig Meilen im Süden.

Endlich kommt das ersehnte längere Fenster mit dem wir bis nach Knysna (Naisna gesprochen) segeln wollen. Wetterfenster nennen sie auch hier eine Zeitspanne in der das Wetter günstig ist um weiter zu segeln.

Die Küste, der wir entlang segeln, nennen sie hier „the wilde Coast“, weil der Strom etwa zwanzig Meilen weit draussen mit bis zu sechs Meilen südwärts setzt. Das gibt, mit welchem Wind auch immer, eine unangenehm kabbelnde See, meist mit Kreuzseen vermischt — sehr holperiges Segeln auch wenn der Wind aus der richtigen Richtung kommt.

Das Kap der guten Hoffnung, oder der Stürme, wie es früher geheissen hat, ist so berüchtigt, weil knapp nördlich, am Kap Aghulla, der Süd setzende Aghulla Strom am stärksten fliesst. Wenn dann ein starker Wind gegen diesen Strom weht, entstehen dort und bis hinauf nach Durban, hin und wieder die berüchtigten „Freak Waves“, die weit über zwanzig Meter hoch werden können, nach neuesten Messungen bis zu fünfzig Meter!...

Die „wilde Coast“ hat ihrem Namen am Anfang alle Ehre gemacht. Der Schwell — Wellen von einem Sturm weit weg — war hoch, aber der Wind schwach, dafür das Rollen um so unangenehmer. Gegen Abend hat das Rollen aber soweit nachgelassen, dass ich sogar eine Pennesuppe kochen

konnte. Das ist von allen geschätzt worden und Neptun, der Ärmste, hat dies Mal gar nichts davon ab bekommen...

Unsere Fahrt ist also nicht gerade angenehm aber durchaus erträglich gewesen. Einheimische sagten uns später, sie hätten zur gleichen Zeit wie wir ihre angenehmste Fahrt von Durban nach East London gemacht. Glück gehabt! Doch das Pech folgte.

Ein Riss in einem der Hydraulikschläuche des Autopiloten zwang uns: Wir mussten nach East London ausweichen. Tobias und ich steuerten die ganze Zeit über und um drei Uhr morgens erreichten wir den Hafen.

Er ist mit den besten Leit- und Navigationslichtern ausgerüstet, die ich je gesehen habe. Das — sonst gefürchtete — Einlaufen bei Nacht ist bei diesem Hafen kein Problem.

Am nächsten Morgen lernte ich John kennen. Hier scheinen alle Johns hager und gross zu sein. Und die freundlichsten Menschen die du dir vorstellen kannst. Dieser John besorgt uns zwei neue Druckschläuche. Ausbauen der alten, einbauen der neuen Schläuche, dann entlüften. Tobias und ich schaf-

fen es in einem Tag. Nur die Luft ist noch nicht ganz draussen.



Die Crew fährt am anderen Tag in ein nahes Tierreservat. Sie sehen Nashörner, Löwen, Strausse aber keine Elefanten. Ich versuche am Abend nochmals zu entlüften, da bricht — wie wir später sehen — der Bolzen, der die Dichtung im Zylinder auf der Schubstange hält. Die Stahlspäne zerkratzen die Schubstange. John und ich

bringen sie zu einem Spezialisten und nun warten wir auf seinen Bericht, ob er die Kratzer auspolieren kann.

Er konnte.

Dann fährt John mit mir drei Mal einen halben Tag lang in der Stadt herum um neue Dichtungen für den eben in der Schweiz revidierten(!..) Hydraulikzylinder und Entlüftungs-Fittinge zu besorgen.

Und als ich ihn fragte, was sein Service koste, sagte er: „Wofür? Service?.. ach was, es war mir eine Freude, ein bisschen mit dir herum zu fahren, ist schon gut, Hauptsache, euer Steuereautomat funktioniert nun wieder...“

Bei unserer letzten Stadtfahrt mit Johns uraltem Landrover ist Marcel mit gekommen. Mitten im Zentrum wollte er aussteigen um Einkaufen zu gehen.

„Zu gefährlich“ sagte John, „viel zu gefährlich. Ich bring' dich zum Einkaufscenter und hol' dich dort wieder ab.“

„Warum denn zu gefährlich?“

„Es gibt hier Jugendbanden, die kommen mit dem Taxi ins Center — hier herum, siehst du.“

„So nahe bei der Town Hall?“ – wir fahren eben am grossen, aus roten Backsteinen gebauten Rathaus vorbei.

„Ja, so nahe. Wenn du hier, wenn du da draussen herum gehst, kann es dir passieren: Plötzlich geht ein lachender junger Schwarzer neben dir her, du spürst etwas Spitzes, Hartes an deinen Rippen und er sagt dir freundlich lachend, gib her, so gib doch her, allen deinen Zaster, hast du doch, nicht? gib ihn her! — und zur Bekräftigung drückt er sein Messer etwas stärker gegen deine Rippen. So ist das hier. An manchen Tagen bis zu zwanzig Mal.“

„Und die Polizei?“

„Die ist machtlos. Immer wieder führen sie solche Jungs dem Richter vor. Aber der kann ihnen nichts nachweisen. Ein Messer in der Tasche, das ist nicht strafbar.“

„Und in flagranti? Ich meine, gleich während des Überfalles verhaften?“

„Zu gefährlich für den Überfallenen. Er würde nicht überleben, er wäre ja der Zeuge, den würden die Jungs einfach abstechen.“

„Aber dann...“

„Dann... vermutlich würde die ganze Bande dafür sorgen, dass der Mörder entwischt.“

„Und den anderen könnte wieder nichts nachgewiesen werden?“

„Genau.“

Warum die Kriminalität immer extremere Formen annimmt, hier in Südafrika, haben Marcel und ich wenige Tage später gesehen.

Wir waren nach Knysna weiter gesegelt – Marcel per Mietauto hin gefahren. Knysna ist ein Touristenort, rund um unseren Liegeplatz stehen die Restaurants, Cafféebars, Pubs. Etwas weiter draussen liegt der Yachtclub, in dem wir nur Weisse gesehen haben. Aber im Aushang sind Fotografien von schwarzen Kindern aufgehängt, die mit Optimisten Jollen segeln lernen. Der Club hat tatsächlich welche, aber wir haben dort nie schwarze Kinder damit segeln gesehen.

Auch sonst: weisse Touristen, schwarze Bedienstete, überall.

Klar, weisse Touristen die sich vergnügten, das waren auch wir.

Aber nicht das wollte ich erzählen — es ist aber symptomatisch — sondern von unserer Velotour. Wir hatten vor, zu einem schönen Strand zu fahren, der hinter dem nächsten Hügel liegen sollte. Also fuhren wir Hügel an — verdammt steil! — an einem noch zu bauenden Ressort vorbei, von dem bereits das riesige Eingangstor neben einem langen, von zehn Wasserröhren gespeisten Brunnenbecken hin geklotzt stand — bewacht von einem Schwarzen.



Auf der schmalen Hochebene oben auf dem Hügelzug, liegt ein Ressort für Weisse neben dem anderen — alle bewacht von schwarzen Sicherheitsbeamten. Bungalows, Ferienhäuser und ganzjährig bewohnte Villen. Alle sehr neu. An ihnen, dann an einem grossen Hotelkomplex mit 18 Loch Golfplatz vorbei, fuhren wir weiter unserem Ziel, dem schönen Badestrand zu. Nach ein paar Kilometern standen wir plötzlich vor einem grossen eisernen Tor mit



Wächterhäuschen.  
Keine Durchfahrt für Unbefugte. Und das sind wir.  
Der schwarze Wächter lächelte zwar und war durchaus zu einem Schwätzchen aufgelegt. Aber hinein in dieses Luxusres-

sort für reiche Weisse und hinunter zum schönen — und damit für sie reservierten Badestrand — das liess uns der schwarze Mann nicht. Unmöglich. Er würde sonst seinen Job verlieren.

## Mein „Wildpark“-Erlebnis

Marcel und ich fahren im Mietauto zu einem Wildpark. Einmal muss ich so etwas doch auch gesehen haben. Aber darüber später.

Ein paar Kilometer hinter Knysna erreichen wir eine Hützensiedlung für Schwarze, wie es sie vor und neben allen etwas grösseren Städten immer noch gibt.



Kleine, aus rohen Brettern und Brettchen zusammen genagelte Hüttchen, gegen den Regen oft mit schwarzen, aufgeschnittenen Kehrriechsäcken notdürftig geschützt. Grau-schwarz zusammen gewürfelt, auf beiden Seiten der Autobahn, auf der die grossen 4x4 Limousinen ihrer Brotgeber vorbei brausen.

Denn viele Bewohner dieser Elendshütten arbeiten in Knysna. Als adrett angezogene KellnerInnen, als Handlanger auf dem Bau, bei der Werft, in Fabriken, dem Strassenbau – überall wo ausschliesslich körperlich gearbeitet wird. Weisse arbeiten heute nicht mehr körperlich – sie organisieren die Arbeit der Schwarzen; Handy am Ohr und in durchaus freundlichem Ton Befehle erteilend, an ihre schwarzen „Mitarbeiter“.

Dieser riesige, nein dieser gigantische soziale Unterschied bewirkt eines der grössten Probleme dieses Landes.

Immer wieder haben uns Weisse gesagt, es wäre wunderbar in diesem Land zu leben, wenn sich nur die Kriminalität in normalem Rahmen bewegte. Aber die jetzige Regierung – einige sagen auch, „die schwarze Regierung“ – sei nicht im Stande oder Willens, die Kriminellen zu bekämpfen. Leider fehlt den meisten die Einsicht, dass das, was sie als ihre wunderbare Lebensqualität empfinden, der Urquell dessen ist, was sie – wie uns viele sagten – aus dem Lande vertreibt oder vertreiben wird.

Weiter zum berühmten Parkerlebnis. Nach gut zwei Stunden Fahrt erreichen wir über eine Schotterstrasse den Parkeingang, ein lang gezogenes Holzhaus, das von weitem wie eine übergrosse Baracke aussieht. Die Bauweise entspricht etwa jener unserer Baracken. Im Inneren folgt dann die Überraschung.

Der ganze Bau ist offen, ein langer, hoher, durch wenige offene Fenster und Türen immer wieder ein wenig erhellter „Tunnel“, unterteilt immer wieder durch Besammlungs-Plätze und Sitzgruppen; hier eine mit schweren Ledersesseln, dort die Bar, drüben ein grosses Cheminée mit brennenden Holzklötzen, davor Holzstuhl, dort ein langer Holztisch mit Stühlen.

Dann die Réception mit lachender schwarzer Empfangsdame, ein paar Vitrinen mit kleineren Artefakten aber auch kunsthandwerklichen Gebrauchsgegenständen, ein antiker Elefantenschädel am Boden, jener eines Rhinos, gewaltig – und Fellteppiche zum Kaufen und zum darauf Laufen.

Ganz hinten geht der breite „Tunnel“ wandlos in den Gartensitzplatz über, wo wir einen Tee trinken, serviert von einer jungen Frau aus Simbabwe.

Die Fahrt mit dem grossen Landrover.

Vier mittelalterliche Holländerinnen mit Gruppenleiter, ein dunkelhäutiges Paar mit Säugling und ihr schwarzer Begleiter und wir beide. Der schwarze Fahrer ist gleichzeitig Führer und Erklärer.

Schon bei der Anfahrt sind wir durch Gruppen weidender Antilopen und Zebras gefahren, die sich nur von anhaltenden Fahrzeugen stören lassen.

Hält man an, schlendern sie langsam weiter und kehren einem dabei ihren Hintern zu. Auch die vier Giraffen weideten gerade beim Empfangshaus.

Jetzt sind sie etwas weiter gezogen und sind unsere erste Station. Riesige Tiere mit einem gewaltigen, muskulösen Hals. „Mit dessen Muskeln“ – so erklärt der Führer – „transportieren sie ihr Fressen unentwegt zwischen Magen und Gaumen hinauf und hinunter. Und dann – warum fallen sie nicht ohnmächtig um, wenn sie ihren Kopf von minus 0,5 m – beim Saufen – auf plus 5 m hinauf heben um die Gegend zu betrachten um gleich wieder hinunter zu fahren um weiter zu saufen – warum wird es ihnen dabei nicht schwindelig – wie es uns würde? Das ist ein Wunder!

Und gleich noch eines: Bei den Zebras zum Beispiel, da ist die Unterscheidung zwischen Männchen, Entschuldigung: zwischen Weibchen und Männchen – Ladys first! – ganz einfach.

Die Weibchen haben weisse Streifen und die Männchen schwarze.

Wenn Du also das nächste mal im Zoo einem Zebra begegnest, weisst du endlich, welchem Geschlecht es angehört.

Nun aber zu ernsteren Dingen: Den Nashörnern, besser gesagt zu den Breitmaul-Nashörnern.“

Monströse Geschöpfe, so aus vier-fünf Metern Distanz!

„Die hätten keine Mühe, unseren Wagen umzukippen. Darum, leise sprechen, keine Geräusche, möglichst still sei“ – warnt uns der Führer. Vor allem wenn die Mutter aufstehe, die kenne keinen Spass.

Das Junge daneben sei erst zwei Wochen alt.

Ja und dann steht sie wirklich auf und auch das Kleine und langsam trotten beide dem nahen Wasserloch zu und die Alte – vor ihr würde ich trotzdem nicht so despektierlich reden! – beginnt zu saufen.

Wir hinter ihnen her... im Landrover natürlich, Rückwärtsgang. Und die Fotoapparate blitzen und klicken – nein das tun sie ja heute nicht mehr – also, es wird fotografiert!

Irgend wann fragt dann der Führer: „Abgehakt?“

Auf Deutsch – das ist kein Witz!

Und als alle JA flüstern, fahren wir weiter.

Ja was fehlt uns denn jetzt noch?

Die Löwen natürlich.

Aber der gewitzte Führer macht es spannend. Er fährt mit uns auf den nächsten Hügel.

Sind sie dort? – nein dort hinter jenen Büschen könnten sie sein, nein unter jenem umgestürzten Baum, sieht doch wie eine Höhle aus...

Dann steigt der Führer aus und verschwindet hinter eben jenem umgestürzten Baum. So mutig?

„Wer kann Landrover fahren?“ fragt eine Holländerin...

aber da kommt der Führer schon wieder hervor und knöpft den letzten Knopf seiner Hose zu.

„Keine Löwen. Hier oben gibt es keine...“ und deutet hinüber zum nächsten Bergrücken.

Tatsächlich: Vor lauter Löwensuchen haben wir fast die unwahrscheinliche Aussicht auf die dunkelgrünen Urwald Hügelketten verpasst. Sie dehnen sich bis an den Horizont hin, Hügelzug um Hügelzug immer undeutlicher, dunkler werdend, im Dunst verschwimmend.

Dieser Aussicht wegen ist er mit uns hier herauf gefahren! Und nun genießen es alle und fotografieren was die Kameras hergeben.

Irgendwann wird das begierigste Auge müde und die Batterie der Kamera leer...

Holpernd, quietschend und schwankend fahren wir weiter.

„Alle festhalten! Fasten Seatbelts!“ warnt der Führer und stürzt sich mit uns den Berg hinunter.

An einem der vielen kleinen aufgestauten Weihern vorbei kommen wir zu einem Doppelgatter.

„Also doch...“ kommentiert die vorwitzige Holländerin...

Der Führer öffnet gleichzeitig beide Gatter.

„Also sind sie weit weg und nicht hungrig...“ wieder die Holländerin.

Dann fährt er uns durch und schliesst die Tore wieder. Allen dämmert mit leichtem Beben – wie weiland dem tapferen Daniel, jetzt sind wir in der Löwengrube!

Gespannte Aufmerksamkeit macht sich breit. Es wird – ohne Warnung des Führers – nur noch geflüstert. Nur die vorwitzige Holländerin, die das alles offenbar kennt, spricht noch immer laut.

Dann hält der Landrover an, der Führer hebt die Hand wie um Schweigen zu gebieten.

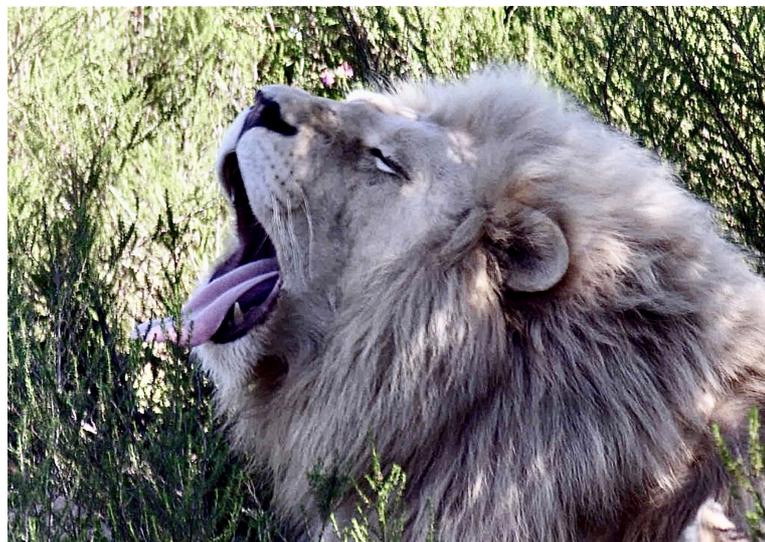
„Dort hinten, jetzt bitte leise. Löwen sind Löwen – auch wenn ich sie heute Morgen gefüttert habe.“

Und fährt weiter.

Endlich sehen wir sie.

Unter einem umgestürzten Baum, auf drei Seiten umgeben von einem Graswall. Zwei Junglöwen mit Mutter und Vater. Der Vater hebt kurz und mürrisch, wie mir scheint, sein edles und mächtiges Löwenhaupt. Aber er mag nicht einmal gähnen –

wie Löwen das ja tun sollten, bei solchen Gelegenheiten. Die Mutter jedoch schläft selig weiter, ebenso ihr Sohn. Nur die Tochter schaut neugierig herüber, hebt den Kopf, die eine Tatze, legt dann den Kopf wieder drauf. Schlafen ist so schööön...



Fotos, Fotos Fotos.

Dem Führer sind die schlafenden Gesellen nicht rüdrig genug – könnte aufs Trinkgeld drücken.

Er lässt den Motor kurz aufheulen, einmal, zweimal, dreimal.

Nichts – wieder nur die Tochter. Von ihr hat man aber bereits genügend Portraits. Sie ist nicht mehr interessant.

„Die Löwen sind einfach zu gut gefüttert...“ die Holländerin.

„Wenn nicht, hätten sie sicher dich geschnappt...“ der Gruppenleiter.

„Du bist zu mager für Löwen, das stimmt...“ die Holländerin.

Und das alles keine fünf Meter entfernt von einer dieser wilden, gefräßigen Löwenfamilien...

Das Weiterholpern hat uns dann noch zu einem Teich gebracht an dessen Ufer unter einigen Sträuchern fast verborgen, wir ein Hypo – oder vielleicht deren zwei – sehen konnten. So genau hat das nicht einmal Marcel sagen können, der wenigsten ein kleines Fernglas dabei hatte.

Nun ging unsere Fahrt langsam dem Ende entgegen und da der Wind begonnen hatte immer kühler über die Ebene zu streichen, war männiglich ganz froh, wieder beim Parkeingang zu landen.

Abschied von den HolländerInnen. „Noch gute Weiterreise“ – „euch noch schöne Ferien.“

Und so ging also mein Wildparkerlebnis in Südafrika zu Ende und ich bin stolz, doch wenigstens dreien der „Big Fife“ in freier Wildbahn begegnet zu sein!...

Gestern ist Marcel abgereist, mit einem Mietauto Richtung Cape Town. Er hat noch ein paar Tage übrig, während denen er jene Gegend erkunden will. Wir werden folgen, sobald wir können. Sehen aber werden wir uns nicht mehr.

Abschied nehmen ist immer traurig. Es ist der Preis, den wir für unser Unterwegs sein bezahlen. Immer wieder.

Aber immer wieder lernen wir auch Neues kennen, andere Menschen, neue FreundInnen. Sie machen unser Leben reich. Auch wenn wir alle wissen, am Ende steht der Abschied.

## Gedanken über die Liebe

Wenn ich mir etwas klarer darüber werden möchte, warum ich für Madleina nicht mehr liebenswert bin, sie keine Gefühle mehr für mich hat – und wenn ich über meine Zukunft nachdenken will, die ich mir nicht ohne Liebe vorstellen kann, dann muss ich wahrscheinlich etwas allgemeiner über die Liebe nachdenken. Aus diesem Nachdenken soll wenn möglich eine Analyse resultieren; aber ganz sicher kein Vorwurf an Madleina!

Wenn ich davon ausgehe, dass Liebe ursprünglich ein Teil der Überlebensstrategie des Menschen gewesen ist – nur wer „liebt“ pflanzt sich fort, überlebt in seinen Genen – komme ich dem ursprünglichen Beweggrund einer Vorstufe der Liebe vielleicht etwas näher. Und damit auch dem Unterschied der Liebe einer Frau zur Liebe eines Mannes.

Die Liebe einer Frau hatte — und ich bin überzeugt, das wirkt bis in unsere Tage nach — die Liebe einer Frau hatte die Funktion, von demjenigen Mann Kinder zu bekommen, der in ihrem Umfeld der Erfolgreichste war, der Erfolgreichste beim Jagen — wenigstens am Anfang der Menschen-Geschichte. Danach strebte sie und ihre Liebe. Denn damit sicherte sie sich, ihren Kindern — und ihren Genen — das Überleben.

Vor Jahren ist ein ziemlich berühmter deutscher Kulturkritiker — damals fast eine Kultperson, ich weiss aber seinen Namen nicht mehr — zum selben Schluss gekommen. Eine Frau liebt einen Mann seiner Erfolge wegen. Und was Erfolg ist, das diktiert die Gesellschaft. Unsere Umgebung hat sich gewandelt, nicht aber unsere Mentalität.

Als Madleina und ich uns kennen lernten, da war ich „der Kapitän“ des Schiffes auf das sie kam. Ich war derjenige, der alles wusste, alles konnte.

Es waren noch zwei viel jüngere Männer an Bord. Sie hatten keine Chance gegen mich.

Das ist mir damals bewusst gewesen.

Das hat auch ein paar Jahre vorgehalten.

So lange, bis sich Madleina entschloss, nicht mehr auf das Schiff zu kommen?

Vermutlich hat ihr Wandel einen anderen, tieferen Grund.

Lange hat Madleina mit Menschen zusammen gelebt und gearbeitet, denen der Erfolg ihrer Arbeit das wichtigste gewesen ist. Praxisgemeinschaft, Caritas.

Dann ist sie in die Industrie gegangen und hat Menschen kennen gelernt und lebt und arbeitet nun mit ihnen zusammen, deren erste Priorität der persönliche Erfolg ist — bei den besten hervorgerufen durch den Erfolg ihrer Arbeit. Das ist ein sehr kleiner Unterschied aber er ist entscheidend! Für das Handeln dieser Menschen und für das Bild, das von ihnen entsteht.

Langsam und unmerklich — ich habe es gespürt aber nicht benennen können — hat sich Madleina's Bild des Mannes, den sie lieben kann und will geändert hin zum Bild des erfolgreichen Mannes in der Industriegesellschaft.

Natürlich hat damit das Bild eines Mannes ohne den Nimbus des Erfolgreichen keinen Platz mehr gehabt, eines Mannes der sich sogar weigert, in irgend einer der Sparten Erfolge zu haben, die in unserer Gesellschaft aus einem gewöhnlichen Mann einen Erfolgreichen machen.

Animus – Anima. Wie weit sich Madleina selber gewandelt hat, hin zur Frau für die der persönliche Erfolg prioritär ist, weiss ich nicht. Ich kann und will es nicht glauben. Ich hoffe, sie bleibt sich selber treu!

Um aber einen solch „erfolglosen“ Mann wie mich zu lieben, und dazu zu stehen, braucht es in unser Gesellschaft eine unwahrscheinliche Unabhängigkeit von dieser Gesellschaft.

Und wahrscheinlich braucht es auch die Einsicht in solche Zusammenhänge. Vor allem für eine instinktstarke Frau.

Die Beeinflussung und die dadurch hervorgerufene, eigene Veränderung geschieht — wie überall — unmerklich, schleichend, unsichtbar für uns selber. Das ist kein Vorwurf an Madleina! Es ist eine Feststellung.

Sie soll mir helfen, zukünftig solche Situationen zu vermeiden oder wenigstens „sehend“ hineinzulaufen.

Zur Liebe eines Mannes zu einer Frau — hier eigentlich nicht so wichtig aber nicht desto trotz spannend.

Nach welchen Kriterien hat die Evolution damals, in grauer Vorzeit, den Mann seine Frau auswählen lassen? Danach, dass sie problemlos Kinder gebären und aufziehen konnte. Denn damit sicherte sie das Überleben auch seiner Gene.

In Wirklichkeit ist es etwas komplizierter gewesen.

Weder SIE noch ER haben bewusst ausgewählt sondern instinktiv. Jene mit dem richtigen Instinkt haben überlebt. Denn derjenige und diejenige die in der beschriebenen Art funktionierten, konnten ihre Gene weiter vererben und Menschen hervor bringen, die wieder in ähnlicher Weise funktionierten — und so weiter, bis heute...

Lassen wir die Frage unbeantwortet, von wem und warum den einen Menschen die „richtigen“ und den anderen — heute ausgestorbenen — die „falschen“ Instinkte gegeben wurden. Religion ist Vaters Berufung gewesen...

Nun zur „Auswahl“ des damaligen und zu einem sehr grossen Teil auch des heutigen Mannes.

Es schleckt keine Geiss weg, auch das heutige „Schönheitsideal“ dem Frauen nachstreben und das Männer zum Schmachten bringt, ist noch immer:

Breite Hüften – sind gut zum Gebären

Schöne Brüste – sind gut zum Ernähren der Kinder

Lange Beine – sind gut zum davon Rennen, wenn der Säbelzahn tiger kommt  
Schmaler Oberkörper – keine Ahnung wozu

Guter Geruch – passt zu meinem Geruch – zum Geruch unserer Sippe?

Richtige Ausstrahlung – erreicht meine „Antennen“ mit dem richtigen Signal (bei den letzten beiden Kriterien sind wir schon auf Spekulationen angewiesen).

Und ich denke, auch Gesicht, Haare, Augenfarbe, Nasenform und so weiter, sind eher Geschmacksache.

Ich höre schon den empörten Aufschrei einiger Frauen, ich hätte sie hier auf „Gebärmaschinen“ reduziert.

Ich sage es nochmals ganz einfach und deutlich:

In grauer Vorzeit sind die Frauen zum Gebären da gewesen und die Männer zum Ernähren. Erst viel später, als die Frauen merkten — „vom Baum der Erkenntnis assen“ — wie ihr Körper funktioniert und dieses Wissen auf die Tiere und dann auf die Pflanzen transferierten, erst da wurden die Männer als Ernährer so zu sagen überflüssig — als Erzeuger aber noch nicht...

Damals sind übrigens die ersten Matriarchate entstanden, die Felder wurden von der Mutter auf die Tochter vererbt und so weiter.

Das muss eine schöne Zeit gewesen sein. Die Männer waren physisch stärker, die Frauen hatten das Wissen. Leider sind sie so blöd gewesen, ihr Wissen, „den Apfel der Erkenntnis“, den Männern ebenfalls „zum Essen zu geben“ ...

Damit war das Kräfteverhältnis verschoben. Die Männer hatten nun Wissen und Kraft — gleich Macht. Und dann haben sie angefangen sich unentbehrlich zu machen, nicht mehr als Ernährer, aber als „Beschützer“ in Kriegen, die sie selber erfanden und jeweils nach Bedarf vom Zaune rissen...

Und in der heutigen Industriegesellschaft?.. werden die Frauen, als billigere Arbeitskräfte dringend gebraucht und darum „vom Herd“ weg gelockt. Und wenn sie dann Karriere machen — und ihr „Ernährer“ nicht — laufen sie in solche Veränderungen hinein, wie eben Madleina und ich.

Und niemand warnt sie davor und sagt ihnen warum...

Genug gespöttelt.

Was ich hier aufgeschrieben habe ist nur das, was die Evolution aus uns gemacht hat: Überlebenskünstler, die ihrer eigenen technischen Entwicklung mental meilenweit hinterher hinken.

Wir funktionieren noch immer vorwiegend instinktiv — und damit wie unsere Vorfahren, bei denen das notwendig zum Überleben gewesen ist.

Für uns ist das — wäre das — nicht mehr unbedingt nötig. Trotzdem leben wir noch immer danach. Das weibliche — und im übrigen auch das männliche — Schönheitsideal ist der beste Beweis dafür.

Heute hat Liebe nicht mehr ausschliesslich mit Fortpflanzung zu tun, also kann eine Theorie, die ausschliesslich davon ausgeht nicht befriedigen.

Auch für mich hat die Liebe zu einer Frau einen viel grösseren und schöneren Inhalt. Tatsächlich wählen wir Männer jedoch zuerst einmal nach rein äusserlichen Merkmalen aus, weil wir uns zuerst einmal „nur“ verlieben. Und Verlieben hat vor allem mit äusseren Merkmalen zu tun.

Wie ist das bei den Frauen?

Das weiss ich leider nicht, vermute aber, dass auch sie sich in den schönen, „gestählten“ Körper — wovon gestählt, wenn nicht vom Kämpfen? — eines Mannes verlieben können...

Die wirkliche, tiefe Liebe entsteht nach der Verliebtheit.

Sie entsteht in einem langen Prozess. Die Fähigkeit durch diesen Prozess zur „wahren“ Liebe vorzudringen, ist erst im Laufe unserer Entwicklung zum heutigen Menschen entstanden. Hier kommen wir zum Unterschied zwischen uns und unseren fernsten Vorfahren. Es scheint, diese tiefe Liebe, von der wir alle träumen, ist ein „Luxusartikel“ der Neuzeit.

Die ersten Menschen haben in Sippen gelebt, der auch die Kinder gehörten. Die Fortpflanzung geschah in Promiskuität. Die instinktive Auswahl reichte zum Weitergeben der Gene.

In einer späteren Phase haben Paare eher überlebt und ihre Gene sich besser und schneller verbreitet. Aber — um ein Paar zu sein und zu bleiben braucht es eine Bindung.

Die Grundlage dieser Bindung ist ein Gefühl und wahrscheinlich auch ein Mythos. Die Liebe im heutigen Sinn entsteht.

Über den Prozess der zur Liebe führt, gibt es Bücher voller Theorien. Vermutlich läuft er aber bei jedem Paar völlig anders ab — genau so nämlich, wie das Paar ihn gestaltet. Die einen bewusst und in vielen Gesprächen, vielleicht sogar Aufzeichnungen...

Bei anderen rein gefühlsmässig.

Und dazwischen liegen dann alle Varianten — so viele Varianten, wie es Paare gibt auf dieser Welt...

Was heisst das nun für mich und meine Zukunft?

Da ich nicht im Sinne habe, alleine und ohne Liebe durch mein weiteres Leben zu wandeln, werde ich — instinktiv? — wieder eine Frau suchen.

Das ist in Ordnung.

Nur muss ich mir dabei einige Richtlinien nicht-instinktiver Art geben.

Und ich muss mir im klaren darüber sein: Ich als Person, mein Geist, meine Intelligenz, mein Wissen, mein Denken — all das ist offenbar nicht gefragt. Es ist nicht vorzeigbar, macht in keiner Gesellschaft Furore, bringt kein Ansehen. Es geht also nicht um SEIN sondern in erster Linie um HABEN.

Und ich Naivling habe immer gemeint, wenn ich eine Frau hätte, die selbständig denken könne und nicht abhängig sei von mir, dann liebe sie mich um meiner selbst willen.

Habe ich mich wirklich so sehr geirrt? Oder ist am Ende mein SEIN doch nicht ganz so toll wie ich mir vorgegaukelt habe?

Vermutlich!

Wie ist es denn bei den beiden Frauen gewesen, mit denen ich lange Zeit zusammen gelebt habe?

Marlies — ich weiss es nicht mit Sicherheit. Es mag beide Komponenten in unserer Beziehung gegeben haben. Zuerst ich als Person — dann kam sicher auch der erfolgreiche Ernährer hinzu. Erst ganz am Schluss, habe ich gemerkt, sie hat mich tatsächlich lieb. Bei der Scheidung. Das hat weh getan.

Madleina — ist es bei ihr wirklich das oben Beschriebene gewesen? Es sind nur Vermutungen, keine Gewissheit — sie müsste sich selber dazu äussern können.

Aber auch bei ihr weiss ich nicht, ob sie mich je wirklich geliebt hat. Über Gefühle wollte sie nie sprechen — die wollte sie bei sich auch möglichst nicht zulassen. Das ist mein Eindruck gewesen, den sie mir in einem Brief sogar einmal knapp bestätigt hat.

Immerhin erinnere ich mich an ihren Ausspruch kurz bevor ich gegangen bin: Ich arbeite den ganzen Tag mit Menschen zusammen, die im Hier und Heute leben, die eine Aufgabe haben, die fest in unserer heutigen Gesellschaft verankert sind — und dann komme ich nach Hause und du sitzt vor dem Computer und schreibst über Vergangenes...

Ein deutlicher Hinweis.

Und meine nächste — und hoffentlich letzte Frau?

Wenn in den verschiedenen Gesellschaftsformen immer nur der Erfolgreiche lebenswert ist, muss ich eine Gesellschaft suchen — und finden — in der zuerst einmal mein HABEN ausreicht um als erfolgreich akzeptiert zu werden. Später dann kann bei Bedarf vielleicht auch mein SEIN dazu kommen... Optimal wäre also nur — und es ist ein bisschen desillusionierend — wenn die Gesellschaft in der meine nächste Frau lebt — und ich mit ihr leben würde — mich als Habenden akzeptiert.

Wenn ich in dieser Gesellschaft diesen Nimbus habe, erhält die Frau damit das Ansehen, an der Seite eines geachteten, habenden Mannes zu leben. Für die Frau selber bin ich „erfolgreich“, weil ich ihr etwas bieten kann, das sie ohne mich nicht hat.

Also wird sie mich deshalb lieben? Ich lasse diese Frage offen.

Die westliche Industrie-Gesellschaft liegt für mich also nicht mehr drin! Da habe ich keine Chance eine Frau zu finden, bei der nicht ebenfalls die Gefahr besteht, schlussendlich „archaisch“ zu funktionieren.

Wie muss die Gesellschaft aussehen, in der das bisschen HABEN das ich habe, ausreicht um den Nimbus des angesehenen und erfolgreichen Mannes zu bekommen? Eigentlich ganz einfach:

Es muss eine Gesellschaft sein, in der mein bisschen Haben bereits als genügend gilt! Ein Land am Anfang seiner Entwicklung. Ein Entwicklungsland. Kuba — wenn die Regierung endlich Demokratie zuliesse.

Madagaskar — das ich noch viel zu wenig kenne.

Beide sind klimatisch und von der Vegetation her ideal. Auf beiden wohnen lebenswerte, freundliche Menschen.

In Kuba sind sie weltoffener und interessierter, vor allem die Mischlinge.

In Madagaskar sind sie schwärzer, fröhlicher, kindlicher.

Aber beide liegen sehr sehr weit von meinen Töchtern und Enkelinnen entfernt...

## Abschied von Knysna

Früh an einem Morgen werfen wir die Leinen los und tuckern in die Bucht hinaus, auf diesen Ententeich, in dem die Boote keine Bewegung machen, ob es bläst oder nicht.



Nebel liegt über dem Wasser.

Wir sind um eine halbe Stunde verspätet. Die Crew dachte, ich würde den Wecker stellen, ich dachte, sie würden. Das Morgenessen entfällt. Jana ist sauer, Tobias ebenfalls. Und ich steuere anfangs allein durch den Nebel.

Immerhin steht neben mir eine grosse Tasse mit Tee, den ich noch schnell gekocht habe, vor dem Auslaufen.

Der Nebel liegt dicht über dem Wasser, schleichende Schleierschwaden, oben weiss bauschend, gegen unten dichter, grauer. Schlechte Sicht! Langsam tastet sich die WAHOO über das kaum sichtbare Wasser. Ich suche die Bojen, die mir zeigen, wo das tiefe Wasser aufhört und es seicht wird. Wenn ich wieder eine finde, kann ich nur ahnen was sie anzeigt. Weder Farbe noch Form sind genau zu erkennen und ich weiss, einige fehlen, andere sind vertrieben und alle zusammen entsprechen nicht der gebräuchlichen Norm.

Mit dem grossen Flugfoto der Bucht vor dem inneren und dem Tiefenmesser vor dem äusseren Auge gelingt es mir die WAHOO durch den Nebel bis zum Ausgang zu steuern.

Dort brechen sich die Seen an den Felsköpfen, die den schmalen Kanal begrenzen — spitze, schwarze Felsen mit weissen Schaumkronen links und rechts der Ausfahrt. Dazwischen die ungehinderten Seen, steil, knapp vor dem Brechen.



Der Nebel verdeckt das Leitfeuer im Innern der Bucht. Ich kann nur das Äussere knapp ausmachen. Ohne das Innere bekomme ich keine Leitlinie, das Äussere allein nützt nichts. Ich

muss den richtigen Punkt am Beginn des Kanals aus dem Gedächtnis finden.

Die Sicht ist gut hier, keine Nebelschwaden mehr, nur feine weisse Wolken, zu Staub zerschlagene Gischt über den Felsköpfen am Rande des Kanals. Die anrollenden Seen donnern darauf, der Wind weht sie zu mir und weiter zu den hohen Felswänden, die den Ausgang aus der Bucht zu einem tiefen und gefährlich schmalen Einschnitt verengen.

Noch brechen die anrollenden Seen selbst im engsten Teil des Kanals nicht. Nur hin und wieder bildet sich ein weisser Schaumstreifen auf einem Kamm. Dort werden sie bald brechen. Höchste Zeit! Eine halbe Stunde später und der Ausgang ist nicht mehr passierbar.

Jetzt habe ich den Punkt: Das muss der Anfang des Kanals sein. Ich gebe Vollgas, richte die WAHOO genau gegen die erste See und der Bug beginnt

empor zu klettern.  
Dann sind wir  
oben, die See rollt  
unter uns durch,  
der Bug senkt sich,  
wir gleiten ins Tal  
hinab.

Die Kämme der  
Seen sind so weit  
auseinander, dass  
wir eine um die an-  
dere erklettern  
können und im Tal



unten Zeit haben um Anlauf zu nehmen für den nächsten Kamm. Trotzdem verlangsamt sich die Fahrt beim Ersteigen, das verringert die Wirkung des Ruders. Mit höchster Konzentration steuere ich die Seen genau im rechten Winkel an. Zehn Grad daneben und die gewaltige Kraft der heran rollenden See würde die WAHOO auf die Seite schleudern. Dort hin, nur ein paar Meter entfernt, wo die gleiche See auf dem nächsten Felskopf zerschmettert, so dass die Gischt bis zu mir herüber fliegt. Ob ich sie von dort nochmals herum steuern könnte, probiere ich lieber nicht aus.

Das tönt ziemlich gefährlich. Es sind hier auch viele Schiffe gescheitert. Aber während der Ausfahrt sind die Sinne so angespannt, dass du erst im Nachhinein merkst, das war vielleicht doch eher Grenzbereich.

Die Ankunft vor zwei Wochen ist einfacher gewesen. Jana hatte den Stützpunktleiter Günter Sommer des Trans Ocean Clubs angerufen und ihm gesagt, wann wir ungefähr ankommen würden.

Bei unserer Ankunft stand er mit zwei Freunden auf dem Aussichtspunkt hoch über den Felsen und dirigierte uns über Funk hinein. Da wir auch die Richtfeuer für den Eingangskanal sehen konnten, war die Einfahrt problemlos.

Als wir dann die Marina erreichten, stand er dort, wies uns unseren von ihm reservierten Platz an und hiess uns willkommen in Knysna.

Herzlichen Dank, Günter!

Übrigens hat uns Günter nachher bestätigt, dass die Seen kurz nach unserem Auslaufen auch im Kanal zu brechen begannen. Wir hätten ihn nicht mehr passieren können. Aber zu der Zeit waren wir bereits auf offener See und mit Kurs auf Mossel Bay unter Segel.

## Gordons Bay

Ich sitze wieder einmal an meinem Tischchen in der Achterkajüte und schreibe. Draussen stürmt es aus Südosten. Heftige Fallböen stürzen über den recht hohen Hottentotshollandsberg herunter, der die Gordons Bay gegen Osten hin abschliesst. Wir liegen sicher auf vier Festmachern in der Harbour Island Marina. Hier wollen wir etwa drei Wochen bleiben um die Umgebung des Kaps – mit seinen vielen Weingütern... etwas genauer kennen zu lernen. Gestern haben wir damit begonnen – und gleich mit einem der berühmtesten Güter: „Vergelegen“, – was so viel heisst wie - fern gelegen oder eben - weit weg von Kapstadt.

Am Übergang von 17. zum 18. Jahrhundert hat der damalige Konsul der Kapprovinz, Willem Adriaan van der Stel diesen riesigen Besitz von der Dutch East India Company zugesprochen erhalten. Als Vergleich, er ist etwa so gross wie der Kanton Innerrhoden.

Van der Stel hat daraus in wenigen Jahren – aber mit nicht wenigen Sklaven – eine Musterfarm geschaffen. Vielleicht wollte er ein wenig dem Sonnenkönig nacheifern, auf jeden Fall hat ihn seine Company 1706 nach Holland zurück beordert, nachdem die Freien Bürger des Kaps ihn beschuldigt hatten, er nütze seine Position aus, um sich masslos zu bereichern. Es gibt nichts neues unter der Sonne!...

Heute gehört das Gut der Anglo American – Diamantminen – und ist einerseits ein berühmtes Weingut und wird andererseits als wichtiges Kulturerbe Südafrikas bezeichnet.

Vom Weingut haben wir nicht viel gesehen – was es hingegen hervor bringt, das zu degustieren haben wir nicht versäumt.

Aber ich will von vorne beginnen.

Du fährst auf einer langen Allee riesiger Bäume zum Parkplatz. Er wird abgeschlossen von einem langen, niederen Haus, das wie ein Riegel den dahinter liegenden Vorgarten bewacht. In diesem Haus bezahlst du deinen Eintritt. Dort wirst du auch wieder hinaus gehen - vom Paradies zum Parkplatz - nachdem du hoffentlich nicht vergessen hast, deine Souvenirs zu kaufen. Der Garten vor dem Herrenhaus, englische Gartenarchitektur, ist achteckig. In der Mitte führt der breite Weg zum barocken Eingang des Hauses. Er ist mit grossen, braunroten Ziegelsteinen ausgelegt.

Gleich nach dem Eingang linker Hand, im ersten Viertel des Gartens liegt das Rosarium – auch achteckig. Acht Rosenbeete verengen sich gegen die Mitte hin. Dazwischen führen schmale Wege zum Zentrumsrondell. Die Beete sind aussen etwa zehn Meter, beim Rondell noch vier Meter breit und etwa zehn Meter lang. Jedes Beet ist mit nur einer Rosensorte bepflanzt. Der Reihe

nach – für dich, Mutti, schreibe ich die Namen auf - Nobel Antony, Ambridge Rose, Sharifa Asma, Glamis Castle, Molineux, The dark Lady, Cottage Rose und Charlotte.

Das Rosarium beansprucht also einen knappen Viertel des Gartens. Ich erspare dir eine Beschreibung der anderen Dreiviertel. Nur so viel. Rund um den Garten führt ein weiterer Weg, eingefasst von Blumen- und Buschrabatten. Eine Blumen- und Blütenpracht übertrumpft die andere. Irgendwo dazwischen liegt dann auch noch ein Kräutergarten und zwischen den duftenden Blumen und Kräutern arbeitet immer mal wieder ein schwarzer Mann, jätet oder schneidet verblühte Rosen ab. Heute wird er bezahlt, hat einen Job und verdient gerade genug zum Leben.

Der von Blumen und blühenden Sträuchern eingefasste dunkelbraune Mittelweg führt schnurgerade auf das Eingangsportal des Herrenhauses zu. Es ist ein symmetrischer, einstöckiger Bau. Links und rechts erstrecken sich die Flügel mit hohem Binsendach bis zu den Aussenkanten des Gartens, in der Mitte thront das barocke Giebelportal, das sich über das Dach hinaus erhebt



und aussieht wie der Eingang zu einer Wallfahrtskirche.

Ein breiter Gang führt den Besucher durch das Herrenhaus hindurch, vorbei an offenen Türen, durch die er einen Eindruck vom Wohnen der wohlhabenden Oberschicht jener Zeit gewinnt.

Hinter dem Gutshaus beginnt der Park mit makellosem englischem Rasen. Aber nicht er ist die Attraktion hier.



Fünf chinesische Kampferbäume mit Stämmen, die fünf Mann nicht umspannen könnten, stehen in zwei Linien. Ihre Kronen sind so gross, dass jene drei links des Ausgangs bis zum Ende des

Herrenhauses reichen. Es sind die ältesten Bäume im südlichen Afrika, zwischen 1700 und 1706 gepflanzt.

Rechts dahinter stand früher die Sklaven Glocke, mit der die Sklaven zur Arbeit gerufen wurden. Ihre Häuschen lagen jenseits des Flüsschens, das den Park auf zwei Seiten umrundet. Sie sind abgerissen worden.

Hinter dem ehemaligen Glockenstand liegt der Kamelien Garten mit über 30 verschiedenen Kamelien, von denen einige endemisch sein sollen. Leider war ihre Blütezeit bei unserem Besuch bereits vorüber. Folgst du dann dem Weg, der dort beginnt, kommst du durch einen fast chinesisch anmutenden Feuchtgarten mit allen erdenklichen Sumpfpflanzen zum „Picknick Areal“ unter etwas jüngeren Kampferbäumen. Hier kannst du vom nahen Pavillon im eigentlichen, im grossen Rosengarten, Picknick Körbe kommen lassen und dich als „Schäferin und Schäfer“ fühlen – wie weiland bei Marie Antoinette. Der eigentlich Rosengarten übertrumpft den vorderen an Grösse bei weitem. Auch er ist achteckig angelegt. In seinen sechzehn Beeten von sicher vierzig Metern Länge wachsen über Tausend Rosenbüsche und verströmen ihren Duft über den halben Park.

Ich hoffe, ich habe Dir einen kleinen Eindruck vermitteln können von diesem einzigartigen Kulturerbe Südafrikas. Für mich ist es nicht nur ein Kulturerbe, sondern gleichzeitig ein Symbol. Von Sklaven unter der Leitung eines Gouverneurs gebaut – wird es heute von schwarzen Menschen unter Leitung eines weissen Direktors unterhalten. Sicher waren die Sklaven vor dreihundert Jahren schlimmer dran als die schwarzen Arbeiter heute. Aber der soziale Unterschied zwischen ihnen und der weissen Oberschicht ist noch immer ungeheuerlich gross.

Jana und Tobias haben in den nächsten vierzehn Tagen viele weitere Weingüter besichtig und ihre Erlebnisse auf ihrer Homepage fest gehalten.

Zurück nach Madagaskar.

Gordons Bay, 18. März 2008

Ich selber flog nach Tananarive, in die Hauptstadt.

Moana hatte mir am Telefon gesagt: „Ich fliege Donnerstag Morgen nach Tana und werde dich auf dem Flughafen erwarten. Ich bin glücklich!“

Knapp vor dem Abflug in Cape Town erreiche ich Moana nochmals:

„Unser Flugzeug ist immer noch in Diego, wir mussten wieder aussteigen, ein Mechaniker wird kommen um es zu reparieren, ich weiss nicht, ob ich heute noch nach Tana fliegen kann.“

Meine Ankunft in Tana.

Das Flugzeug aus Diego landet gleich nach uns. Schön. Ich werde auf Moana warten...

Zwei Stunden später. Mit Mühe habe ich mein Visum bekommen – ich musste zuerst Geld wechseln, die Gebühren sind stark erhöht worden. Nun aber habe ich einklariert.

Wo ist Moana? Sie müsste mich doch hier erwarten.

Ich gehe zum Orange Büro und kaufe eine Telefonkarte.

Dann Telefon an Moana.

„Wo bist du?“

„In Diego.“

„Aber dein Flugzeug ist doch knapp hinter uns gelandet...“

„Ja, aber ich hatte Angst damit zu fliegen. Wir mussten alle wieder aussteigen und das Flugzeug ist erst am Abend weiter geflogen. Da hatte ich Angst mit zu fliegen. Weisst du, die wollten unbedingt die Passagiere nach Tana bringen, sonst hätten sie ihnen hier ein Hotel bezahlen müssen. Ich hatte Angst. Ich weiss nicht, wie gut das Flugzeug repariert worden ist...“

Ich habe also für den nächsten Tag einen Flug nach Diego gebucht und bin ins nächste Hotel, „Chevalle blanc“, schlafen gegangen.

Immerhin bin ich am nächsten Morgen von Moana und Eveline am Flughafen von Diego abgeholt worden.

Und dann haben wir zwei schöne Wochen zusammen verbracht.

Warum bin ich von Südafrika aus nochmals nach Madagaskar geflogen?

Weil ich einerseits Moana besser kennen lernen und andererseits abklären wollte, ob sich in Diego ein Platz für die WAHOO würde finden lassen und ob ich in der grossen Bucht von Antsiranana nicht doch einen kleinen Daycharter Betrieb aufziehen könnte. Das Resultat dieser Reise sollte dann die

Entscheidungsgrundlage bilden für meinen Entschluss, weiter nach Portugal – oder via Mosambik und Kenia zurück nach Madagaskar zu segeln.

Ich hatte Moana telefonisch zu erreichen versucht, um sie zu fragen, ob mein Kommen sie glücklich machen oder ihr Schwierigkeiten bereiten würde.

Wäre letzteres der Fall gewesen, hätte ich mir wohl gut überlegen müssen, ob es nicht gescheiter gewesen wäre, diese Beziehung zu beenden.

Endlich hatte ich sie erreicht. Sie sei im Wald (brousse) gewesen – vermutlich bei ihrer kranken Mutter – darum kein Empfang auf ihrem Handy.

Natürlich sei ich ihr willkommen. Aber viel besser wäre es gewesen, wenn ich später, im März hätte kommen können. Jetzt sei es eben ungünstig, weil ihre beiden Associers kämen. Sie wollten das Haus kaufen in dem „Les Pirates“ und ihre Agentur untergebracht seien. Für zweihunderttausend Euro!

Bis dieses Geschäft abgeschlossen sei, dürften sie nicht erfahren, dass sie einen Freund habe und eventuelle heiraten wolle. Sonst würden die beiden nicht mehr investieren und sie vielleicht auch aus der gemeinsamen Soci t e hinaus werfen.

„Warum denn das?“

„Weil sie Angst haben, du würdest dich einmischen und profitieren wollen.

Sie kennen dich nicht. Sie sagen: ‚zu dir Moana haben wir Vertrauen, viel Vertrauen, das haben wir bewiesen.‘

Du hast mir nicht bewiesen, dass ich zu dir so viel Vertrauen haben kann. Bisher nicht. Wenn sie mich hinaus werfen, was mache ich dann? Es ist meine Arbeit, mein Verdienst.“

„Aber Moana, eigentlich müssten sie doch Angst davor haben, du würdest aufhören das Restaurant zu leiten. Was würden sie ohne dich machen?“

„Sie denken nicht so. Sie denken, sie würden sofort jemanden finden. Sie dürfen nichts erfahren! Du kannst nicht wie früher vor dem Restaurant auf mich warten. Warte im Hotel. Ich werde am Abend dorthin kommen. Ich lebe von dieser Arbeit, weisst du.“

All das habe ich während mehreren Telefongesprächen erfahren, immer wieder abrupt unterbrochen weil die Karte sich geleert hatte oder die Leitung zusammen brach. Und alles auf Französisch.

Meine Vorstellung, in der riesigen Bay von Antsirana Tagescharter mit Touristen zu fahren, sah so aus: Segeln in eine der Buchten, Schwimmen und Schnorcheln während die Crew ein Barbecue vorbereitet; R cksegeln, Apéro im Restaurant „Les Pirates“ und anschliessend Candellight-Dinner.

Diese Vorstellung hatte ich schon Moana vorgelegt sie hatte mir abgeraten und gesagt: „Geh’ zu Georg, er ist der Chef einer grossen Touroperating Agenturen in Diego, frag’ ihn!“

Auch er meinte, ein gutes Programm, gratuliere. Das würde Erfolg haben. Und es wäre eine gute Ergänzung auch zu unserem Angebot. Dann jedoch kam das grosse ABER. Eines, das ich schon kannte aber nicht hatte wahr haben wollen.

„Aber – willst du wirklich täglich diese Tour machen? Täglich mit Touristen, mit Leuten, die dich angurken, wenn ihnen etwas nicht passt?“

„Nein, ich werde zwei Malgachen lehren das Schiff zu segeln und alles selbstständig zu übernehmen.“

Ich selber werde nur noch hin und wieder zur Kontrolle mit segeln. Dafür will ich sie am Gewinn beteiligen.“

George lachte schallend.

„Nicolas, das kannst du dir an den Hut stecken! Du wirst keinen Malgachen finden, dem du das übergeben kannst.“

„Wieso denn nicht? Wenn ich sie am Gewinn beteilige?“

„Auch dann nicht. Es gibt hier keine Leute, die das wollen und können – es gibt sie nicht!“

„Aber ich kenne doch einige, die eigene Initiative entwickelt haben...“

„Das ist es ja eben, jene mit Eigeninitiative, die haben bereits selber etwas auf die Beine gestellt, die arbeiten nicht mehr für dich. Auch nicht für mich. Was für Mühe habe ich mit meinen Leuten hier. Es ist mit Abstand mein grösstes Problem! Wenn sie Lust haben, kommen sie. Wenn nicht, eben nicht!“

„Alle Malgachen?“

„Alle! Es ist wie in Europa. Jene, die du brauchen könntest, wirklich brauchen... die dich entlasten, die den Job so gut wie du selber machen... oder wenigstens fast so gut – die arbeiten doch nicht für dich! Die wollen doch nicht das verdiente Geld mit dir teilen... Die ziehen selber etwas auf – die wollen den ganzen Gewinn. Nicht nur den halben...“

„Aber junge Leute, die ...“

„Nicolas!... was du findest, das sind junge Leute, die bei dir ihre 6, 7, vielleicht 8 Stunden absitzen, ihr Geld kassieren, und Schluss. Wie in Europa, wie in Frankreich. Gedanken an die Zukunft einer Firma?... geben Kopfweh, versauen die Freude am Festen... Zukunft, was ist das?“

Nein Nicolas, wenn du deine Touristen täglich selber ausführen willst, bitte schön, dann komm mit deinem Schiff. Du kannst hier viel Geld verdienen. Ich an Deiner Stelle würde es nicht tun.

Du hast vermutlich eine Rente. Komm als Privatmann! Als Privatmann kannst du hier ein schönes Leben haben...“

Eine erstaunliche Übereinstimmung, von Moana und Georg. Von Menschen, die hier arbeiten, etwas aufgezogen, die Erfahrungen in diesem Geschäft

haben; und – wichtig – mein Projekt nicht als Konkurrenz zu ihrem eigenen sehen – ganz im Gegenteil.

Am Schluss war ich überzeugt: Die WAHOO segelt zurück nach Europa.

Moana sagte mir dann: „Die Dokumente meiner drei Firmen sind fertig. Ich muss sie in drei verschiedenen Ministerien absegnen lassen. Und dazu habe ich genau noch vierzehn Tage Zeit. Du siehst, wie kompliziert das bei uns ist... So bald mir der Notar die Dokumente übergeben hat, werde ich fliegen.“

„Da könnten wir ja zusammen fliegen...“

„Warum nicht... Du musst dann halt warten, bis ich meine Dokumente habe.“

„Und wann ist das?“

„Du kennst jetzt Mada ein bisschen... alles ungewiss. Aber ich musste buchen. Auf Donnerstag. Ich hoffe es klappt.“

Donnerstag auf dem kleinen Flughafen von Antsiranana. Im letzten Moment fährt Moana mit dem Taxi vor, steigt gemessen wie eine versierte Geschäftsfrau aus – was sie ja auch ist – geht an mir vorüber und flüstert mir zu, wir fliegen getrennt, sonst reden die Leute über uns.

Dann beginnt sie, Bekannte und Freunde, die ebenfalls in der Halle warten, zu begrüßen.

In Antananarive wird es dann doch etwas einfacher.

Moanas Sohn Rajiabo erwartet uns und hier darf ich nun mit ihnen fahren. Im Zentrum der Stadt steigen wir in einem kleinen, feinen Hotel ab.

Rajiabo ist ein sympathischer junger Malgасh. Er hat in Tana (Antananarive) Informatik studiert, arbeitet halbtags als solcher in einer europäischen Firma und bildet sich während der anderen Hälfte in Wirtschaft, Handel und Import/Export weiter.

Auf den nächsten Abend lädt er uns zu sich zum Abendessen ein.

Den ganzen nächsten Tag durchstreife ich das Zentrum der Stadt. Zu Fuss komme ich dabei nicht eben weit. Als erstes zur Avenue de l'Indépendance. Sie liegt in der Nähe unseres Hotels und ist die wichtigste Geschäftsstrasse der Stadt. Was die Bahnhofstrasse für Zürich, ist sie für Tana. Nur musst Du Dir das ganz anders vorstellen.

Doppelt so breit wie die Bahnhofstrasse ist nur schon der Streifen mit grossen Rasenflächen, der die beiden Strassenseiten separiert. Würden dort auch noch eine Reihe der wunderschönen Jacaranda Bäume stehen und mit ihren violetten Blütensträussen etwas Schatten spenden, es wäre das perfekte Einkaufsparadies, auch für verwöhnte Europäer.

Der vornehme Teil der Strasse wird flankiert von hohen Häusern mit Arkaden, alle im selben Neokolonial Stil. Weisse, stark gegliederte Fassaden über die ganze Länge, eine einzige, lange, geschlossene Häuserfront. In den Arkaden haben sich die vornehmsten Läden, Restaurants, Boutiquen und Cafés eingerichtet. Dort findest Du alles, was ein Europäer glauben zu müssen. Allen Luxus.

Gleich um die Ecke bist Du schon wieder im echten Afrika. Strassenhändler säumen die Trottoirs, wo immer sich ein Plätzchen findet. Menschen drängen sich vorbei, einige handeln, andere plaudern, wo Musik spielt, wird getanzt. Ein gewaltiger Unterschied. Hier wimmelt es von Menschen, dort von Autos. Hier wird gefeilscht, gelacht, getanzt, gelärmt – dort ist Ruhe, Vornehmheit. Es ist klar, wohin es mich zieht.

Gegen Abend treffe ich Moana und wir fahren mit dem Taxi zu ihrem Sohn. Das Taxi hält. Wir sind ebenfalls in einer Einkaufsstrasse. Aber in einer für Einheimische. Laden steht an Laden, Lädlehen an Lädlehen. Manche sind keine drei Meter breit. Verkauft wir alles. Denk Dir etwas für ein einfaches Leben aus, Du wirst es hier finden.

Das Taxi hat vor einem Internet-Laden gehalten – auch das gibt es hier. Moana steuert zielsicher darauf zu. Er gehört ihrem Sohn.

Rajiabo begrüsst uns unter der Tür. Der Laden besteht aus einem kleiner Raum mit vier Tischchen mit Bildschirm, darunter die Computer, natürlich älteren Datums. Einer ist besetzt. Dahinter liegt ein zweiter, noch kleinerer Raum mit Tisch und modernem Laptop. Rajiabo's Arbeitsraum.

Ich habe damit erst vor vier Wochen angefangen, erklärt er die drei leeren Plätze. Die meisten Leute hier draussen wissen noch nicht einmal, was das ist, Internet. Aber langsam, geht's vorwärts. Der Laden wird bekannt und die Jungen beginnen sich zu interessieren.

Ich würde gerne Kurse anbieten, aber Eugène, mein Cousin, er arbeitet hier, wenn ich nicht da bin, Eugène hat noch zu wenig Kenntnisse und ich selber einfach keine Zeit. Ich will ja nicht nur arbeiten!...

Ich darf auf seinem Laptop meine Mails lesen und beantworten, dann fahren wir mit dem Taxi zu Rajiabo nach Haus.

Es sind nur wenige Strassenzüge weiter. Und doch, welcher Unterschied! Eine staubige Strasse mit vielen Löchern wird auf der einen Seite flankiert von einer Reihe Häuser, die sich alle hinter der gleichen, langen Mauer verstecken. Auf der anderen Seite liegt ein grosser staubiger Platz – Bauplatz? Uneben, übersät mit zerbrochenen Ziegelsteinen und Unrat. Etwas weiter vorne beginnt auf dieser Seite eine etwas kleinere Häuseransammlung, ebenfalls hinter einer Mauer. Dort hält unser Taxi und wir steuern auf ein schmales Türchen in der Mauer zu.

Die ganze Umgebung erinnert mich an Nordafrika. Ich könnte mich ohne weiteres in einem Aussenbezirk irgend einer der dortigen Städte wähnen – wenn nicht Moana und Ihr Sohn – beide richtig schwarz – bei mir wären. Das Türchen, von Nahem betrachtet, recht viel robuster als angenommen, ist verriegelt. Rajjabo öffnet. Ein schmaler, ausgetretener Pfad, auf der Seite von Unkräutern überwuchert, führt der Mauer entlang zu einer weiteren Tür. Die ist noch robuster und noch besser gesichert. Auch sie wird geöffnet und wir stehen vor einer Treppe, steigen hinauf und werden von der vierten verschlossenen Tür gestoppt. Sie wird aber sofort von innen geöffnet und Rajjabo's Freundin begrüsst uns.

„Das ist unsere Wohnung“ lacht Rajjabo, „gut gesichert durch die vier Türen und die ärmliche Fassade. Hier oben sind wir ziemlich sicher.“

Der Raum, in den wir nun eintreten ist erstaunlich gross und mit handwerklich schön gemachten Möbeln aus Tana möbliert. Ein rustikaler Stil mit modernen Linien. Daneben liegt das grosse Schlafzimmer der beiden – ich weiss das, weil sich dahinter WC und Dusche befinden. Um dort hin zu kommen, musste ich ihr Schlafzimmer passieren. Aber das stört hier niemand.

Wir haben einen schönen Abend verbracht, gut gegessen und getrunken und gegen Mitternacht sind Moana und ich per Taxi zurück zum Hotel gefahren. Ein gelungener erster Tag in Antananarive!

Ich will mir die Beschreibung weiterer Tage ersparen.

Am Zweitletzten vor meiner Rückreise nach Kapstadt wurde ich beraubt. Ich bin hinter der Hauptachse der Stadt, der Avenue de l'Indépendance, spazieren gegangen. Zwar hatten mich alle gewarnt, pass auf, es ist gefährlich allein durch die Strassen zu gehen, du könntest überfallen werden.

Aber wer hört schon auf solche Warnungen? Doch nicht ein Mann mit meinen Reise-Erfahrungen... und bisher ist es ja auch hier gut gegangen!

Das Trottoir war eng und die Taxi Brousses – kleine Busse, die in die Dörfer hinaus fahren – standen dicht hinter einander, der ganzen Strasse entlang. Überall lachende, schwatzende schwarze Menschen, die ein- oder ausstiegen, langsam, gemütlich und dadurch das Trottoir noch mehr versperrten. Eine Szenerie wie gemacht für einen kleinen Taschendiebstahl... ging es mir durch den Kopf. Aber alles ist ruhig und friedlich. Trotzdem, ich nehme lieber die Strasse dort vorne, die vor der Kirche abbiegt. Sicher ist sicher.

Keine zehn Meter weiter spüre ich Unruhe um mich. Zwei Jungs kommen in ungewöhnlicher Eile von vorne. Auch hinter mir, rasche Bewegungen. Mit der rechten Hand schütze ich das Portemonnaie und mit dem linken Arm die rechte Seite meiner Weste.

Dann geht alles blitzschnell. Von vorne werde ich von den zwei Jungs gerempelt, von hinten ebenfalls. Zwei-drei Sekunden bin ich zwischen ihnen eingepresst und dann sind sie weg.

Und mein altes Handy ebenfalls. Das ist meine erste Reaktion. Glück gehabt! Im Hotel habe ich dann gemerkt, dieses Glück ist ein verdammt kleines Schweinderl gewesen.

Einer hatte – vermutlich von hinten – den Reissverschluss der rechten, ungeschützten Tasche geöffnet, Pass, Franken und Rand heraus genommen und den Reissverschluss wieder geschlossen. Profiarbeit!

Die rechte Tasche mit dem Madagaskar Geld hatte ich mit dem Arm an mich gepresst. Dort konnten sie nichts ausrichten.

Damit ist leider das Abschiedsfest bei Freunden von Moana – einem hohen Offizier der Armee und seiner Frau.... ausgefallen. Ich verbrachte den Abend bei der Polizei, die mir nach ziemlich langem Hin und Her, aber sehr bereitwillig, einen Rapport mit allem Drum und Dran geschrieben, gestempelt und unterschrieben hat. Ohne den hätte ich keinen provisorischen Pass bekommen. Übrigens hat mich Rajiabo, der Sohn von Moana zur Polizei begleitet. Er war vom anderen Ende der Stadt in dreiviertel Stunden mit dem Taxi herüber gefahren. Madagassische Freundschaft!

Pass und Geld: Das ist eine verrückte Sache gewesen. Christoph hatte mir per Western Union Geld geschickt, für den Pass. Die Botschaft hatte ihn ausgestellt, wollte ihn mir aber nicht aushändigen ohne Bezahlung. Und Western Union mir das Geld nicht geben ohne Pass!

Da drehst du dich im Kreis!

Der Chef bei Western Union hat dann ein Einsehen gehabt und ich kurz Zeit darauf meinen neuen, provisorischen Pass.

Moana und ich haben abgemacht, dass ich sie im nächsten Dezember/Januar für wenigstens einen Monat in die Schweiz einladen werde. Es wird noch viel Zeit bis dahin vergehen und ob sie dann ihres Restaurants wegen wirklich kommen kann, das steht noch nicht einmal in den Sternen geschrieben. Ich weiss, dass sie kommen will. Und von Dezember bis Februar/März läuft dort touristisch fast nichts. Die Chancen sind gut!

Alles andere – Moana und ich heiraten, mit ihr zusammen in Diego leben, dort ein Haus bauen – wird sich, so hoffen wir, in jener jetzt noch so fernen Zeit langsam heraus bilden. Ich weiss jetzt ungefähr, was mich in Madagaskar erwarten würde.

Moanas Umgebung, ihre Freundinnen und Freunde sind von der Madagassischen Kultur geprägt, der Kultur auch eines Entwicklungslandes.

Ihre Prioritäten sind anders als die unseren. Ihr Lebensstil ebenfalls. Ein ziemliches Kontrastprogramm zu dem was mir wichtig ist.

Moana selber hat viel gelernt während ihrer zahlreichen Aufenthalte in der Schweiz und ihrer Arbeit mit ihrem damaligen Schweizer Mann. Aber sie ist – zum grösseren Teil bin ich glücklich darüber – eine Malgache geblieben.

Spontan – hilfsbereit – energisch – impulsiv – sehr einfühlsam – sexy in ihren Bewegungen, vor allem wenn sie tanzt – konsequent im Durchziehen ihrer Ansichten – ziemlich zuverlässig aber unorganisiert und oft unpünktlich. Und – sie lebt momentan zwei total verschiedene Leben.

Als Geschäftsfrau Madame Moana – angesehen – angespannt – streng – ernst. Und als Moana privat – unbeschwert, vergnügt, lachend, tanzend, zärtlich, sexy.

Moana privat würde ich sofort heiraten. Aber könnte sie dann die Geschäftsfrau hinter sich lassen? Ich denke, davon wird viel abhängen.

Kommentar zu letzterem von Corinne:

*Ich möchte dir sagen, du lebst mit deinem jetzigen Leben wahrscheinlich nur den einen Teil – Klaus privat; wir aber, die arbeiten und leben – wie Moana – leben deren zwei. Ich muss in meinem Beruf auch streng, konsequent, kompetent, klar und teilweise unnahbar auftreten, spiele manchmal eine Rolle, die ich sicher auch nach Hause trage und nicht mit dem Überschreiten der Hausschwelle ablege. Aber diese Rolle gehört auch zu mir, ich arbeite gerne damit. Und Marcel nimmt diese Seite von mir auch an, obwohl er mich lieber privat hat, ehrlich und somit verletzlich.*

*Ich glaube, da bist du eine Ausnahme – das war früher auch nicht immer so, oder?*

*Moana ist sicher stolz auf die Seite als Geschäftsfrau, sie bringt ihr Ansehen und Respekt, macht sie besonders. Und diese Seite muss meiner Meinung nach von dir auch akzeptiert und unterstützt werden.*

Ich habe Corinne für diese „Ermahnung“ gedankt. Sie hat mehr als recht. Auch das scheint eine meiner Schwächen zu sein, an der ich arbeiten muss.

Moana hat mir bei unserem letzten Telefongespräch gesagt:

Tu vois, Rajiabo, il t'aime déjà beaucoup, comme un père. Je suis très heureuse! In Namibia hatte ich den Ehrentitel Papa. Hier nun bin ich für einen jungen Mann: comme un père. Erbaulich!

Ich bin nun also mit einem provisorischen Pass wieder unterwegs nach Südafrika. Und die paar Hundert Franken fehlen mir ein wenig. Vor allem, weil wir in Kapstadt den Motor komplett revidieren lassen mussten. Tobias hat das



alles arrangiert, während ich in Madagaskar unterwegs gewesen bin. Immerhin läuft er jetzt wieder wie äs Örgeli... Allerdings weigert sich — vor allem Jana — ihren Anteil an dieser „ausserordentlichen“ Ausgabe zu übernehmen. Trotzdem: Vielen Dank, Tobias!

## Um's Kap herum — Planung der Weiterreise

Vor zwei Tagen, am 23. März 2008, haben wir die Vals Bay verlassen und um 1700 Uhr das Kap der Guten Hoffnung mit gutem achterlichem Wind umschiff. Die WAHOO lief dabei über sieben Knoten.

Jetzt sind wir in Saldanha Bay.

In etwa einer Woche verlassen wir diese Bay und segeln der Südafrikanischen Westküste entlang Richtung Namibia. In der Walvis Bay – Namibia — werden wir nochmals etwa drei Wochen bleiben und Landausflüge machen. So gegen Ende April wollen/müssen wir die grösste Segelstrecke dieser Reise unter den Kiel nehmen — ungefähr 2700 Seemeilen — und direkt den Bijago Archipel von Guinea Bissago ansteuern. Von dort segeln wir dann weiter zur Casamance (Südsenegal) und anschliessend nach Gambia. Auf den beiden grossen Flüsse Casamance und Gambia kann die WAHOO weit ins Landesinnere segeln und motoren.

In allen drei Gebieten werden wir noch echtes Afrika erleben – mit dem ganzen Reichtum dieses Kontinents, der Fröhlichkeit und Lebenslust seiner Menschen – aber auch mit der Kehrseite: Armut, Krankheit, Angst.

Weder dem einen noch dem anderen können wir ausweichen.

Das eine, ihre Lebenslust, ihre Fröhlichkeit, hat mich gelehrt, das eigene Leben ein bisschen weniger ernst — meinen materiellen Besitz nicht ganz so wichtig, und die Sicherheit nicht ganz so real zu nehmen.

Aber auch das habe ich von ihnen gelernt: Fröhlicher zu sein, lebenslustiger und mich an kleinen Dingen zu erfreuen!

Das andere, die Armut dieser Menschen, ihre Angst vor der Zukunft, sie zeigen mir, was ihre Unterdrückung durch uns angerichtet hat: Die Vernichtung ihres Selbstbewusstseins; das Vertrauen in die eignen Fähigkeiten.

Ohne dieses Selbstvertrauen ist kein Aufbruch möglich. Ohne das Vertrauen in die eigene Kraft wagt niemand den Schritt nach vorne.

Zeigen wir ihnen, dass wir von ihnen lernen wollen und können. Das ist ein erster kleiner Schritt um ihnen ihr Selbstbewusstsein zurück zu geben.

## Wal Geschichten

Vor einer guten Stunde haben wir den Ausgang der Saldanha Bay passiert.

„Jana, Jana, ein Wal, komm, komm — da drüben, siehst du ihn?“

Die beiden steigen aufs Kajüt-Dach um besser zu sehen. Er ist recht nahe bei uns aufgetaucht, der Blast aus seinen beiden Nasenlöchern war gut zu sehen und noch besser zu hören. Ich meine selbst, ich rieche ihn...



„Hol den Foto!...“ und Tobias rast in die Vorkajüte und kommt damit zurück.

„Schon zu spät... er ist abgetaucht. Du hättest ein schönes Föteli von der Flunke machen können. Schade...“

„Vielleicht ist es der selbe, den wir vor einer Stunde

gesehen haben...“

„Vielleicht verfolgt er uns!? Lass den Foto hier, vielleicht taucht er wieder auf!...“

An der Küste zwischen Kapstadt und der Saldanha Bay leben erstaunlich viele Wale. Es sind die Southern Right Wales, Wale mit zwei Nasenlöchern und damit auch mit zwei Blasten.

Als die Wale noch mit Segelschiffen gejagt wurden, fuhr jeder Walfänger in einem Korb hoch oben im Grossmast einen Ausguck. Sang nun dieser Ausguck von dort oben herunter: „a right Wale is blasting on portside“ – wusste jeder, jetzt gilt's! Ins Wasser mit den Booten, hinein und los rudern. Vielleicht reicht's gerade noch, bevor er wieder taucht.

Der Right Wale war der „richtige Wal“, jenen den man harpunieren wollte.

Am Anfang wurden die Wale von den Einheimischen mit Ruderbooten gejagt. Vor allem in jenen Buchten der gemässigten Zonen, in denen sich Wale zum Paaren trafen. Der Walfang gehörte zum Überlebensprogramm jener Menschen. Der Wal lieferte ihnen Nahrung, Lampenöl und Tausend Dinge, die sie aus den Knochen und Barten herstellten.

Später begannen die nordeuropäischen Seefahrtnationen Segelschiffe mit Walfangbooten auszurüsten und dorthin zu entsenden, wo es Wale gab.

Vor allem in die Arktis und in den Pazifik. Waltran wurde zum Handelsobjekt, die Schiffe ausgerüstet von profitorientierten Gesellschaften.

Auch zu jener Zeit hatten die Wale noch eine Chance.

Ein von Ruderern getriebenes Walboot in dem am Bug, hoch aufgerichtet, der Harpunier mit seiner Handharpune stand, das war noch keine Gefahr für den Walbestand dieses Planeten.

Erst als der Walfang richtig industrialisiert wurde, betrieben mit schnellen und wendigen Motorschiffen, die auf ihrem Bug eine weit reichende Harpunen-Kanone fuhren, und als auch noch der elektronische Walfinder vom Helikopter aus dazu kam, da war Walfang endlich ohne grosses Risiko – weder für die Fänger noch die Financiers – zu einer gewinnbringenden Investition geworden.

Die Wale wären mit Sicherheit so weit dezimiert worden, bis sich Walfang nicht mehr gelohnt hätte; bis ein sich Treffen und Fortpflanzen der vereinzelt noch überlebenden Tiere in den unermesslichen Weiten der Meere nicht mehr wahrscheinlich gewesen wäre. Bei einigen Walarten haben wir Menschen diesen Zustand beinahe erreicht.

Aber es hat ein Umdenken statt gefunden – oder die finanziellen Aussichten im Vergleich zum weltweiten Image-Verlust sind doch zu gross geworden... Jedenfalls – heute sind die Wale auf allen Meeren geschützt und nur noch einige wenige Nationen betreiben Walfang in limitiertem Umfang – zu Forschungszwecken... wie sie sagen.

Es gibt wieder Wale – hier die Southern Righte Wales – und wir freuen uns über jeden, den wir sehen. Je näher er bei uns auftaucht, um so mehr! Natürlich sind sie gross – fast so lang wie unser Schiff – und sehen irgendwie vorsintflutlich aus, mit ihren rot-orangen Höckern vorne am Kopf. Trotzdem fühlen wir uns sicher. Die Wale hier machen einen friedlichen Eindruck und unser Schiff ist stark.

Ich habe das auch schon anders erlebt. Vor Jahren auf dem Pazifik. Damals segelten wir ein achtzigjähriges Holzboot von achtzehn Metern Länge. Da tönte meine Beschreibung etwa so:

*„... schon gestern Nacht... da haben wir schön im Wasser gestanden, drei Uhr Wache, weisst du...“*

*Louis Jean kommt dazu:*

*„was erzählst du? Vom Wal?“*

*„Eh bien, oui.. da haben wir aber den Regen vergessen!... meinlieberrmann“*

*„Was war denn?“*

*„Ich steh' am Ruder. Louis Jean schläft neben mir...“*

*„Oder umgekehrt!...“*

*„Plötzlich ein... ein – ja ich hab' zuerst gemeint, du schnarchst...“*

*„Dabei war ich hell wach!... es war wie – ja, Schmatzen und Schnaufen und Pfeifen gleichzeitig.“*

*„Wie weit war's denn weg von euch?“*

*„Nicht sehr weit.“*

*„Verflucht nahe! würd' ich sagen. Wir sind beide rüber gerannt, ans Schanzkleid.“*

*„Und da ist er schon heran gefahren. Ein riesiger schwarzer Körper, direkt vierkant auf uns zu.“*

*"Riesig, wirklich, den hinteren Teil haben wir noch gar nicht gesehen..."*

*„So gross war der?“*

*„Riesig, eine riesige Masse!... und immer voll auf uns zu.“*

*„Und wie ich denke, jetzt kracht's..."*

*"Genau, ich hab' das Splittern schon gehört!... Da ist er abgetaucht. Ganz knapp vor der Bordwand.“*

*„Wie knapp denn?“*

*„Ja, höchstens ein, zwei Meter. Meinliebemann, hab' ich Angst gehabt.“*

*„Der hätte uns kurz und klein geschlagen.“*

*„Glaubst Du? Bei unseren fünfundsechzig Tonnen?“*

*„Na ja, ich war jedenfalls froh als er weg war, abgetaucht.“*

*„Ich auch... und wie!... Sie ist sicher ein starkes Schiff, übermässig stark... aber du hast diese schwarze Masse nicht gesehen..."*

*„Und diese Geschwindigkeit!“*

*Niemanden hat es gereut, dass wir nun nicht wissen wer stärker gewesen wäre: unser Schiff oder der Wal.*

*Zu oft sind in dieser Gegend Holzschiffe von Walen versenkt worden.*

*Hat ihre Aggressivität wohl etwas mit den Schiffen zu tun, die wir am nächsten Tag südwestlich von Española (Galapagos) gesichtet haben?*

*Vermutlich sind es zwei Walfänger gewesen....*

Zum Glück sind diese Zeiten nun – fast – vorbei.

Die Wale können wieder stressfrei leben, sich vermehren, neben Schiffen auf- und abtauchen. Ohne Gefahr. Und zur grossen Freude der Menschen, die auf diesen Schiffen die Meere befahren.

## Weiter nach Namibia

Es scheint, der Winter bricht hier an. Es ist erstaunlich und unangenehm kalt – wir haben keine Heizung an Bord weil wir dachten, wir segelten in warmen Regionen – rund um Afrika. Aber oha läßt!

Der Südostwind kommt direkt aus der Antarktis und die Strömung, die hier an der Westküste nach Norden setzt, ebenfalls. Das Wasser erreicht in seinen besten Momenten 15° Celsius!

So frieren wir halt am Morgen nach dem Aufstehen, das wir – in dieser Gewissheit – möglichst lange hinaus schieben. Nur im Bett, mit zwei Wolldecken zugedeckt, ist es angenehm und warm.

Bricht dann die Sonne durch den ewigen Nebel, meist erst gegen Mittag, wird es schön warm, wenn der Südost nicht zu stark bläst. Aber Nachts, während der Nachtwachen, da müsstest du mich sehen: Lange Flies-Unterhosen, darüber wasserdichte Nylonhosen – es wird sehr feucht an Deck – langärmliges Leibchen, dickes Hemd, dicker portugiesischer Pullover, Winter-Daunenjacke mit ebensolcher Kapuze, darunter eine Wollmütze, um den Hals einen Shawel und dicke Handschuhe an den Händen. So segelt man in Afrika, im Süden Afrikas!

Die Fahrt von Saldanha Bay nach Lüderitz ist schnell erzählt. Wir segelten mal mit 8 Knoten und beim Surfen mit über 10 und dann dümpelten wir wieder und mussten motoren. Der Durchschnitt war nicht erhebend aber wir hatten eine wunderschöne, ruhige Sternennacht. Ein Himmel voll der Sternbilder des Südens und die gewaltige Milchstrasse mitten hindurch. So hell leuchtend habe ich sie in meinem ganzen Leben noch nie gesehen.

Phantastisch!

Die Ankunft in der Bay von Lüderitz ist etwas schwierig aber offenbar – wie wir später von Seglern hörten – ziemlich typisch gewesen. Acht Meilen vor der Einfahrt hörte der Wind auf, der Schwell blieb, wir motorten. Drei-vier Meilen vor der Einfahrt nahmen wir die Segel weg weil wir dachten, jetzt haben wir Zeit, was später kommt, wissen wir nicht.

Eine halbe Stunde später: 30 Knoten Wind aus Südost! Nochmals Segel setzen bringt nichts, weil wir der vielen, vor Anker liegenden Diamant-Fischerboote wegen, nicht in die Bucht hinauf aufkreuzen können. Also mit Motor gegen an und einen Ankerplatz suchen.

Unser Motörchen hat's geschafft. Wir jedoch wurden geschafft! Zuerst durch das Suchen nach einem Ankerplatz, dann nach einem Bojenplatz.

Nach dem ersten Ankerversuch kam über Funk die Meldung der Port Control, wir lägen im Bereich der Grossschiffahrt, wir müssten weiter zum Land hin ankern. Also Anker auf bei 30 Knoten Wind, obwohl mir klar war, dass



dort, wo der uns wollte, nicht genügend Platz für uns sein würde. Nach langem hin und her und herumkurven, zwischen den Bojenliegern, funkte der Mann der Port Control plötzlich, er sehe, dass wir dort wo er ge-

meint habe, nicht ankern könnten. Wir sollten die Boje nehmen, die knapp an Portside vor uns läge. Die gehöre einem Freund von ihm und sei stark genug für uns.

So ist das eben im Leben!... Man müht sich ab, sucht Alternativen und tut am Ende das, was man als erstes hätte tun wollen.

Lüderitz ist ein hübsches Städtchen mit ein paar schönen alten Kolonialhäusern, einigen Supermärkten und einem Yachtclub mit Mitgliedern, die keine Schiffe haben aber sich dort täglich ihr Quantum Alkohol einverleiben. Bier und selbst „Jägermeister“ wird dort per Hektoliter eingekauft...

Wir durften dort duschen und ich mein Glas Weisswein trinken. Aber Kontakt zu den Mitgliedern habe ich erst bekommen, als ich hörte, dass einige Deutsch miteinander

sprachen. Ich fragte sie darum, ob sie Namibier oder Deutsche seien. Allsamt deutschstämmige Namibier! Beim einen waren schon die Grosseltern – er sprach nur vom Grossvater – hier her ausgewandert, ein anderer nach dem Krieg,



ein dritter – etwas geringschätzig sagten sie es von ihm – sei erst seit fünfzehn Jahren hier. Er könne nicht einmal Afrikaans. Aber es gehe ihnen allen gut hier. Nie würden sie in Südafrika wohnen wollen. Dort sei es furchtbar,

diese Kriminalität. Hier könne man leben, habe seinen Verdienst, gehe es einem recht gut.

In der Nähe von Lüderitz liegt eine längst verlassene Diamantgräber Siedlung. Sie ist heute die Touristen Attraktion. Beim Touristoffice kann man sich Eintrittskarten besorgen und weiss dann, von wann bis wann man sich darin aufhalten darf. Offenbar ist der Andrang gross.

Am Tag an dem Jana und Tobias hin fahren, war ein Kreuzfahrtschiff mit zwei Tausend Touristen eingelaufen. Und die meisten von ihnen wollten doch die Atmosphäre dieser echten alten Diamantgräber Siedlung mitten in der Wüste erleben...

So viele Menschen sind zur damaligen Zeit vermutlich nie dort herum gelaufen.

Walvis Bay. 30. April 2008

Die Fahrt hierher verlief ähnlich wie jene nach Lüderitz. Nur bekamen wir hier sofort eine Boje, die stark genug sei für uns. Die Bay ist mehrfach grösser als jene von Lüderitz, die Einfahrt für die Grossschiffahrt ausgebaggert, der Rest der Bay untief. Darum gibt es kaum Schwell hier. Ein idealer Ankerplatz.

Von hier aus haben Jana und Tobias ihren Adventure-Trip zu den Viktoria Fällen gebucht, der knapp drei Wochen gedauert hat.

Ich bin auf dem Schiff geblieben und habe als erstes mein Velo ausgepackt und beim Club deponiert.



Täglich bin ich ins Städtchen gefahren. Ich war beim Coiffeur – für Schwarze. Sie haben zwar gegrinst, als ich herein kam, mir dann aber ohne weiteres die Haare geschnitten.

Beim weiter Fahren, an einer Strassenecke, haben meine Nasenflügel plötzlich zu beben begonnen. Was für ein Duft!.. wie bei uns in einer Dorfbäckerei. Schwarzbrot, Gipfeli, Bürlü – Fata Morgana vor meinem inneren Auge!

An der Strasse lag ein Restaurant, aber um die Ecke, da fand ich die Bäckerei. Und was

für eine!... An der Wand stehen Gestelle voller köstlicher Brote, dunkle, weisse, halbweisse, mit Kernen, mit Hafer bestreut und damit gebacken. Auf weissen Tüchern in grossen, flachen Körben liegen Gipfeli, helle, dunkle und solche mit Butter. Daneben weisse Semmel und richtige, dunkle Büürli! In Vitrinen, weiter hinten, Guezli, 20er-Stückli, Crèmeschnitten, Hörnchen und

und und. Ein Paradies wunderbarer Düfte, ein Ort dunkelster Versuchung...  
Ein junger, fröhlicher Schwarzer bedient mich. Auf Deutsch!  
Und — wen wundert's? — in Zukunft fast täglich.

Eines Mittags um zwölf bin ich in Walvis Bay in den Bus nach Windhoek eingestiegen und im oberen Stock ganz vorne mit gefahren. Die Sicht dort ist wunderbar. Du siehst von links nach rechts über 180° und nach oben den ganzen Himmel vor dir. Natürlich auch die Sonne. Und die „sieht“ auch dich! Leider war die Klimaanlage ausgefallen – „wir entschuldigen uns dafür und für die Unannehmlichkeiten die Ihnen daraus entstehen“.

Es ist ziemlich heiss gewesen dort vorne unter der grossen, gewölbten Glasscheibe. So um die 40° C ohne weiteres. Das schwarze Paar neben mir jedenfalls, ist oft nach hinten gegangen.

Über weite Strecken fuhr da vorne ein alter Weisser ganz alleine. So ein verrückter Mensch!

Die Strasse führt zuerst durch riesige Sanddünen dem Meer entlang nach Swakopmund. Am flachen Strand ist ein Fischkutter aufgelaufen und rostet vor sich hin.

Swakopmund sei ein deutscher Ort in dem sogar während der Apartheid Zeit Ehen zwischen Schwarzen und Weissen erlaubt gewesen seien. Selbst der Bürgermeister hätte eine schwarze Frau gehabt.

Ein junger Schwarzer erzählte mir das in bestem Hochdeutsch, seine Mutter sei eine Ovambo, sein Vater ein Deutscher – er selber habe in Deutschland zuerst studiert, dann Schreiner gelernt. Nun lebe er wieder hier — weniger Stress!

Nach Swakopmund geht es weiterhin durch riesige, sicher dreissig Meter hohe Sanddünen landeinwärts. Ein faszinierendes Farbenspiel; das blendende Weiss der Sandtäler, das kräftige Ocker der Abhänge und oben schwarz wie Lava, die Kuppen der Dünen.

Langsam werden die Sanddünen seltener und wir fahren durch eine weite karge Steinwüste. Kein Mensch, kein Tier, steinige Öde. Das schnurgerade Band aus Asphalt, immer schmaler werdend vor und hinter uns, lässt die Weite spüren und trennt sie gleichzeitig in zwei gleichmässige Hälften. Der Bus rast mitten hindurch. Und doch gibt es auch hier Leben. Aber das Leben ist nicht sichtbar. Allmählich erscheinen hie und da dunkelgrüne Punkte in der Ebene. Kleine runde Büsche. Je weiter wir fahren, um so grösser werden sie, um so häufiger, und



dann sehe ich die ersten klein wachsenden Bäumchen und dazwischen

„weisses“ Gras. Ja wirklich, weisses Gras, das die Savanne zwischen den Bäumchen fast weiss mit einem feinen Stich ins Grün erscheinen lässt. Je näher wir Windhoek kommen um so grüner wird das weisse Gras, um so höher die Bäumchen und dann verlassen wir die Savanne und erreichen grünes Land in dem zwischen den Bäumen und Büschen, Schafe und sogar Rinder weiden.

Windhoek.

Mitten im modernen, wohlhabenden Teil der Stadt hält der Bus. Es ist Abend geworden, bald wird es dunkel. Hier herum werde ich kaum ein günstiges B&B oder Gästehaus finden.

Eigentlich hatte ich „Schlepper“ erwartet, die Rucksacktouristen wie mich zu einer Übernachtungsmöglichkeit führen würden. Nichts davon.

Die meisten Mitreisenden steigen hier nur um, in den Bus der weiter nach Kapstadt fährt. Fast alle anderen werden von Verwandten erwartet.

Ein junger schwarzer Mann zeigt mir endlich den Weg zu einem Gästehaus, fünfzehn Minuten vom Zentrum entfernt. Dort bekomme ich ein Zimmer. Ich frage den Nacht-Wächter und Portier, wo ich hier herum etwas zu Essen kriegen würde.

„Diese Strasse da vorne entlang, dann rechts und dann siehst du schon das Einkaufszentrum. Dort kannst du essen.“

Das Restaurant ist schon geschlossen – klar, Sonntag. Also bleibt nur das Take Away. Mit einer Art zusammen gerollter Pizza und einem Bier aus dem Supermarkt spazierte ich zurück in mein Zimmer und esse dort.

Nicht gerade das, was ich mir erträumt – aber sicher billiger!

Dann dusche ich und schlafe – kaum gestört von den ausschliesslich schwarzen Gästen, die halt ein anderes Verhältnis zur „Nachtruhe“ haben. Ihr fröhliches Schwatzen und Lachen stört mich nicht. Die positive Einstellung dazu, verwandelt Lärm in Kundgebungen des Lebens.

Überraschung am Morgen: Ein echtes englisches Frühstück mit allem Drum und Dran erwartet mich im „Speisesaal“. Das ist ein grosses Zimmer mit Neonbeleuchtung, einfachen Stühlen und Tischen – zweckmässig aber nicht gerade schön. Die beiden schwarzen Frauen – die Ältere kocht, die Jüngere serviert – sind zuerst ziemlich scheu und wortkarg. Dann frage ich die Ältere, ob sie heute Abend koche, ich hätte gehört, sie koche wunderbares einheimisches Essen. Da lachen sie und das Eis ist gebrochen. Nein, sie koche heute nicht, zu wenig Leute, die hier essen wollten. Ob ich denn Namibisches Essen gerne hätte und welche Menüs denn? Da hatten sie mich erwischt – ich kenne kein einziges Gericht mit Namen. Sie zählen lachend auf – haben es gemerkt – und ich winde mich heraus indem ich sage, die

Gerichte hiessen in jedem Land wieder anders, aber ich liebte einfach die afrikanische Küche.

Die Independent Avenue ist die Haupteinkaufsstrasse der Stadt. Hier bekommst du alles - wie in irgend einer grösseren Stadt Europas. Ich suche einen neuen Scherkopf für meinen Rasierapparat. Zuerst in den verschiedensten Warenhäusern. Überall nur Handrasierer. Dann entdecke ich ein Elektrogeschäft. Braun? Nein, wir haben nur Philips. Aber die Verkäuferin holt ihren Chef und der schreibt mir die Adresse eines Konkurrenten auf, dort bekommen Sie dieses Ersatzteil. Und so ist es und bedient werde ich vom Besitzer persönlich. Auf Deutsch.

Dann entdecke ich das „Old Warehouse“, die alte Brauerei von Windhoek. Sie ist zum Kulturzentrum der Stadt umfunktioniert worden – ähnlich der „roten Fabrik“ in Zürich. Konzert- und Theatersäle für etablierte und alternative Kultur – ein klassischer Gitarren Abend gefolgt von einem Rockkonzert, von Lesungen und Vorträgen.



Den grössten Raum nehmen allerdings Boutiquen ein, die einheimisches Kunstschaffen verkaufen, von schönen Schnitzereien, gewobenen Tüchern, Teppichen, Stoffen für Kleider über Gemälde

und Gebrauchsgegenstände. Alles in einem riesigen Saal mit integriertem Restaurant, mit Bar und Balkon.

Etwas weiter hinten findest du aber auch die Boutiquen mit Massenkitschwaren, von nachgemachten Kultmasken aller Stämme über Giraffen in jeder Grösse, Löwen mit Zottelmähne aus Kunststoff, eben solchen Zebras, Krokodile aus echtem Krokodilleder und was der Tiere und was der verkaufbaren „Kultgegenstände“



mehr sind, die von den Touristen im Busch vermutet werden.

Alles findest du dort.

Aber auch eine Handweberei – echtes Kunsthandwerk! Wo vom Karden bis zum fertigen Teppich alle Arbeiten bestaunt werden können. Eingeschlossen ist eine erklärende Führung – für mich persönlich auf Deutsch!

Mein Lieblingsplatz liegt gleich davor im Innenhof der Brauerei. Ein paar monumentale Holz- und Wurzelstöcke, zu fantastischen Urviechern umgeschnitzt stehen herum und regen die Fantasie an, ein paar Holztische mit Holzstühlen stehen daneben und im kleinen Restaurant, zu dem sie gehören, schenken schwarze Frauen einen guten offenen Weisswein aus. Hier ruhe ich mich „nicht immer aber immer öfters“ aus. Vom Museumsbesuch zum Beispiel.

Darüber aber will ich nicht schreiben. Wir Europäer wissen natürlich, was wir, als ein von TV Sendungen über „Schwarzafrika“ verwöhntes Publikum, in einem Museum in Schwarzafrika erwarten.

Hier jedoch zeigen sie, was mit persönlichem Einsatz und Engagement – aber ohne Geld – möglich ist. Wenig für uns – aber viel für die wenigen Einheimischen, die an der Vielfalt der Tiere und Pflanzen ihres Landes interessiert sind. Auch hier gilt Brechts Ausspruch – etwas abgewandelt – „zuerst kommt das Fressen und dann die Kultur...“

Uns geht es eigentlich gut hier, hat mir ein weisser Tourismus-Manager an der Bar im Yachtclub von Lüderitz gesagt. Und ähnliches habe ich immer wieder von Weissen gehört. Schade nur – sagen die Weissen vor allem aber in Südafrika – dass wir so viel Kriminalität haben – sonst ginge es uns wirklich sehr gut.

Und die Schwarzen?

Das ist es ja. Wenn du nur unter Weissen lebst, dann hast du nur Kontakt zu Schwarzen, denen es – nach schwarzen Massstäben – einigermaßen gut geht. Der Barmann in Walvis Bay verdient etwa 1200 bis 1500 Namibia \$, seine Kollegin für die selbe Arbeit nur 1000. Damit kann man hier aber leben. Nicht sehr gut. Aber man hungert nicht.

Ein Wächter jedoch verdient – nach den Angaben eines meiner Gesprächspartners in einem Townships nahe Windhoek – 400, höchstens 500 N\$.

Jana hat mir als Bordkasse 400 N\$ gegeben für die drei Wochen in denen sie auf ihrer Tour nach den Viktoria Fällen weg waren. Und die Grundnahrungsmittel und der Wein waren an Bord! Es ist für mich trotzdem nicht möglich gewesen, davon zu leben. Nur 3 Wochen und nur Essen!

Denn ein „graues“ Brot – natürlich vom deutschen Bäcker, den sich Schwarze nicht leisten – kostet 15,20 N\$; ein Steak – das sich Schwarze ebenfalls

nicht leisten können – etwa 30 N\$; Eisbergsalat 15 N\$. Ein Abendessen im Club bekommt man für 50 N\$ - ein Glas Weisswein kostet dort 6.50 N\$. Zur Orientierung, der Kurs lag bei CHF 1.30 für 10 N\$

Nach meiner geringen Erfahrung, leben die Weissen immer noch so gut, weil sie den Schwarzen immer noch so knappe – um es höflich auszudrücken – „Löhne“ bezahlen. Es gibt Arbeitskräfte im Überfluss, jeder ungelernete Schwarze ist froh überhaupt einen Job zu haben – also bezahlt man ihm das absolute Minimum. Das ist so!

Im Übrigen:

Auch ich bin ein Weisser! Die Totalrevision des Mercedes-Motors hat mich in Südafrika etwa CHF 3'500.— gekostet. In Europa wäre es sehr viel mehr gewesen.

Das Südafrikanisches Schlauchboot kostete mich hier etwa CHF 1'200, ein vergleichbares Europäisches etwa das Doppelte.

Auch wir profitieren – ob wir wollen oder nicht.

Wir freuen uns über günstige Preise. Günstig sind sie des Lohndumpings wegen, in den armen Ländern.

Wir Reiche leben auf Kosten der Ärmsten.

W i r Reichen!

Zurück in Walvis Bay.

Ich komme aus einem Shoppingcenter und finde mein Velo eingehend bestaunt von drei schwarzen Jünglingen. Es ist jedoch von einem starken Stahlschloss gesichert, das es sogar in der Schweiz vor Diebstahl geschützt hat.

„Hello Sir, Sie haben ein schönes Bike...“

„Wie gefällt Ihnen Walvis Bay?...“

„Wo kommen Sie her?“

„Switzerland...“

„dann sind Sie ein reicher Mann. Dort sind doch Alle reich... die vielen Banken...“

Ein Wort folgt dem anderen. Ich bin fast ein wenig glücklich, endlich mal mit jungen Schwarzen reden zu können. Wir beginnen zu plaudern.

Die Jungs sind schätzungsweise knapp vor zwanzig, in Jeans und T-Shirts. Nicht auffällig, nicht ärmlich.

Sie scheinen eben so interessiert daran, etwas über die Schweiz zu erfahren, wie ich mehr über ihr Leben hier wissen möchte.

Sie sind mehr oder weniger arbeitslos – jedenfalls nach unseren Massstäben. Sie leben von Gelegenheitsarbeiten, einmal hier etwas, dann wieder dort. Und sie leben natürlich in ihrer Familie. Etwas anderes sei für sie nicht möglich.

Wie das denn in der Schweiz sei, mit Arbeitslosigkeit, mit Einreise. Und dann kommt die obligatorische Frage,

„Können Sie mich mitnehmen, ich kann das Schiff putzen, Abwaschen, Kochen, alles, was Sie wollen.“

Und einmal mehr auf dieser Reise muss ich mein Abwehr-Dispositiv aufbauen:

„Könnten Sie nach Südafrika reisen und dort Arbeiten?“

„Ich glaube schon, aber ich will nicht. Dort finde ich keine Arbeit!“

„Und nach Angola, nach Botswana, Zambia, Tansania?“

„Schwierig wegen der Papiere, wenn ich nicht schwarz hinüber gehen will.“

„Das wäre viel zu teuer, da brauchst du eine Menge Dollars...“

„Seht Ihr, genau das selbe, wenn ich einen von Euch mit nehmen würde. Die Papiere! Er könnte nirgends an Land gehen.“ Ich lache: „Er müsste sein ganzes Leben auf dem Schiff verbringen, wie ein Schiffs-Geist...“

Wir lachen gemeinsam – geschafft! Die böse Klippe ist umschifft. Denn es ist jedes Mal eine bitterböse Klippe, jungen Menschen, die arbeiten möchten zu erklären, ihr habt keine Chance, legal nach Europa hinein gelassen zu werden.

Nun ist das Interesse nicht mehr so gross an mir. Darum bücke ich mich, öffne das Veloschloss, steige auf und verabschiede mich von den drei Jungs. Im Clubrestaurant merke ich, mein Portemonnaies ist weg. Es hatte in der Hintertasche meiner Jeans gesteckt.

Ein paar Tage darauf, haben wir starke Winde aus Nord. Trotzdem gehe ich an Land und fahre in die Stadt. Dann bringe ich meine Einkäufe ins Dinghy und genehmige mir noch einen Glas Weisswein an der Club Bar.

Wie ich zurück komme, sehe ich entgeistert zum Steg hinunter. Das darf nicht wahr sein! Vor einer halben Stunde bin ich hier gewesen – alles in Ordnung. Und jetzt das! Das Dinghy liegt umgekehrt im Wasser. Das Motörchen unter Wasser.

Ich renne hin und dreh es um. Das rote Vordeck ist zerrissen, die mühsam geklebten Verbindungen zwischen den Schläuchen und dem Boden haben sich gelöst, die Einkäufe sind weg, das Wasser steht wieder knöcheltief im Bötchen.

Aber was ist mit dem Motörchen? Eine halbe Stunde im Salzwasser... das kann sein Ende sein.

Ich gehe an die Bar und erzähl' es. Da steht Archi auf, trinkt nicht einmal seinen Whisky aus und sagt zu mir, das haben wir gleich.

Archi ist der Chef des Unternehmens, das Touristen mit Motorkatamaranen in der Bay herum kutschiert. Auf seinen Pfiff hin kommt dann jeweils eine Seehundmutter mit ihrem Jungen angeschwommen und schwups, klettern sie hinten am Schwimmer an Bord, lassen sich von den überraschten Touristen bestaunen, gar tätscheln, bekommen ihren Fisch und jumpen dann wieder ins Wasser zurück. Lange dürfen sie nicht bleiben. Auch noch so begeisterten Touristen sticht ihr Duft unangenehm in die Nasen...

Also Archi kommt mit zum Dinghy, nachdem er seine Werkzeugkiste aus dem Auto geholt hat. Wir ziehen das Bötchen auf den Ponton, er nimmt das Motörchen auseinander und erzählt, „weisst du, das ist Routine für mich, wir haben jede Menge Aussenborder, nicht so kleine natürlich aber im Prinzip ist doch alles das gleiche,,

Jedenfalls, nach zehn Minuten ist das Motörchen wieder zusammen gesetzt und läuft tatsächlich.

Auch das ist südliches Afrika. Hilfsbereitschaft – Weisse, die sich Zeit nehmen einem anderen Weissen zu helfen. Ähnliches habe ich nur in den USA erlebt... wirkt es auch dort nach, diese Gefühl der Gemeinsamkeit?

Ich stehe wieder einmal vor einer Entscheidung. Muss ich nun von meinem alten Schlauchboot Abschied nehmen, das sich so gut rudern und segeln liess und das uns fünfzehn Jahre als Rettungsboot gedient hat? Es war die beste Alternative zu den nur im Meer treibenden Rettungsinseln. Die EU bewilligt diese intelligente Art sich selber zu retten nicht mehr. Auch wir haben heute gezwungenermassen eine dieser „passiven“ Inseln an Bord. Vorschrift! Zwei Tage lang überlege ich mir andere Möglichkeiten. Dann der Entschluss. Jetzt haben wir ein neues Schlauchboot mit festem Boden, RIB genannt – das mit 20 PS Motor in rasanter Gleitfahrt über das glatte Wasser rasen könnte. Unserem 2.5 PS Motörchen gegenüber hat es allerdings nur ein mitleidiges Lächeln übrig.

Jana ist überrascht, als ich sie bei Ihrer Rückkehr ins neue Beiboot dirigiere. Nun bekommt sie keine nassen Füsse mehr – in diesen kalten Gegenden wirklich angenehmer – und Tobias und ich sind vom ständigen Neukleben undichter Stellen befreit.

Ein paar Tage darauf sind wir bereit zum Auslaufen. Bereit, die 2700 bis 3000 Seemeilen bis zum Bijago Archipelago (Guinea Bissao) unter den Kiel zu nehmen.

Jana und Tobias sind am Einkaufen — verhungern werden wir bestimmt nicht – und ich habe mich um Diesel und Wasser gekümmert. Dann verabschiedete ich mich im Yachtclub.

Da fragt mich Rosi, eine ältere Frau, ebenfalls aus Deutschland stammend, wie es wohl komme, dass ein so sympathischer junger Mann mit einem solchen Reibeisen zusammen sei.

Die beiden Frauen hatten beim Abschied noch Bücher ausgetauscht und Jana war wieder einmal in ihrer typischen selbstbewusst-strengen und vor allem lauten Art drein gefahren und hatte bestimmt, welche Bücher für Tobias die richtigen seien.

Ich bin noch immer nicht dahinter gekommen, was sie immer wieder dazu bringt, so laut, hart und einfach übertrieben und lieblos zu wirken. Vielleicht versucht sie damit eine Unsicherheit zu verdecken. Denn sie kann auch anders sein, lieb und sympathisch. Das habe ich dann auch Rosi gesagt.

Der Abschied von den Schwarzen und Weissen, die ich hier kennen gelernt habe, ist halb so hart gewesen. Den einen bin ich dankbar, weil sie mir geholfen, anderen weil sie mir täglich ihr Lächeln geschenkt und mich „Papa“ genannt haben. Papa, das sei hier ein „Ehrentitel“ für alte, erfahrene Männer. Da ich – um ihm gerecht zu werden – nicht dick, schwerfällig und weise sein muss, habe ich ihn akzeptiert.

## Bin ich ein Rassist und Macho?

Ich erhalte ein Mail von einem mir unbekanntem Belgier.

Inhalt, er habe Zugriff auf Moana's Mail-Konto und darum meinen Namen.

Er warne mich, Moana spiele mit mir, mit ihm und mit einem anderen Schweizer.

Sie werde den nehmen, der sie heirate. Ihr gehe es nur darum:

Sicherheit durch einen europäischen Mann und dessen Rente.

Er gibt mir sogar den Namen dieses Schweizers.

Ich kontrolliere und finde den Mann, ein Pensionierter aus der Romandie.

Als erstes maile ich Rajjabo und orientiere ihn darüber, dass der Belgier Zugang zum Mail-Konto von Moana habe.

Und ohne gross Nachzudenken schreibe ich Moana, unter diesen Umständen müsse ich den Kontakt zu ihr abbrechen.

Keine Einladung in die Schweiz — Aus der Traum Madagaskar.

Aus einem Brief an Corinne — 13.06.2009 aus Portugal

*Ich habe Moana nie Gelegenheit gegeben, zu den Vorwürfen des Belgiers Stellung zu nehmen. Ich habe ihm geglaubt, obwohl ich wusste, dass er sich den Zugang zu Moanas Mailkonto erschlichen hatte...*

*Ich habe also dem mir unbekanntem Mann vertraut — nicht der Frau, die ich kannte. Und ich habe ihr nicht einmal Gelegenheit gegeben, sich zu wehren. Ziemlich übel! Nicht?*

*Ich hatte gemeint, ich sei über dieses Stadium des Machos hinaus — und nun das. Unbewusst, gedankenlos, wie ein ganz gewöhnlicher europäischer und kolonialistischer Idiot und Macho!*

*Ich schäme mich! Gewaltig.*

*Das verfluchte daran: Für eine Frau ist selbstverständlich, dass ein Mann zuerst einmal dem Mann glaubt — und sicher nicht der Frau.*

*Und dann noch einer Schwarzen.*

*Mich wehren?... doch nicht ich als Frau — als schwarze Frau!*

*Genau dieses verfluchte Spiel habe ich mit gespielt. Ich Idiot!*

*Drei der wichtigsten Maximen meines Lebens habe ich missachtet:*

- *Ich will immer beide anhören und mir dann eine Meinung bilden.*
- *Frau oder Mann — welcher Hautfarbe auch immer — haben die gleichen Rechte.*
- *Wir Weissen haben allen Farbigen gegenüber grosse Schulden. Sie abtragen heisst für mich als erstes, ihnen ihr Selbstvertrauen zurück geben.*

*Und was tue ich?*

*Zeige Moana, was Du sagst ist nicht wichtig, will ich gar nicht wissen — massgebend für mich ist, was der Belgier sagt.*

*Wie kann ich das wieder gut machen — wie ihr das erklären?*

*Und vor allem — wird sie, kann sie das überhaupt verstehen?*

*Reichte mein Französisch dazu aus?*

*Bitte sag mir, was Du von der ganzen Sache hältst? Bin ich überspannt?*

*Bin ich blöd und von allen guten Geistern verlassen, wenn ich ihr nochmals schreibe?*

*Aber es einfach dabei belassen, jetzt, da ich weiss, wie schlecht ich mich ihr gegenüber verhalten habe — das geht auch nicht. Etwas muss ich unternehmen. Es wird wohl kaum etwas anderes bleiben, als ihr nochmals einen Brief zu schreiben.*

*Das ist es, was mich im Moment plagt.*

## Von Namibia zu den Bijagos Inseln

Wir laufen aus!

Die Segel sind gesetzt, die Leine zur Boje auf Slip — sie läuft durch das Auge der Boje und zurück zum Schiff.

Wir sind klar zum Auslaufen.

Tobias, lass die Leine sausen!..

Ich nehme derweil das Grossegel back damit sich der Bug der WAHOO zur See hin dreht und Jana steht an der Grossschot bereit.

Kaum ist die Leine los von der Boje, lasse ich das Grossegel auf „am Wind“ Stellung schwingen und die WAHOO nimmt Fahrt auf.

Jana, langsam auffieren — Segel hinaus lassen — gut so! Ich gehe zum Ruder, drehe es nach Steuerbord und fiere den Besan ebenfalls.

Nun kommt Bewegung ins Schiff und schon läuft sie mit halbem Wind auf richtigem Kurs mit sechs Knoten dem Ausgang der Walvis Bay zu.

Das wär's fürs erste!

Ich schalte den Autopiloten ein.

Langsam dreht die WAHOO in den Wind...

Ich gehe nochmals auf Kurs, schalte den Automaten wieder ein... mit dem selbem Resultat.

Der Ruderautomat funktioniert nicht!

2700 Seemeilen ohne Automaten und nur zu dritt?

Das tun wir uns nicht an!

Und so landen wir nach dem schönen Auslauf Manöver ein bisschen zerknirscht wieder an „unserer“ Boje.

Morgen früh, ohne Wind und Seegang werden wir unter Motor ablegen und den elektronischen Kompass neu kalibrieren. Dann sollte – hoffen wir – der Automat auch wieder funktionieren.

Manchmal zeigt sich eine Reise bereits beim Auslaufen unter einem schlechten Stern. Aber das ahnen wir noch nicht. Und so sieht uns dieser Stern am nächsten Tag mit vollen Segeln vor leicht achterlichem Wind aus der Bucht auslaufen. Der Automat steuert, die Segel ziehen.

10. Mai. Alles ist bestens.

Die ersten zehn Tag läuft es super. Wir haben Etmals (gesegelte Strecke in 24 h) von 119 bis 169 Seemeilen (1 sm gleich 1,852 km). Das kann zwar ziemlich harte Segelei sein – aber wir kommen vorwärts! Wenn das so weiter geht, erreichen wir die Bijagos in 18... 19 Tagen.

Langsam spielt sich auch die Bordroutine ein. Wir gehen vier Stunden-Wachen von 8 bis 20 Uhr — ab 20 bis 8 Uhr Morgens, also während der Nacht, drei Stunden.

Ein solcher Tagesablauf sieht auf einer modern ausgerüsteten Jacht ziemlich anders aus, als auf einem alten Fischerboot, wie wir es vor Jahren über den Atlantik und den Pazifik gesegelt haben:

*Fünf Pfannen, elf grosse Teller, elf tiefe Teller, elf Tassen, drei Schüsseln, elf mal Besteck plus Holzkellen, Sieb, Holzbrett und nicht zu vergessen die elf Gläser. Das alles auf dem Kajüt-Dach malerisch zusammen gestellt, geordnet nach Farben:*

*die grossen Teller, verschmiert mit Tomatensauce links, Pfannen mit Besteck und Kaffee-Tassen in der Mitte, dann die Gläser, die Schüsseln und rechts aussen die tiefen Teller, aus denen wir gestern Abend die Schoggi Creme gelöffelt haben...*

*Das ganze Menü passiert nochmals Revue — als kleine Vorahnung, was einem in ein, zwei, drei, vier, spätestens aber fünf Tagen auch wieder blühen wird:*

*Morgenstund der Küchenwache — die schönste Stunde der ganzen Woche!...*

*Obwohl man an diesem Tag ausschlafen kann, vergällt sie einem den ganzen Morgen.*

*Gemein wie Wachefinder sind, haben sie sich einen besonders üblen Trick ausgedacht, der um so übler ist, als jede Wache zum Schluss noch selber davon profitiert...*

*Der Trick ist einfach und leuchtet jedem ein, der nicht gerade als neue Küchenwache aufgestanden ist.*

*Das Abendessen, die Hauptmahlzeit an Bord, wird von jeder Küchencrew in der vollen und erfrischenden Gewissheit gekocht, den Abwasch der nächsten Crew hinterlassen zu können. Sinn und Zweck dieser Regel wird jeden Abend prompt in Form eines mehrgängigen Festessens erfüllt, ohne Rücksicht auf Verluste — von einer Küchencrew gekocht, die am gleichen Morgen selber verzweifelt vor einem riesigen Berg schmutzigen Geschirres gestanden hat. Wie im Moment gerade Antoine und Pierre.*

*Einziger Trost dabei — falls er einem bewusst wird — man steht an Deck eines Schiffes in der Sonne und segelt mitten im Pazifik.*

*Die Morgenwache hat zusätzlich zum Rudergehen zwei Aufgaben: Den Fussboden des ganzen Schiffes wischen — was so rasch getan ist, dass es meist vergessen wird — und Brot backen. Täglich frisches Brot an Bord ist eine feine Sache.*

*Wir haben darum etwa dreissig Kilo Mehl aus der Schweiz mitgenommen, eine spezielle Brotmischung, der man nur noch Wasser, Salz und Hefe beifügen muss. So lange diese Mischung reicht — bis in die Karibik — hatten wir täglich nicht nur frisches, sondern ausgesprochen gutes Brot. Die Trockenhefe tat täglich ihre aufgehende Arbeit und männiglich bildete sich etwas ein auf sein Können als Brotbeck.*

*Seit wir mittelamerikanisches Weissmehl an Bord haben — anderes war nicht auf zu treiben — dazu etwas Maismehl und Ruchmehl aus "alten Beständen", will die Hefe nicht mehr so recht. Wenigstens ist das die stehende Ausrede, wenn wieder so ein Fladen — der aussieht wie ein paniertes Stück Wüste — den Ofen verlässt. Einzig Antoine von uns Männern — bringt aufgegangene Brote mit einer etwas grösseren Regelmässigkeit zustande. Und natürlich Barbara, die ihre Meisterschaft im Backen, mit Kuchen-Ereignissen bewiesen, die selbst im Bordbuch verzeichnet sind. Sie übt ihre Kreativität in ungezählten Brot-Varianten.*

*Louis-Jean provoziert darum heute einen ungewöhnlichen Anfall unangebo-rener Arbeitswut und versucht nun seinerseits der Sammlung berühmter Brot-Varianten einen weiteren Fladen beizufügen.*

*Verbissen hat er darum als erstes das aus Marmelade-Cacao-Honig-Brosamen-Kaffee-Zigarettenasche-Margarine-und-weiteren-Resten bestehende Schlachtfeld gereinigt, als das sich allmorgendlich unser Kajüt Tisch präsentiert. Nun klopft er darauf den Teig so wütend, dass ich beim ersten Schlag erschreckt glaube, unser Wahoo sei vom Tode erwacht und schlage mit seinem grossen Schwanz das Deck. Lange und stark schlägt Louis-Jean den Teig, dann legt er ihn in die grosse Schüssel, deckt ihn mit einem Küchentuch zu und stellt ihn aufs Carre an die Sonne. Während der nächsten Stunde sollte er nun auf gehen...*

*Mein Lieblingsplatz an Bord ist die schöne, grosse Teak-Gräting, die das ganze Heckdreieck ausfüllt. Hier träume ich oft vor mich hin, halb liegend, halb sitzend, höre dem Rauschen des Heckwassers zu und schaue zum Himmel. Mast- und Gaffeltop zeichnen dort die Linien der Seen ein. Es ist ein ruhiger Platz, das Leben konzentriert sich nach vorne. Am Ruder vor mir, halb verdeckt vom Besanmast steht Barbara im Schmucke ihrer langen schwarzen Haare. Sie liebt diese Stunden nicht, hinter dem Rad der grossen Schwester. Die zierliche Barbara sucht die Macht nicht, über ERIKA's breiten, schweren Körper.*

*Stoisch dreht sie das Rad, steht ihren Anteil an der Wache durch und nur selten einmal übernimmt ein Mann ihren Anteil; als Dank für ihre Hilfe beim Flicken einer Hose — erleichtert-widerwillig ihr übergeben, nachdem sie die betont ungeschickten Eigenversuche mit einer verstehend-lachenden Aufforderung honoriert hat.*

*Unten in der Kajüte rechnen Antoine und Serge unsere Standlinien aus und an Deck hat eben Peter fünf Sonnenwinkel gemessen. Jetzt ist Louis-Jean*

*dran. Langsam schwenkt er den Sextant um seine optische Achse. Er sieht das Bild der Sonne — durch den Spiegel umgelenkt — in einem leichten Bogen über den Horizont schweben.*

*Stop!... ruft er — und setzt den Sextant ab. In diesem Moment hat der unterste Punkt seines Sonnenbogens den Horizont „geküsst“, optisch berührt. Der Winkel des Sextanten entspricht in dieser Sekunde exakt dem Winkel zwischen sichtbarem Horizont und Sonnen Unterrand.*

*„Fünfunddreissig Grad sechzehn Minuten...“*

*ruft Louis-Jean nach unten und Andreas bestätigt.*

*„He Louis-Jean, Dein Brot sieht bald aus wie Dein Ranzen...“*

*Louis Jean schaut über die Schulter zur Brotschüssel. Das Tüchlein über dem Teig ist rundlich gewölbt. Dann schaut er an sich hinab: „Meinst Du das nun als Beleidigung oder als Kompliment?..“ fragt er zu Jonas hinüber.*

*„Kannst es nehmen, wie Du willst...“*

*„Dann ist es ein Kompliment..“. beschliesst er, steigt in die Kajüte hinunter, verstaubt den Sextant sorgfältig in seinem Kasten und lässt sich von Peter die Schüssel nachreichen. Vor lauter Astro-Navigation hat er vergessen, den Backofen vorzuwärmen. Das holt er nun nach und hat dann Zeit, den Teig nochmals tüchtig durch zu kneten. Eigentlich müssten wir heute gutes Brot bekommen...*

*An Deck herrschen wieder die Geräusche des Schiffes. Barbara geht noch immer Ruder, Louis Jean klopft den Teig, Peter rechnet Standlinien aus und die anderen lesen, schlafen oder dösen vor sich hin. Eigentlich ist das der Normalzustand an Bord im Pazifik. Die meisten tun, was sie gerade tun möchten, jeder ist frei — mit Ausnahme der Wachen und der Küchencrew, die bald einmal das Mittagessen vorbereiten muss.*

*Das Mittagessen ist längst vorüber, der Badehalt ohne Haibesuch überstanden und Peter und Jonas gehen die letzte Wache des Tages. Es ist ruhig an Bord. Die meisten lesen. Bald wird die Sonne untergehen.*

*Im Westen ist heute kein Wölklein zu sehen und die Dünung spürt man kaum. Nur wer sich darauf konzentriert, merkt wie ERIKA langsam, gleichsam in Zeitlupe angehoben wird, lange oben auf einem Hügel segelt und dann langsam wieder tiefer gleitet, hinein in ein Tal.*

*Wer nur flüchtig aufschaut und einen Blick übers Meer wirft, glaubt es glatt wie ein See, kaum gekräuselt vom leichten Wind. Wer genau hinsieht, sich konzentriert und weit entfernte Teile mit nahen vergleicht, erkennt Hügelzüge, lang und flach gestreckt, von weiten Mulden getrennt, die langsam gegen Westen fließen. Wir segeln auf einem riesenhaften Rund sich ständig ändernder Wasserformen — auf einem Chaos, das sich gleichmütig vom gewaltigen Rhythmus des Alls durchdringen und zur untergehenden Sonne hinab drängen lässt.*

*Die Sonne nähert sich dem Horizont. Die gleissende Bahn aus Milliarden dreieckiger Spiegelungen erhält langsam einen rötlichen Schimmer. Immer weicher und wärmer wird das Licht, je tiefer sie sinkt. Wie viele Sonnenuntergänge haben wir auf dieser Reise nach Westen schon erlebt? Unzählige, scheint mir. Und trotzdem — fast jeden Abend geschieht das selbe — wie eine Zeremonie. Einer nach dem anderen, stellen wir uns am Schanzkleid auf, am äussersten Rand des Schiffes und schauen nach Westen; schauen schweigend ihrem Untergehen zu — wie sich ihr flammendes Rot in blendendes Gleissen wandelt, sie weiss glühend eintaucht ins Meer, halbiert wird, tiefer sinkt, sich die spitzen Ränder des letzten dünnen Bogens plötzlich aufbiegen, nach oben. Wie sie verlöscht.*

„T'as vu?..“ Serge springt aufs Carre.

„Ja, ganz deutlich, diesmal...“ Pierre klettert die Webleine hoch.

„Ich auch, ich hab' ihn auch gesehen...“

„Ah woo ... Einbildung!“

„Nein bestimmt!...“

„Ich auch, ganz genau, am Schluss, ganz am Schluss...“

„Ja, sie war kaum weg...“

„Nein, sicher eine Sekunde nachher...“

„Einbildung!... nichts weiteres...“

„Und Du, Barbara?“

„Du, ich glaub' schon, aber nicht stark.“

„Ja weisst Du, wenn man so lange hin sieht, in die Sonne...“

„Du, eben, das glaub' ich auch...“

„Dann bildet man sich's ein!“

„Könnte aber doch sein, heute...“

„Bei diesem Wetter?“

„Ja, ohne Wolkenband...“

„Klar, mit Wolken kannst Du ihn nie sehen...“

„Nein, ich mein' die Dünung, ganz lang und doch zwei, drei Meter hoch.“

„Du, genau das mein' ich ja...“

„Ich stell' mir's so vor: wenn wir gleich nach dem sie weg ist, von einer Dünung angehoben werden, können wir sie als Blitz nochmals sehen.“

„Und warum grün?“

„Ich glaub' Du hast recht mit der Dünung. Aber es kommt noch was dazu: sie verschwindet für uns hinter einer relativ nahen Dünung.“

„Du meinst, wenn der Kamm weggeht und wir gleichzeitig angehoben werden...“

„Vermutlich, ich kann mir's nicht anders erklären...“

„Und warum grün?“

„Warum grün, ja ... wenn es die Sonne wäre, die wir als Blitz sehen, dann müsste er eigentlich weiss sein. Am Schluss ist die Sonne fast weiss ja...“

*„Aber der Blitz ist grün.“  
„Dann siehst Du eben nicht die Sonne direkt...“  
„Vielleicht gefiltert... durch Wasser.“  
„Das oberste Wasser einer Dünung?..“  
„Warum nicht?.. dann wär' der Blitz auf all Fälle grün...“  
„Aber vielleicht kein Blitz mehr... eher ein grünes Leuchten, klar... ein ganz kurzes grünes Leuchten...“  
„Du - so war's ja auch!...“*

Wieder im Jahr 2008 und auf der WAHOO.

Bald nach 8 Uhr kocht die letzte Wache Tee und richtet das Morgenessen. Die neue Wache hat übernommen und isst nun mit den anderen zusammen selber gebackenes Brot, Butter und Confi und – so lange wir noch haben – Früchte.

Die beiden „Freien“ können nun tun und lassen wie und was sie wollen; die eine für die nächsten vier Stunden der andere sogar für acht Stunden. In der Nacht sind die Intervalle dann drei und sechs Stunden.

Jana und Tobias lesen meistens. Ich schlafe viel oder beobachte das Meer. Es ändert sich von Stunde zu Stunde. Auch der Wind ändert sich und die Strömung. An den Wellen kannst du ablesen, wohin die Strömung fließt, woher der momentane Wind weht, woher er vor Stunden geweht und ob in der Ferne ein starker Wind geblasen hat, der sich uns nähert oder zum Glück fern bleibt.

Fast eben so faszinierend sind die Wolken. Auch sie verraten uns viel über das kommende Wetter. Aber nur, wenn wir sie immer wieder betrachten und uns überlegen was und wer sie bewegt, dort oben.

Ich will hier keinen Kursus über Meteorologie schreiben – das haben andere besser getan. Aber ich habe auf dieser Reise gelernt, dass schwarze Gewitterwolken nicht unbedingt auch starken Wind bringen – vor allem in den Doldrums nicht. Oft habe ich keine Änderung bemerkt, wenn sie über uns hinweg zogen, hin und wieder eine leichte Verstärkung des vorherrschenden Windes, ganz selten eine Drehung. Sind die Gewitterwolken aber von Blitz und Donner begleitet oder blitzen rund um dich herum ferne Wetterleuchten... dann ist höchste Aufmerksamkeit gefordert. Aber davon später.

16. Mai 2008

Wir hatten bisher ständig leichten Wind aus Süd bis Südwest – segeln aber in einem Gebiet in dem seit Menschengedenken um diese Zeit immer der Südost-Passat geblasen hat. Vermutlich lenkt das tägliche Hitzetief über der Kalahari Wüste den Wind bis hier heraus etwas ab.

Heute hat der Wind endlich auf 150° – 160° gedreht – also doch wenigstens Südsüdost. Damit konnten wir unser ehemaliges Rekord-Etmaal bei der Atlantik-Überquerung 1990, von 176 Seemeilen, egalisieren.

Acht Tage später, am 24. Mai um 19 Uhr 27 überqueren wir den Äquator auf 8° 04' West. Und am 26. Mai erreichen wir auf 2° 45' Nord, definitiv die Doldrums.

Der Südost Passat der letzten Tage flaut ab, unsere Etmals ebenfalls, und dann kommen die Winde von überall her – wenn sie überhaupt kommen. Wieder sind wir eingekreist und umrundet von kleinen Gewitterwolken, wie in den Doldrums des Indischen Ozeans. Auch im Atlantik waren sie harmlos, brachten selten Wind und wenn, dann bestimmt aus der falschen Richtung für uns.

Bis eines Nachts...

„...ein wenig anluven, Tobias, gut so... bleiben –

jetzt anluven, noch mehr, noch ein wenig, gut jetzt...

er dreht wieder, abfallen! abfallen! noch mehr, gut so, bleiben...“

Der Wind tobt, ich schreie und Tobias geht Ruder. Seine Augen sind geweitet. Er starrt auf den Windmesser.

40 Knoten, jetzt 50! 56! Und wir unter Volltuch...

Reiner Wahnsinn!

Ich stehe neben ihm, halte mich krampfhaft am Ruderhaus und schaue ins Besansegel. Es wird ständig erhellt von den Blitzen und den Wetterleuchten rund um uns herum. Keine Sekunde lang ist es dunkel; als wäre es hellster Tag! Darum sehe ich sofort, wenn das Segel zu starken Druck bekommt weil der Wind mehr von der Seite einfällt – oder zu flattern beginnt, weil wir zu stark angeluvt oder der Wind wieder geschralt hat. Denn, ob der Wind dreht oder wir... keine Ahnung in diesem Tohuwabohu.

Nur das Segel voll halten, aber nicht zu voll. Nur das will ich. Wohin wir segeln – egal. Nur die Segel retten!

Wieder zuckt ein gewaltiger Blitz als dicker, gleissender Zickzack-Strahl ein paar Hundert Meter an Backbord ins Wasser. Jetzt Dunkel – aber ich sehe den Blitz weiterhin, auf meiner Netzhaut. Welcher ist wirklich?

Wieder ein blendender Zickzack-Strahl – jetzt weiss ich es... Nicht in die Blitze schauen, ich muss ins Segel schauen! Ich muss Tobias Anweisungen geben! Sonst nichts...

Ich war erwacht, weil Tobias die Segel mit den Winschen dichter genommen hatte. Dann klatschte Regen aufs Deck, dann krängte die WAHOO stark weg. Ich sprang auf – und nur mit einem Ölzeug Oberteil bekleidet an Deck, Tobias zu Hilfe.

Draussen stockdunkle Nacht, ich sah die Hand nicht vor meinen Augen... besser gesagt, ich hätte sie nicht gesehen, wenn die Nacht nicht ständig von unzähligen Wetterleuchten rund um den Horizont herum fast zum Tag gemacht worden wäre.

Tobias versuchte verzweifelt das Schiff am Wind zu halten.

„Ich bin am Anschlag, nichts geht... ich kann nichts mehr tun...“ schreit er mir zu.

Ich fiere die Balanceleine, dann den Besan auf 90° und schon hat er wieder Ruder im Schiff. Dann fiere ich auch das Gross und wir beginnen, wie oben beschrieben, gemeinsam diesen Tornado auszusegeln. Unter Volltuch!

Wir haben es geschafft. Es hat kaum mehr als eine halbe Stunde gedauert. Eine lange halbe Stunde!

Nachher: Kein Schaden am Rigg – nirgends einen Schaden fest gestellt – fast eine Wunder.

Am nächsten Abend sehen wir wieder einige Wetterleuchten am Horizont, wie eigentlich jeden Abend. Wir sind im Gebiet der Tornados, eher schon nordwestlich davon.

Sie kämen hier vor, mit Winden bis zu 25 kn, es sei aber auch von solchen mit 40 kn Wind berichtet worden... steht im Seehandbuch.

Sollen wir aus Vorsicht aber ohne spürbare Gefahr reffen? Ist die Wahrscheinlichkeit, zwei Mal hintereinander in einen Tornado zu geraten gross?

Sie ist klein, sehr klein. Es ist unwahrscheinlich! Also lassen wir's. Ausserdem habe ich die erste Wache...

Zwei Stunden später sind wir in unserem zweiten Tornado innerhalb von achtundvierzig Stunden. Wieder hat der Wind in zwei-drei Minuten von 10 auf 45 Knoten zugelegt. Wieder war keine Zeit um zu reffen. Und wieder haben wir unter den momentanen Gegebenheiten keine Chance, nachträglich zu reffen oder die Segel zu bergen.

Also wieder unter Volltuch!

Ich hatte den Besan vom Steuer aus gefiert. Weg vom Ruder konnte ich nicht mehr. Endlich kommt Tobias herauf und ich schreie ihm zu: „Fier' die Balanceleine und das Gross!“

Ich versuche verzweifelt das Segel voll aber nicht zu voll zu halten. Heute will es einfach nicht richtig gelingen. Immer wieder schlagen beide Segel und ich muss bis zum Ruderanschlag gehen um abzufallen.

Ich bin so auf diese ständig wechselnden Manöver konzentriert, dass ich nicht zum Nachdenken komme. Sonst hätte ich gemerkt, dass wir die beiden Segel zu wenig gefiert hatten und demzufolge zu hart am Wind segeln mussten.

Wenn dann der Wind kurz zunahm, luvte das Schiff an, ich musste bis zum Anschlag Gegensteuer geben und kaum standen die Segel wieder voll, ging der Wind zurück und ich kam mit Gegenruder-Legen nicht nach.

Hätte ich doch!... zum Beispiel Tobias das Ruder übergeben und mich um die Segel gekümmert... Hätte ich doch — nachher ist man meistens klüger... Dieses Mal dauerte die Geschichte über drei Stunden, der Wind ging aber kaum über 45 Knoten hinaus.

Als er — kurz? — zurück auf 15 Knoten ging, bargen wir die Segel so rasch wir konnten. Mit Mühe, aber es ging.

Dann schauten wir das Rigg genauer an.

Segel: Beide in Ordnung, keine Schäden!

Ich war erleichtert!

Gaffelausleger: Das eine Rohr nach unten gebogen, das andere gebrochen — die Balanceleine war darum herum gewickelt!

Halterung der Besan-Gaffel an der Schweissnaht gebrochen!

Wir gingen schlafen.

Am nächsten Morgen hat Tobias die gebrochene Halterung mit zwei Niro Winkeleisen geschient. Sie hält bis heute, ist wahrscheinlich stärker als zuvor. Dann sind wir weiter gesegelt, Richtung Bijagos Inseln und haben dort auch den Ausleger mit Wärmen, Biegen und mit Sägen wieder zum Funktionieren gebracht.

## Bijago Archipelagos

Die Ankunft im Bijagos Archipel hatten wir nach unseren Karten voraus geplant und einen guten Punkt gewählt, um hinter die vorgelagerten Sandbänke zu fahren. Gegen Abend kamen wir an. Welche Überraschung! Anstatt der Durchfahrt, lag dort eine lange, komplett geschlossene Sandbank. Weder die elektronische noch meine physische Karte stimmen. Natürlich, Sandbänke schliessen sich, werden zu Inselchen oder verschwinden mit den Jahren. „Unsere“ Durchfahrt wird jetzt durch eine kleine Sandinsel versperrt.

Wir fahren dieser Kette aus Sandbänken und Inselchen entlang nach Westen und suchen einen anderen Eingang.

Die Sonne nähert sich immer mehr dem Horizont, in eineinhalb Stunden wird es dunkel. Dann müssen wir drin sein! Wenn nicht, haben wir ein echtes Problem.

Zum Glück steigt das Wasser, das vergrössert unsere Chance.



Es gibt ihn! Langsam fahre ich hindurch, ins offene Wasser. Ins tiefe Wasser zwischen der langen Kette aus Sandbänken, Untiefen, Felsen und den dahinter liegenden Mangroven-Inseln.

Dann ging die Sonne unter. Ihr Licht reichte gerade noch um zwei Meilen zurück nach Osten zu fahren – jetzt mit der Tide und sechs Knoten über Grund.

Mit dem letzten Lichtschein fällt der Anker neben der Ilha de Imbone. Wir sind auf den Bijagos angekommen!

Am 2. Juni.

Nach 25 Tagen auf See.



Navionocs Seekarte, sie ist hier nicht sehr hilfreich

## Letzter Brief an Madleina

2. Juni 2008

Du fragst, wie es mir gehe und ich nehme an, es ist nicht einfach eine Floskel und du willst eine ehrliche Antwort.

Dein langer Brief hat mich sehr traurig gemacht. Trotzdem danke ich dir dafür! Es ist mir wieder bewusst geworden und richtig eingefahren, was ich alles verloren habe. Nicht nur deine Liebe. Auch deine Familie, deine Freunde. Alles, was ich in den letzten fünfzehn Jahren aufgebaut habe. Obwohl du wahrscheinlich denken wirst, aufgebaut hat er selber nicht allzu viel.....

Wahrscheinlich bin ich einfach müde und etwas ausgebrannt, nach der langen Zeit mit vor allem Jana – und Tobias. Darum ist im Moment alles schwarz. Manchmal, wenn ich mich auf der Fahrt hinten an die Treppe hängte, habe ich gedacht, du musst nur deinen Fingern befehlen: lasst los. Und alles ist vorüber, in zehn-fünfzehn Stunden. Aber zehn-fünfzehn Stunden sind lang. Zu lang. Und im kalten Wasser, unten in Südafrika, da ist niemand ins Wasser gegangen. Auch ich nicht. Da hätte es nicht so lange gedauert. Aber solche Gedanken kommen nur, wenn die Möglichkeit da ist. Nicht an Deck. Also lebe ich weiter und immer weiter...

Du wirst fragen, und was ist mit deiner Verliebtheit, was mit Moana?

Das frage ich mich auch. Und nur zu oft befürchte ich, dass ich sie ausgenützt habe um für kurze Momente dich zu vergessen. Ja, ausgenützt, wie ein verdammter weisser Kolonialist eine schwarze Frau ausnützt!

Und nun stehe ich da und weiss nicht wie's weiter gehen soll.

Liebe ich diese Frau?

Noch immer macht mich ein Brief von Dir traurig. Noch immer habe ich es nicht verwunden, dass du mir gegenüber keine Gefühle mehr hast.

Ich kann es ruhig sagen, ich liebe dich noch immer. Die Zeit, die solche Wunden heilen soll, ist noch nicht lange genug weiter geflossen.

Und ich Idiot mache einer kleinen schwarzen Frau Hoffnungen. Hoffnungen auf ein sorgenfreies Leben an der Seite eines wohlhabenden Weissen. Denn darum geht es Moana. Das ist ganz klar.

2 Tage später:

Ich lass das oben geschriebene. Du hast gefragt, wie es mir und uns geht.

Mir so, wenn ich müde bin; sonst schaue ich eher in die Zukunft.

Uns – Jana und ich nehmen uns zusammen, ich vermeide möglichst Kontakte und rede nur das nötige mit ihr. Tobias und ich haben kaum Probleme. Wir arbeiten zusammen, wettern Gewitterstürme zusammen ab, wir zwei haben es relativ gut. Nur wenn ich wieder einmal etwas mache, das er sich nicht getraut – zB bei viel Wind auf dem rechtwinklig abstehenden Baum hinaus klettern und das 2. Reffseil klarieren – dann versucht er mir ein-zwei Tage lang irgend welche Fehler nachzuweisen. Seit ich's durchschaue macht es mir nichts mehr aus.

Aber so sind die Menschen eben: Verschieden. Und ich habe auf dieser Reise gelernt – so hoffe ich wenigstens – ein wenig duldsamer zu sein.

Es würde mir gut tun!

Mit liebem Gruss, Klaus

Es ist schon verflix. Es könnte so schön sein auf der WAHOO. Aber sie hat dieses riesige Handicap, sie ist einmal das Segelschiff zweier Liebender gewesen. Die schönste Zeit auf ihr, habe ich damals erlebt. Die Erinnerungen sind zu stark, zu schön und jetzt so bedrückend.

Gestern und heute haben Tobias und ich die Schäden repariert, die der zweite Tornado verursachte. So sollten wir Portugal problemlos erreichen können.

Morgen fahren wir zwischen den Inseln weiter.

Es gibt keine – oder wir haben keine - genauen Seekarten dieses Archipels. Augennavigation, das Erkennen der untiefen Stellen an der Färbung des

Wassers ist nicht möglich, das Wasser viele zu trübe; überall Mangroven. Ebbe und Flut sind stark, bei Springtide läuft der Strom mit mindestens 2 Knoten. Die Navigation ist also nicht gerade einfach. Ich werde kaum vom Ruder weg kommen. Tobias getraut sich nicht in solchen Gewässern zu fahren und Jana traue ich es nicht zu.

Die über 80 Inseln des Bijagos-Archipels gehören zum Bolama-Bioreservat. Nördlich und westlich der Ilha Imbone liegt die grosse Ilha de Orango. Sie bildet zusammen mit Imbone, Bubaque, Meneque und Organghozinho ein



grosses, nur durch schmale Kanäle getrenntes Ganzes, den Nationalpark Orango. Daneben liegt der Meeresnationalpark Joao Veira-Poilao. Dort legen von September bis Januar die riesigen grünen

Meeresschildkröten ihre Eier am Ort ihrer Geburt. Es soll ihre grösste Ansammlungen in Afrika sein.

So viel ich weiss, leben auf den Bijagos die einzigen Salzwasser Flusspferde und Nilkrokodile. Auch Nilwarane soll es geben und das afrikanische Manatee. Wir selber konnten immer wieder viele verschiedene Vögel beobachten. Manatees — die Seekühe — leben nicht hier draussen sondern an Flussmündungen weil sie immer wieder Süswasser trinken müssen. Für Flusspferde, Krokodile, Warane hingegen ist dieser Nationalpark ein idealer Lebensraum.

Mit der WAHOO können wir nur die grössten der Kanäle befahren. Das werden wir! Die kleinen jedoch – dort wo diese Tiere am ehesten an zu treffen sind – die müssten wir mit dem Dinghy erkunden.

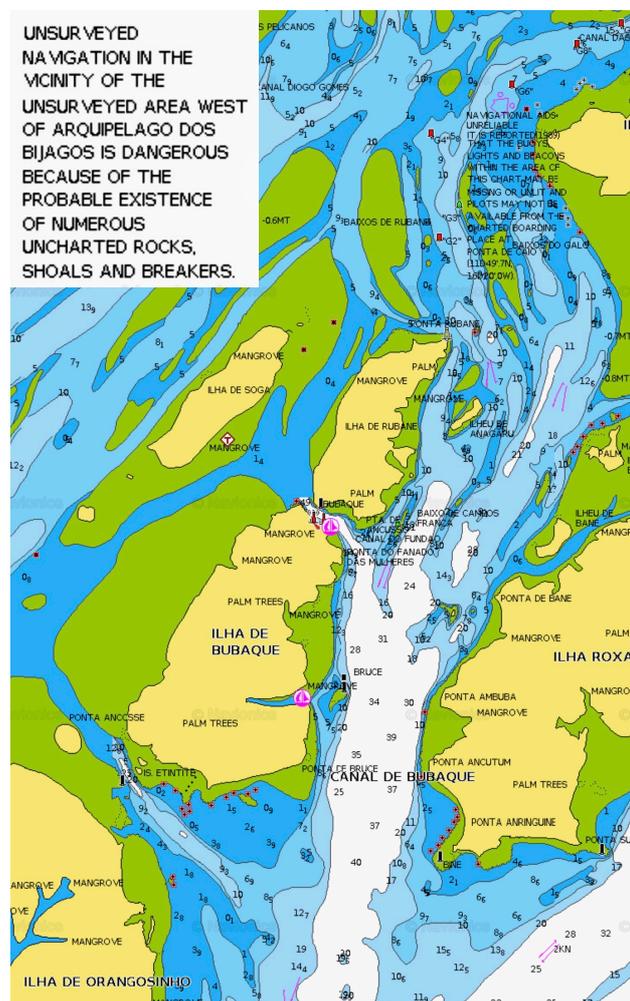
Sollen wir – sollen wir nicht?

„Viel zu gefährlich“ ist die Meinung der Crew. „Wenn das Schlauchboot von einem Hypo umgeworfen würde, schwämmen wir zwischen Krokodilen....“

Wäre ein etwas zu echter Adventures Trip!

Der tiefste der verschiedenen Kanäle verläuft zwischen der Ilha de Bubaque und der Ilha de Orangozinho.

Er beginnt nordöstlich unseres Ankerplatzes bei der Ilha de Imbone. Ihm wollen wir folgen um ins Innere des Archipels vorzudringen. Vielleicht gibt es auch dort ein paar Hypos oder Warane.



Am nächsten Morgen fahre ich vorsichtig los. Es sind vier Seemeilen hinüber zum Eingang. Eine Untiefe folgt der anderen. Kaum glaube ich, endlich das tiefe Wasser erreicht zu haben, sinken die Zahlen am Tiefenmesser wieder bedrohlich und ich muss nach Steuerbord ausweichend, weg von der Ilha Orangozinho, an deren östlichem Ende wir jetzt entlang fahren. Endlich erreichen wir Bubaque und ich kann in die Mitte des Kanals einschwenken. Endlich tiefes Wasser. Endlich kann auch ich die Fahrt genießen. Der Kanal ist knappe eine Meile breit. Auf beiden Seiten stehen die Mangroven dicht an dicht. Es wäre kaum mög-

lich an Land zu gehen. Vögel sehen wir eine Menge. Aber keine anderen Tiere. Der Kanal ist zu tief für Hypos. Und für Krokodile? Vier Stunden lang fahren wir so durch

den Mangroven-Dschungel. Kein Hypo, kein Krokodil, kein Waran lässt sich blicken.

Dann erreichen wir wieder offenes Wasser. Offen und untief!



Stell dir einen grossen See vor, viel grösser als der Bodensee. Ufer sind nicht zu sehen. Dafür liegen viele kleine Inselchen darin, zum Teil nahe bei einander, wie von kleinen Flüssen getrennt — zum Teil mit grossen Wasserflächen dazwischen.

Die Ränder der Inselchen sind gesäumt von dunkelgrünen Mangroven. Auf den grösseren siehst du Hügelchen aber auch ganze Hügelzüge, überragt von Palmen, vereinzelt Mangobäumen und übersät mit Gebüsch und Bäumchen in allen Grün-Schattierungen: Grün schimmernde Inseln im graugrünen Wasser.

Graugrün ist das Wasser, weil es von feinsten Pflanzen- und Erdresten getrübt wird. Du siehst darin keinen viertel Meter weit. Grund kannst du nirgends ausmachen. Nirgends gibt es auch nur kleinste Anhaltspunkt über die Wassertiefe.

Und doch weisst du, es ist überall untief, überall läufst du Gefahr, aufzufahren, stecken zu bleiben im Morast.

Irgendwo unter dieser riesigen Wasserfläche verstecken sich Priele, eine Art Flüssen. Sie winden sich durch diesen Morast, verborgen unter dem trübem Wasser. Manchmal mäandern sie, manchmal laufen sie schnurgerade von Insel zu Insel. Dort drin ist es tief genug für die WAHOO — daneben vielleicht auch, vielleicht nicht, vielleicht nur bei Hochwasser.



bei Niedrigwasser sieht es so aus - bei Hochwasser ist alles überflutet

In ein paar Stunden ist Hochwasser, das gesamte Flachland bereits überschwemmt. Nach der Karte müssten grosse Teile der vor uns liegenden Gewässer tief genug sein. Wir versuchen es und fahren weiter, bis zum Nordost Ende der Ilha de Bubaque und ankern dort. Gegen Nord und Nordost sind wir durch die Ilah de Rubane, gegen Nordwesten durch die Ilha de Soga geschützt.

Am nächsten Tag fahren wir bei Niedrigwasser los.

Jetzt sehen wir die Priele, können ihnen folgen. Sie sind auch bei Ebbe meistens tief genug für die WAHOO, obwohl der Wasserstand zwischen Ebbe und Flut bis zu fünf Meter differiert. Schwierig ist nun, bei Abzweigungen die richtige zu nehmen. Dabei helfen uns aber unsere Karten.

Die Landschaft sieht total anders aus als bei Flut. Auf beiden Seiten der dünnen Wasserstrassen erheben sich „Uferhügel“ und Senken, grau bis schwarzgrau. Manchmal verdecken sie beinahe die Sicht auf die Sumpfebene, die sich vom „Ufer“ bis hin zur nächsten Insel erstreckt. Es ist ein eigenartiger Anblick. Statt des bewegten, graugrünen Wassers, in dem manchmal weisse Schaumkrönchen aufblitzen – eine unbewegte, wie erstarrte Sumpflandschaft, abgerundete Formen, zurecht modelliert vom Wasser, das hier bald wieder fließen wird.

Viele verschiedene Vögel, Flamingos, Pelikane, Kormorane, Kronenkränche und vor allem Störche, waten, schreiten, trippeln im Sumpf und suchen ihr tägliches Futter, Schnecken, Würmer, Krebse. Der Archipel ist das zweitwichtigste Überwinterungsgebiet für europäische Zugvögel in Westafrika. Die riesigen Sumpfgebiete und die Tropenwälder und Mangroven der Inseln sind aber auch ideale Lebensräume für viele tropische Vögel.

Als Hauptrichtung haben wir heute Westen. Wir möchten zur Ilha Formosa. Das ist ein langer Weg und das Wasser steigt und steigt. Bald sind die Sümpfe wieder unter Wasser und es wird gefährlicher. Wieder sehe ich die Priele nicht mehr und navigiere im „Dunkeln“ – allein geleitet durch den Tiefenmesser. Einmal bin ich richtig aufgelaufen. Aus der Karte wusste ich, wir würden bald rechtwinklig nach Backbord abbiegen müssen. Aber ich hatte keine Ahnung, wo genau. Dann sah ich eine Stange im Wasser, dachte, das ist das Zeichen der Fischer dafür und hielt darauf zu. Hundert Meter davor sassen wir auf Grund. Rund herum nur noch einen Meter Wasser. Klar, hier schwimmen die hölzernen Pirogen der Fischer noch, die WAHOO nicht mehr! Nach einer halben Stunde war das Wasser weit genug gestiegen – wir kamen wieder frei.

Nur auf etwa 20 Inseln des Archipels leben Menschen. Sie nennen sich Bijagos. Noch hat sie die moderne Zivilisation kaum berührt. Sie sind weitgehend Animisten und leben seit Jahrhunderten im Einklang mit der Natur, ohne das ökologische Gleichgewicht zu stören. Ihre mutterrechtlichen Strukturen sind wohl der beste Garant für den Schutz dieses einmaligen Naturerbes.

Die landwirtschaftlichen Nutzflächen sind Gemeineigentum. Darauf bauen sie ein wenig Reis an, auch Ölpalmen und leben ansonsten vom Fischfang und der Jagd.

Es soll auch hier Interessen geben, dieses Paradies, vor allem seiner reichen Fischgründe, aber auch seiner noch unberührten Natur wegen, wirtschaftlich auszubeuten. Von Massentourismus und Gross-Fischfang wurde schon gesprochen. Erdöl Bohrungen sind geplant. Die Nationalparkverwaltungen und die Regierung von Guinea-Bissau befürworten jedoch einen naturverträglichen Tourismus, dem sein exklusiver Charakter erhalten bleiben soll.

Die spanische Naturschutz-Stiftung Fundación CBD-Habitat (Stiftung zum Schutz der Biodiversität und ihrer Habitate) versucht deshalb ein Natur- und Kulturverträgliches Tourismus-Konzept zu etablieren. Hoffen wir, dieses einmalige Naturerbe bleibe der Welt so erhalten!

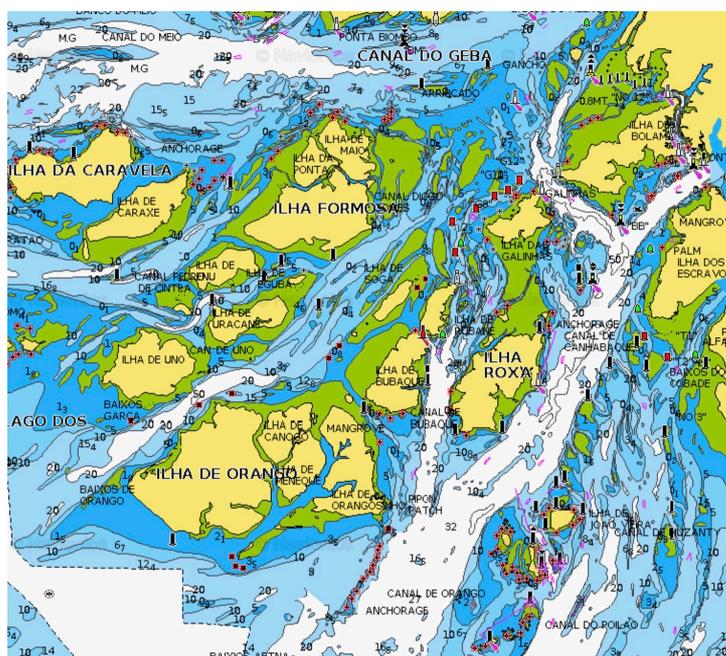
orangohotel.com — ist die Adresse des einzigen Hotels auf den Bijagos Inseln, das diesem Konzept verpflichtet ist. Es liegt auf der Ilha de Orango. Ferien dort sind vermutlich ein ziemlich einzigartiges Erlebnis.

Morgen geht's weiter zu den Inseln Carache und Caravela und übermorgen verlassen wir dann wahrscheinlich den Archipel und segeln die hundertfünfzig Seemeilen nach Gambia. Wir haben wenig Zeit — und ich eigentlich auch keine Lust — hier in diesem Paradies länger zu verweilen. Mein Ziel ist Portugal. Aber ich weiss jetzt schon, es wird mich reuen, auf den Bijagos nicht länger verweilt zu haben.

Auch Jana will weiter — aber weil es ihr hier nicht gefällt. Zu ruhig, es läuft nichts, nur Wasser und Inselchen, nur ein paar Vögel und ein paar Fischer in ihren Pirogen. Sie ist „chiibig“ und Tobias muss es einmal mehr übernehmen,

sie zu beruhigen und ihr auch das schöne an diesem Archipel zu zeigen.

So, nun genug über unser Bordleben. Wir essen gut — sehr reichhaltig und teuer... und gedeihen. Vor allem Tobias' Bäuchlein und Jana im Ganzen. Ich versuche, mich mit etwelchem Erfolg in Grenzen zu halten...



Am fünften Tag verlassen wir den Archipel und segeln mit Motorunterstützung auf dem Kanal, der von Bissao aufs offene Meer hinaus führt. Der Wind steht genau gegen an.

Um 14:45 Uhr – ich schlafe gerade – stellt der Motor ab. Tobias und ich treffen uns erstaunlich schnell im Cockpit. Die Kurbelwelle lässt sich nicht mehr drehen. Blockiert! Der ganze – total überholte – Motor blockiert!

Wir beginnen aufzukreuzen und segeln bis sich der Wind legt und wir vor Anker gehen. Der Küste entlang nach Gambia hinauf, liegt ein nicht sehr tiefer Streifen von etwa acht Seemeilen Breite. Er ist nur acht bis zwölf Meter tief. So konnten wir jederzeit „auf offenem Meer“ ankern.

Wir haben gesegelt, wenn es Wind gab – meistens kam er von vorne... und geankert, wenn er zu wehen aufhörte. Und wir haben gebetet – um ein paar sturmfreie Tage...

Segeln wie in alten Tagen!

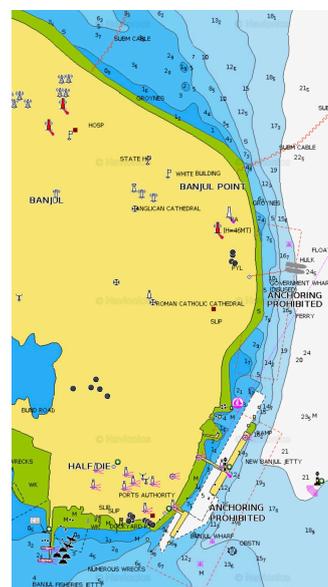
Das ist für „moderne“ Menschen ziemlich gewöhnungsbedürftig. Vom Wind abhängig sein, das haben wir verlernt. Einfach den Anker werfen – anstatt den Motor starten – wenn kein Wind uns mehr voran treibt, das ist eine neue Erfahrung. Vor allem weil wir wissen, wir haben keine Alternative. Wir sind wirklich vom Wind abhängig. Wenn der nicht weht, geht nichts, kommen wir nicht vorwärts, erreichen wir unser Ziel nie.

Schon bald erreichten wir trotzdem Kap Skirring und dann die Mündung des Flusses Casamance. Er gibt seinen Namen dieser fruchtbaren Gegend, die er bewässert, dem Süden Senegals. Verlockend wäre es, hier einzulaufen, aber relativ gefährlich, ohne die Hilfe des Motors. Vor allem aber hätten wir keine Chance gehabt, ohne ihn nach Ziguinchor, der Hauptstadt hinauf zu segeln, dem einzigen Ort, wo er – vielleicht – hätte repariert werden können. Also segeln wir weiter und hoffen auf Banjul.

## Auf dem Gambia River

Wir haben Banjul erreicht. Am vierten Tag am Morgen um zwei Uhr dreissig fiel unser Anker vor dem Dockjard. Genau dort, wo Ankern für kleine Schiffe vorgesehen ist.

In der Nacht in den Fluss hinein zu segeln ist zwar nicht mein Ziel gewesen und nach der elektronischen Karte – die Tobias fleissig konsultierte – segelte ich ständig über Land. Aber ich wollte ganz einfach den vorhandenen Wind ausnützen und nicht mehr vom morgigen Wind abhängig sein.



Ich hatte eine gute physische Detailkarte der Einfahrt, wusste jederzeit, wo ungefähr wir waren — vor allem aber wie viel Wasser ich unter dem Kiel hatte. Darum fühlte ich mich relativ sicher.

Sicher in Banjul angekommen! Unser nächstes und dringendstes Ziel war erreicht. Nun kam der Papierkram mit den Beamten. Und dann die Suche nach einem sicheren Ankerplatz. Denn sicher musste er sein, damit wir dort den Motor zerlegen konnten. Ohne Gefahr zu laufen, irgend wo hin getrieben zu werden.



Mit viel Glück finden wir einen solchen Ankerplatz. Bei der Lamin Lodge, im Lamin Bolong oder Creek. Die Lodge gehört Peter. Er lässt uns von einer seiner Pirogen dort hin schleppen. Dann beginnen Tobias und ich den Motor auszubauen, im Cockpit auseinander zu nehmen und in seine Einzelteile zu zerlegen.

Bald wissen wir, die Nockenwelle ist gebrochen weil eine Unterlagscheibe zwischen die Steuerkette und das Kurbelwellen-Zahnrad gefallen ist. Die Kette ist deshalb gerissen und der vierte Kolben hat über das Ventil die Nockenwelle gebrochen, eine Welle von Daumendicke.

Woher aber kam die Unterlagscheibe? Vergessen beim Zusammenbau in Süd Afrika? Vermutlich!

Den Motor auseinander nehmen, das gelang uns ja ganz gut. Viel wichtiger ist jedoch: Wo erhalten wir die Ersatzteile? Und — wer setzt sie ein und unseren Dieselmotor wieder zusammen? Wer stellt ihn richtig ein?

Unser Cockpit sieht aus wie hier in Afrika eine Autowerkstätte. Hier liegen der Zylinderkopf und die Einspritzpumpe, dort die Kipphebel, in jenem halbierten Kanister die Anzugschrauben, daneben die Ölwanne, das Kurbelgehäuse und in weiteren halbierten Kanistern eine Unmenge Schrauben, Unterlagscheiben, Muttern und Gestänge.



Der Cockpitboden und die Seitenbänke sind mit schwarzer Plastikfolie abgedeckt. Am Abend oder wenn Regen droht, können wir all die Teile damit zudecken.

Auseinander genommen haben wir ihn nun, unseren schönen Dieselmotor, auch den Fehler gefunden und was für Ersatzteile wir brauchen.

Wo aber finden wir hier in Gambia diese Ersatzteile und wo einen wirklichen Fachmann, der sie einbaut und dann den Motor wieder zusammen setzt und richtig einstellt?

Und dann kommt die Erlösung!

„Wir kommen!“ sagt Christoph, mein Bruder, am Telefon. „Die nötigen Ersatzteile habe ich bestellt, am nächsten Freitag mitten in der Nacht kommen wir in Banjul an.“

Mein Bruder hat in Adliswil eine Garage und ist ziemlich weit herum bekannt als Spezialist für Oldtimer – allen voran für Austin Healy. Darüber hinaus ist er in jüngeren Jahren viel in Afrika gereist – nicht wie ich mit den vorhandenen Verkehrsmitteln – sondern mit verschiedenen eigenen Autos, vom VW Bus bis zum Jeep Kastenwagen der Post für extreme Schweizer Berggebiete.

Wenn er sich unseres Motors annimmt, bin ich alle Sorgen los! Und so ist es auch gewesen. Drei Tage nachdem Christoph und Susi, seine Frau, hier angekommen sind, läuft der Motor wieder. Und ruhiger als zuvor.

Susi, Christoph und ich machen uns bereit, den Gambia River hinauf zu segeln. Jana und Tobias sind vor ein paar Tagen nach der Casamance gefahren, um den Hauptort zu besuchen. Wir werden sie in Georgetown wieder an Bord nehmen.

Nun fahren wir also mit eigener Kraft den Weg wieder zurück, den uns die Piroge von Peter vor zehn Tagen hierher geschleppt hat.

Peter lebt seit über fünfundzwanzig Jahren beim Dorf Lamin. Er hat hier eine wunderbare Logde aufgebaut. Sie steht auf Palmpfählen im Bolon (Creek), getragen von Rundhölzern mit ungehobelten, halbrunden Boden- und Wandbohlen und mit Palmwedeldach. In viele der senkrechten Rundhölzer hat ein einheimischer Künstler Mensch- und Tierfiguren geschnitzt.

Vom Schiff aus, als ich Lamin Lodge zum ersten Mal sah, glaubte ich, ein Kastell aus dem 17. Jahrhundert vor mir zu haben, romantisch und exotisch, direkt einem Buch von Joseph Konrad entsprungen. „Lord Jim“ — dacht ich — „wohnt vermutlich im Turmzimmer...“

Ein Abendessen mit Kerzenlicht in dieser Atmosphäre ist ein Erlebnis! Nicht nur kulinarisch. Aber aufgepasst! Die Affen möchten mit essen...

Nichts sei geplant worden, immer wieder habe er eben ein wenig angebaut, je nach Notwendigkeit oben oder auf der Seite noch etwas drauf oder dran,



sagt Peter. Und alles mit einheimischen Menschen und mit krummen einheimischen Hölzern.

Zum Land hin führt ein aufgeschütteter Damm zwischen den Mangroven hindurch zum Palisaden-Tor. Dort überholen Peters Leute seine Pirogen. Auf den Mangroven schaukeln ganze Affen Familien und kreischen dir nach. Sie leben dort und stibitzen den Touristen in der Lamin Lodge mit Vorliebe den Fisch oder das Steak direkt vom Teller...

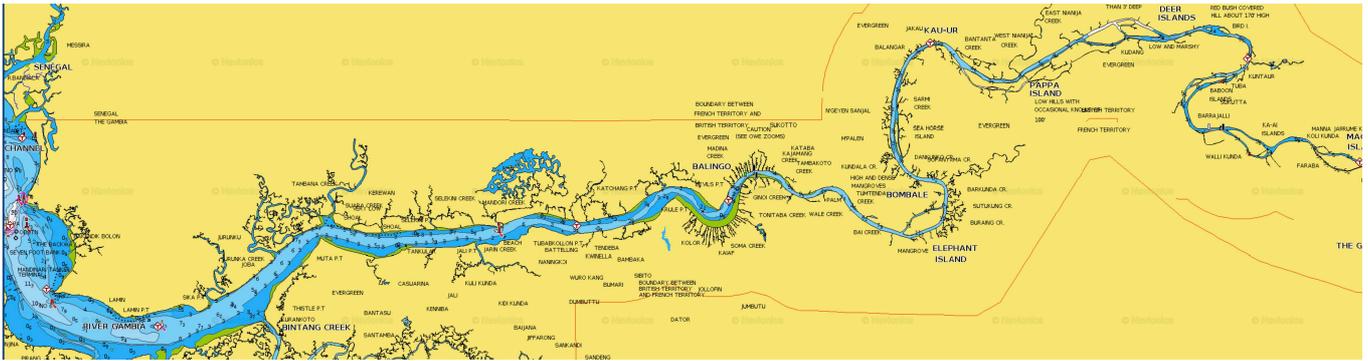
An der Landungsbrücke zum Bolon hinaus liegen Peters verschieden grosse Pirogen vertäut. Mit ihnen kannst Du Bootsfahrten auf den Bolons unternehmen, zum Beispiel um Vögel zu beobachten. Mit der grössten Piroge – mit Küche und Kojen – fahren Peters Flussmatrosen Touristen den Fluss hinauf bis nach Georgetown.

Peter ist damals mit seinem Segelboot hierher gekommen um zu überwintern. Dann hat er angefangen mit Touristen den Fluss hinauf und herunter zu fahren, dann die Lodge hier und später eine zweite in Georgetown gebaut. Oben kann man wohnen und essen, hier unten bisher nur essen. An beiden Orten musst du beim Essen auf die vielen Affen aufpassen.

Ich habe mich mit Peter angefreundet. So wie er gelebt hat, ist er auch. Ein Mensch, den ich nicht so rasch wieder vergessen werde.

Aber nun zu unserer Reise auf dem Fluss.

Zuerst also auf dem Bolon zurück nach Banjul. Der Motor läuft gut, das Echolot zeigt mir die Wassertiefe und der GPS die Geschwindigkeit über Grund an. Wir sind gegen Ende der auslaufenden Flut Anker auf gegangen und machen gute Fahrt. Wo das Wasser tief ist, weiss ich noch vom Herein-



kommen. Jetzt, bei fast Niedrigwasser, muss ich mich ziemlich genau im Tiefen halten.

Vor Banjul wird es schwierig. Dort läuft eine Sandbank weit gegen den Bolon hinaus und den Fluss hinauf. Ich halte mich an ihrem Rand. Er franst aber immer wieder aus und zwingt mich grosse Bögen zu fahren.

Als ich den Fluss endlich erreiche – noch immer mit leicht auslaufendem Wasser aus dem Bolon – merke ich, der Fluss selber läuft ebenfalls noch ab und zwar recht schnell.

Wir wollen nicht mit dem Motor gegen den Fluss anfahren. Wir ankern.

Nach zehn Minuten kommt Wind auf. Er wird uns helfen, den Strom auszu-segeln. Also gehen wir Anker auf und setzen das kleine Vorsegel. Es steht gut, wir haben den Wind leicht von achtern – von hinten - und der Motor hilft mit.

Dann erhalten wir ein SMS: „Wo seid ihr heute Abend?“

Jana und Tobias sind offenbar bereits zurück und wollen zusteigen.

Mit der jetzigen Fahrt würden wir den Bintang Bolon erreichen. Selbst wenn der Wind abflaut, werden wir ihn erreichen, weil der Strom ja bald Land einwärts fließen wird.

Also SMS: „Bei Bintang im gleichnamigen Bolon.“

Aber ich habe die Rechnung ohne den Wirt gemacht – das ist hier der Wind und der Fluss. Nach kurzer Zeit dreht der Wind gegen uns und nimmt auf 20 Knoten zu. Und der Strom will und will nicht kentern – umgekehrt, Land einwärts fließen. Irgendwie läuft die Strömung im Bolon und im Fluss nicht gleich und vor allem nicht gleichzeitig.

Nach zwei Stunden weiss ich, wir werden Bintang heute nicht erreichen und schreibe das der Crew. Sie seien müde und sauer, kommt die Antwort. Wir nur müde.

Wir ankern hinter der James Insel und verbringen einen gemütlichen Abend mit gutem Essen und einer Flasche Wein.

Ich habe das so ausführlich beschrieben um zu zeigen, Reisen auf einem noch unbekanntem Fluss kann auch seine Tücken haben. Die weit verzweigten Bolon fließen zum Teil nach einer anderen Uhr. Zuerst musst du den

Atem des Flusses spüren, nach seinem Auf und Ab zu leben beginnen, erst dann kannst du planen und sagen, heute fahren wir bis dorthin.

Am nächsten Morgen weiss ich, wann hier oben der Fluss kentert. Etwa um halb acht. Wenn wir mit einem Durchschnitt von fünfeinhalb Knoten Land einwärts fahren, werden wir etwa zehn Stunden mitlaufenden Strom haben. Sein Kentern verschiebt sich ständig nach oben. In Georgetown ist der Fluss elf Stunden später hoch oder niedrig verglichen mit Banjul.

Auf jeden Fall treffen wir uns mit Jana und Tobias am Nachmittag in einem Touristencamp sechs Stunden Fluss-aufwärts und wir hätten noch gut drei Stunden weiter fahren können.

Das Camp von Tendeba ist vor vielen Jahren von einem Schweden gegründet worden. Er sammelte einheimische Schnitzereien, gemalte Bilder und stellte sie im Camp auf. Die Gäste wohnen in kleinen Rundhütten und fühlen sich wie in einem Freiluft-Kunsthause.

Dort, umringt von Masken, Standbildern, Art Brut Bildern aus dem Leben der einheimischen Menschen und mit Blick auf ein stilisiertes überlanges Krokodil über der Bar haben wir zu Abend gegessen. Wildschweinbraten!

Zwar nennen es die Einheimischen Buschschwein und essen es nicht, als gute Mohammedaner. Aber sie jagen und kochen es. Für uns, die Unreinen. Wildschweinbraten... da kamen bei mir Erinnerungen an Sardinien auf: goldbraune Kruste und saftiges Fleisch darunter.

Aber Gambia ist nicht Sardinien und Vorfreude, die auf alten Erinnerungen basiert, selten von grossem Wert. Wir assen Schmorbraten. Guten Schmorbraten!.. für hiesige Verhältnisse, wo Fleisch nie abgehangen wird. Und Christoph spendierte einen Doppelliter Wein. Italienischen Wein — hier, am Ufer des Gambia!

Fünf Tage lang fahren wir flussaufwärts, immer mit der Tide. Und da die sich täglich nach oben verschiebt, können wir am nächsten Tag erst um zehn Uhr und am übernächsten erst am frühen Nachmittag los fahren.

Der untere Teil des Flusses, bis etwa zum Devilpoint ist breit wie ein See und die Fahrrinne mäandert darin von einem Ufer zum anderen. Die einmündenden Bolon sind aber gute Wegmarken.

Vor dem Devilpoint ragen, als einzigem Seezeichen auf dem Fluss, die Masten eines gesunkenen Fährschiffes aus dem Wasser und geben ebenfalls einen guten Anhaltspunkt.



Ab dem Teufelspunkt wird der Fluss schmaler

– und noch interessanter. Die Ufer kommen

näher, wir sehen die einzelnen Bäume, noch vorwiegend Mangroven, aber

nicht mehr die halbhohen Buschmangroven sondern richtige, hohe Mangroven Bäume.

Der Fluss wird immer schmaler und wir fahren oft nur wenige Meter vom Ufer entfernt. Die Landschaft ändert sich. Die Mangroven werden seltener. Dafür sehen wir die ersten Kapok- und dann die ersten Affenbrotbäume. Die berühmten Baobab.



Nach der Legende wollten sie, nachdem sie Gott gepflanzt hatte, nicht so richtig wachsen. Da hat ER sie ausgerissen und umgekehrt wieder in die Erde gesteckt. Seither wachsen sie gut, sehen aber eben „umgekehrt“ aus. Hier am Fluss wachsen sie allerdings weit üppiger als in

den kargen Ebenen, wo die Legende entstand.

Wir fahren nun bereits in einem Bereich, wo das ablaufende Wasser süß ist und die Vegetation langsam aber immer deutlicher auf Süßwasser umstellt. Bald sehen wir die ersten Mangobäume und Ölpalmen und immer öfters sind die kleinen Flussinseln mit Buschwerk überwuchert.

Wir erreichen die Baboon Islands. Sie gehören zum River Gambia National Park. Auf einer der Inseln hat ein Engländer vor Jahren begonnen, Schimpansen zu rehabilitieren – das heisst, wieder an das Leben in der Wildnis zu gewöhnen.

Heute leitet sein Sohn das Projekt und den Camp mit den Parkwächtern. Sie nehmen Touristen mit zum Füttern der Schimpansen und aus dem Erlös wird das Projekt weiter geführt.

Für die Schifffahrt sind nur der südliche und ein kleiner Zwischenkanal frei gegeben. Ich fahre den schmalen Zwischenkanal hinauf. Er trennt die grosse von einer der kleinen Inseln. Auf welcher sind wohl die Schimpansen ausgesetzt? Sämtliche Ferngläser an Bord sind auf die kleine Insel gerichtet. Dort haben wir eine Art Übergabe-Käfig entdeckt. Aber kein müder Affe regt sich in den Bäumen.

Nur Schmetterlinge gaukeln... wirklich! wunderbar grosse und schöne Schmetterlinge segeln von der Insel herüber, lassen uns links liegen und schaukeln zum nächsten Baum, zur nächsten Blüte am anderen Ufer.

Und Vögel!

Eine Vielzahl verschiedener Vögel segeln, schwirren, fliegen herum, vom grossen Raubvogel bis hinunter zum – nein nicht Kolibri, den gibt es hier nicht – aber ähnlich kleine, bunte Vögelchen. Ein Paradies! – nicht für Affenbeschaauer – sondern für Ornithologen.

Hinter der Hauptinsel ankern wir. Und da sind sie endlich! Nicht die Affen. Doch, auch sie – aber ich meine die Hypos. Dort drüben, eins, zwei, drei, nein vier Hypos schnaufen im Wasser. Und da taucht das Fünfte auf, mit Geschnaube und Getöse und einer Wasserwolke über den Nasenlöchern und gleich daneben auch ein Junges.

Natürlich sehen wir nicht die ganzen Tiere. Sie sind tagsüber praktisch unter Wasser. Nur die Nasenlöcher schauen heraus und manchmal das riesige Maul – es sieht dann aus wie wenn sie gähnen würden.



Aber nun zu den Affen!

Wir ankern offenbar neben einem Affenbaum. Kaum ist das Rasseln der Kette verhallt, sehen wir dunkle Gestalten im Riesenbaum am Ufer rasch und gewandt nach oben klettern. Sie sind so neugierig wie wir. Nur verfügen sie noch nicht über Ferngläser.

Nun sitzen sie oben in der Krone und betrachten uns – fast wie im Zoo... Aber nach kurzer Zeit ist ihre Neugierde befriedigt – nur ein paar Menschen! – und sie wenden sich wieder sich selber zu. Lausen, Früchte pflücken und essen, ein wenig streiten, einen unverschämten Jungen mit einer Ohrfeige erziehen und so weiter.

Wir hingegen sind etwas ausdauernder. Unsere Ferngläser bleiben weit länger in Betrieb.

Am nächsten Tag erreichen wir unser Ziel, Georgetown oder Jang Jang Bureng. Der Ort liegt auf einer Insel, umströmt von einem schmalen und einem breiteren Flusslauf. Auf beiden Seiten fahren Fähren zum Festland. Wir ankern im breiteren, nördlichen Flussarm unterhalb der Fähre. Leider versperrt heute eine Stromleitung die Weiterfahrt. Sonst hätten wir vor der Jang Jang Lodge von Peter geankert. Seine Frau Ana – die Tochter eines ehemaligen Kulturministers – weilt im Camp und leitet deren Renovationen.



Was soll ich über Georgetown schreiben? Vor fünf- unddreissig Jahren bin ich schon einmal hier gewesen. Damals fuhr – als einzige Verbindung der Ufer-Dörfer untereinander und mit Banjul – die alte Lady White ein Mal pro Woche den Fluss hinauf und hinunter.

Sie dürften jaa nirgends auffahren – sagte mir damals der erste Steuermann – der Boden der White Lady sei an der Wasserlinie durchgerostet, er würde sofort weg brechen...

Als wir in Banjul einstiegen, waren wir die einzigen zwei Weissen, mein Freund Dieter und ich. Einmal mehr!... sagten wir zu uns. Kurz bevor die Taue gelöst wurden, kamen aber noch zwei junge Frauen an gehastet. Und als wir näher hinhörten, kam uns ihr Dialekt recht bekannt vor: Aargauerinnen!

Vier SchweizerInnen, fünfundsechzig GambierInnen, vierundneunzig Hühner, zwölf Schweine, drei Geissböcke, sieben Geissen und eine ungezählte Schar Schafe – alles auf der White Lady – die Stapel Reis- und Mehlsäcke, Körbe voller Mangos und Lemonen, Bananenstauden und weiss ich noch was alles sonst, nicht mitgezählt.

Alles ist in Georgetown angekommen – zusammen mit einer Menge weiterer Tiere und Früchte aus den einzelnen Dörfern – abzüglich all jenes, das dort jeweils auch wieder ausgeladen wurde. Auf dieser Fahrt hat sie es nochmals geschafft, die verrostete aber schön weiss gestrichene Lady White. Gesunken ist sie erst im Jahr danach. Heute erinnert sich niemand mehr an sie. Vielleicht irgend ein alter Grossvater...

Ich habe nicht mehr viele Bilder von damals vor meinem inneren Auge. Die



Lady White natürlich – Fischer mit Einbaum im Abendlicht, das runde Wurfnetz auswerfend – ein Riesenbaum voller Affen, gibt's heute noch – aus riesigen Pirogen werden Erdnüsse in einen deutschen Frachter umgeladen – wir haben keine einzige Erdnus-Piroge

mehr gesehen — ein grosser in allen Grüntönen strahlender Baum im weichen Morgenlicht, der sich im unbewegten Wasser spiegelt. Aber das ist bereits ein Dia-Sujets von damals. Die eigenen Bilder halten weniger lange als die Dias!...

Und heute? Es gibt kein grosses Flussschiff mehr für die Einheimischen. Auch die Nachfolgerin der Lady White ist längst gesunken und das Geschenk der Schwedischen Regierung – eher für Touristen gedacht – markiert, wie beschrieben, den Kanal beim Teufelspunkt.



Weiterhin fahren grosse Pirogen auf dem Fluss. Frachtpirogen und Pirogen für Touristen. Von Lamin Lodge zur Jam Jam Lodge in Georgetown zum Beispiel. Sie lassen Touristen während dreier Tage diese einmalige Flussfahrt erleben und sind mit Küche, WC und Betten mit Moskitonetzen ausgerüstet. Die Fahrt ist ein Erlebnis! Nicht für Einheimische.



Für sie – wie könnte es anders sein – beherrscht auch hier das

Auto den Verkehr, die Buschtaxis und die grossen Trucks. Am nördlichen Ufer führt heute eine gut ausgebaute Autostrasse täglich Hunderte von ihnen den Fluss hinauf und hinunter.

Auf dem südlichen Ufer verbindet ein Netz von Naturstrassen die verschiedenen Dörfer. In der Regenzeit fährst du darauf oft von einem Tümpel durch den nächsten Weiher, zur nächsten Furt und so weiter – wasserdichte Stiefel im Auto sind von Vorteil!...

Das allerdings ist keine Problem für die Einheimischen, die nackten Füsse und die Plastiksandalen sind wasserdicht. Ihr immer grösser werdendes Problem sind die Diesel- und Benzinpreise. Bald können sich nur noch Begüterte ein Buschtaxi leisten. Der Warentransport kehrt schon heute auf den Fluss zurück. Wir haben ein Ledischiff mit vorgespanttem kleinem Schlepper den Fluss hinauf fahren sehen. Die Waren seien für die Kaufleute in Basse bestimmt.

Georgetown ist grösser als wir nach dem ersten Spaziergang in brütender Mittagshitze gedacht hatten. Die grösste Strasse ist die „Ladenstrasse“ mit drei-vier kleinen und einem grösseren Verkaufsladen – der auch hier einem Libanesen gehört – zwei „Restaurants“ zwei Lodgen und einer Art Bar. Die Läden verkaufen Brot, ein paar Konserven, Wasch- und Putzmittel, Insektizid und ein paar offene Grundnahrungsmittel. Die „Restaurants“ waren geschlossen.

Auf dem Gemüsemarkt, in einem offen Steingebäude neben der flussnahen Strasse, gibt es ein paar Tomaten und Gurken, Erdnüsschen geschält oder mit Häutchen, Kartoffeln von hier und Rüebli aus der EU. Auch die Eier und die gefrorenen Poulets kommen von dort.

Wir wollten eines kaufen.

„Dort, in jenem „Restaurant“ könnt ihr eines bekommen.“

„Zum Mitnehmen?“

„Ja klar!“

Leider ist es geschlossen.

„Ein Huhn? bekommt ihr in jenem „Restaurant“ dort hinten!“

Hat im Moment keines.

„Aber bestimmt in der Lodge am Dorfanfang!“

Nochmals zehn Minuten in praller Sonne?...

Wir tranken zuerst einmal ein Coke, ein Wasser, ein Bier – nachdem ich es von 45 auf 30 Dalassi herunter gehandelt hatte. Dafür ist es dann auch nur halbkühl gewesen. Plötzlich krächte im Hof hinter dem Haus ein Hahn.

So ein blödes Viech!.. Tobias sprang auf, ging nach hinten, sah sich den Guggel an und fragte dann, „können wir den kaufen?“ „Klar, für 150 Dalassi gehört er dir.“

„Mit Metzgen?“

„Ja, mache ich!“

Und so kam es, dass ich am Abend den Gockel mit der Schere in seine Teile zerlegte und mit ihm ein Hühnerfrikassee kochte, das dem Trockenreis den richtigen Gout gab. „Lange gekocht ist halb gegessen!“ Auch bei einem zähen Viech.

Auch in Georgetown gibt es ein Sklavenmahnmal, wie fast in jedem grösseren Ort Westafrikas. Hier ist es ein ehemaliges Sklavenhaus.

Es ist den Menschen bewusst, was wir Weisse drei Jahrhunderte lang mit ihren Stammesbrüdern und Schwestern gemacht haben.





Aber nur wenige wissen, dass die Sklaven auch hier zum Teil von ihren eigenen Oberen an arabische Sklavenhändler verkauft und von diesen an die Weissen geliefert worden sind. Das soll in keiner Weise die Verbrechen von uns Weissen beschönigen. Unsere Rasse ist es gewesen, die den Handel mit Sklaven in diesem Ausmass begründet und ihre Arbeitskraft zur Erwirtschaftung enormer Gewinne missbraucht hat. An den Gewinnen waren auch Schweizer – schon damals über Banken – beteiligt; offenbar unbehelligt von moralischen Skrupeln, angesichts der bekannten Grausamkeiten und Exzesse beim Transport und auf den Arbeitsfeldern der neuen Welt. Dreissig Millionen sollen drüben angekommen, gleich viele auf dem Transport gestorben sein... Ein „Holocaust“ einer anderen Dimension!

Bei uns ist dieses neuere Verbrechen in starker Erinnerung; in Westafrika jenes der Sklaverei tief im Unterbewusstsein verankert. Immer stärker drängt es an die Oberfläche. Mich wundert, dass uns nur wenige dieser Menschen hassen. Viele betrachten uns als ihre Brüder und Schwestern. Wie weit und grosszügig muss die Seele dieser Völker sein? Und zu was sind die einzelnen Menschen fähig, wenn sie sich nach ihrer eigenen Art und Weise bilden? Ein Mann wie Mandela hat uns gezeigt, was in ihnen verborgen lebt.

Susi und Christoph verhandeln mit einem Buschtaxi. Sie wollen die letzten paar Tage am Strand bei Banjul und nicht auf dem Boot verbringen. Christoph hat Ferien nötig und sie waren bereits geplant, als er meinen Anruf bekam. Meinetwegen hat er alle Ausruhe-Pläne über den Haufen geschmissen und ist hierher gekommen. Nun möchten sie die letzten Tage einfach ausruhen. Ich begreife das, um so mehr als es nachts im Schiff ungewohnt heiss ist und die Moskitos trotz Netz immer wieder ein Loch finden um herein zu schlüpfen und den Schlaf zu stören.

Der Preis ist eigentlich klar und mit dem Chauffeur abgemacht. Da kommt der Besitzer des Peugeots und verlangt zusätzlich fünfzig Dalassi für das Gepäck. Darüber verhandeln wir nicht, sage ich zu ihm. Entweder bist du mit den üblichen fünf Dalassi zufrieden oder ich gehe rüber zur Polizei und frage sie, was rechtens ist.

Da gibt er nach und nimmt nicht einmal mehr die ihm zustehenden Fünf. Das begreife nun ich wieder nicht. Warum nimmst du die dir zustehenden Fünf nicht? Ich will sie nicht. Punkt. Ist er zu stolz um sie zu nehmen, nachdem er unterlegen ist?

Wie rätselhaft ist die Gedankenwelt eines Afrikaners. Und ich habe mir oben eine Beurteilung angemasst...

Der Peugeot fährt an. Kurzes Winken, auf Wiedersehen im Winter!

Ich danke dir, Christoph!

Zwei Tage später fahren auch wir den Fluss hinunter.

Jetzt wirkt sich die Tide umgekehrt aus. Wir haben nur noch etwa fünf Stunden mitlaufendes – ablaufendes – Wasser. Und da der Fluss zu der Zeit am späten Abend kentert – das Wasser Fluss abwärts zu fließen beginnt – fahren wir nur bis zu einer kleinen Insel eine Stunde flussabwärts und ankern dort für die Nacht.

Auf der Insel sollen grün gefärbte Vögel leben, die weiss werden, wenn sie früh am Morgen im Dämmerlicht auffliegen... wenigstens steht das so im Führer.

Tobias – normalerweise eher ein Morgenmuffel – steht also um fünf auf und stellt sich mit Feldstecher, Kamera und Mouvicam an Deck.

Kaum ein müdes Vögelein sei aufgefliegen, heute Morgen und die Farbe gewechselt habe kein einziges – erzählt er beim Morgenessen.

Dafür habe ich ein kleines Schauspiel erlebt – nur viel später. Wir ankerten so nahe am Festlandufer wie möglich, weil es gegen das Inselchen hin seicht wird. Uns gegenüber stand ein stattlicher Baum. Zwischen seinem Stamm und dem nächsten Gebüsch klaffte eine grosse Lücke. Und die war nun ausgefüllt mit einer wandernden Reihe Affen, grossen, kleinen, die alle im „Gänsemarsch“ zum Baum hin gingen. Die Grossen liefen eher aufrecht, die Kleinen mit auf dem Boden aufgestützten Händen. Eine richtige Karawane – und dann - hop und es wimmelte nur so in der Krone. Und wieder wurden wir beäugt, beschnattert – „zu weit weg, da können wir nichts holen, uninteressant“ – und somit gingen sie zur Tagesordnung über...

Wir fahren am Nachmittag weiter.

Bei der Flussaufwärts-Fahrt hatten wir schönes Wetter und Gegenwind gehabt. Segeln unmöglich. Jetzt war es gewitterig, diesig und – Gegenwind! Die schlechte Sicht machte die Navigation etwas schwieriger. Nach dem Teufelspunkt musste ich zum Teil nach Kompass fahren und unsere Positionen mit Peilen be-



nen mit Peilen bestimmen. Der GPS ist auf dem Fluss nicht brauchbar.

Wir haben ein paar Uferdörfer besucht. Das erste, Kudang Tenda, sieht vom Fluss aus so unberührt und exotisch aus, mit seinen Rund-

hütten aus bemaltem Lehm und den Dächern aus Stroh, den kleinen Feuerchen neben den Hütten, den Frauen in ihren bunten, langen Gewändern. Und erst die Kinder!... Hunderte und alle so herzlich, fröhlich und verspielt. Vom Schiff aus!..

Fährst du dann hin mit dem Dinghy, watest durch den Morast ans Ufer, kommen sie alle daher gerannt – Hundert Kinder - und wollen helfen. Das Dinghy an den Strand ziehen oder wenigstens deine Tasche tragen. Und schon spielt Jana die Lehrerin, spielt, singt und tanzt mit ihnen. Dann möchten sie mit ihr Ball spielen, aber der Ball hat ein Loch. Im Laden drüben gibt es welche und sie ziehen sie hinüber und zeigen ihr, welchen sie kaufen soll...



Diweil bin ich zwischen den am Dorfrand zerstreut und weit auseinander liegenden Hütten zur Strasse gegangen und dann, Dorf einwärts, ebenfalls zum Laden gelangt, dem einzigen im Dorf. Ein junger Mann hütet ihn.

Brot? Nein, das gebe es im Dorf nicht, aber er könne holen lassen, ein paar Kilometer Land einwärts, im Hauptdorf, hier, das sei das Fischerdorf.

Und Fische?

Nein, Fische gebe es heute auch keine. Morgen wieder.

Die gefangenen Fische werden entweder selber gebraucht und die begehrteren gleich am Morgen an den Händler verkauft. Brot ist für die meisten Menschen hier Luxus; zu teuer.

Ich gehe weiter, ins Dorf hinein. Ein Mädchen stampft Hirse im Mörser. Ich schaue ihr zu. Da hört sie auf und kommt zu mir: „gif mi moni! don moa moni!“ Ach so! Gib mir Geld! Ich frage zurück: „pourquoi? Pourquoi veux tu monais?“

Keine Antwort, sie wiederholt ihre sechs Worte, lacht und beginnt wieder zu stampfen. Als mich etwas weiter im Dorf drin ein älterer Mann mit den selben sechs Worten anspricht und ebenfalls verständnislos und etwas ärgerlich reagiert, als ich ihn zu fragen versuche, wofür?.. da gehe ich zurück zum Strand. Dort sitzen ein paar Fischer und flicken ihre Netze. Aus einem Transistorradio tönt der Kommentar zu einem Fussballmatch.

Im Dorf bei der Elefanten-Insel kommen wir mit Blitz und Donner an. Ein gewaltiges Gewitter entlädt sich über dem schmalen Kanal zwischen Festland und Insel. Vor uns fahren drei Kanus. Die Männer rudern wie wild um so schnell wie möglich den Landeplatz zu erreichen. Der Regen klatscht waagrecht durch die Gegend mit so grossen Tropfen, dass Jana zuerst meint, es sei Hagel. Er brennt auf der nackten Haut.

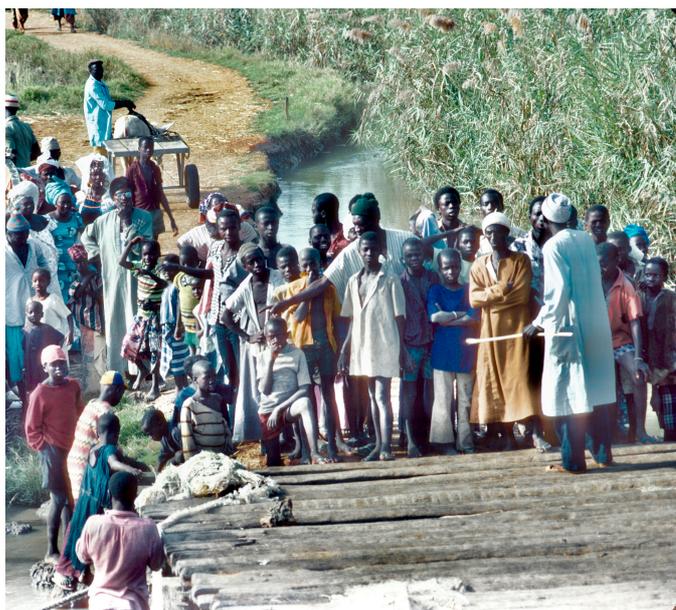
Beim Landeplatz ist der Kanal zu tief, um zu ankern. Ich wende und fahre hundert Meter zurück wo ich beim Vorbeifahren eine Stelle mit acht Metern Tiefe gesehen habe. Dort wirft Tobias den Anker. Er hält und wir verkriechen uns ins Innere des Schiffes. Dort ist es trocken, warm und ruhig. Das Dorf besuchen, das können wir auch noch am nächsten Morgen!

Nach dem Morgenessen in der Sonne fahren wir zur Landestelle. Ein paar verkohlte Palmstämme ragen knapp aus dem Wasser, am Ufer sind die Kanus und zwei-drei Pirogen angebunden, das Dorf liegt einige Hundert Meter landeinwärts.

Ein Bild aus meiner ersten Reise auf dem Gambia steigt vor mir auf: Ein Steg aus Palmstämmen, die Lady White macht daran fest. Der Steg schwankt bedrohlich und zwischen den Palmstämmen auf denen die Menschen nun zum Schiff balancieren – mit Körben voller Waren auf dem Kopf! – öffnen und schliessen sich die Zwischenräume.

Ein gefährlicher Weg!

Das Dorf liegt einige Hundert Meter landeinwärts. Von dort kommt nun eine



ganze Schulklasse, scheint uns, voran der Lehrer. Als sie beim Steg ankommen, hat der Lehrer alle Mühe und muss seine ganze Autorität einsetzen, um die vorwärtigsten seiner Schützlinge davon abzuhalten, auf den Steg hinaus zu laufen. Sie möchten doch näher zum Schiff hin und die vier Dubab — Weisen — bestaunen.

Heute sind Dubab keine Sensation mehr, auch wenn nicht täglich welche daher kommen.

Wir werden von einem jungen Mann durchs Dorf geführt, der gut Englisch spricht. Auch dieses Dorf ist arm. Die Menschen sind Selbstversorger. Niemand hungert aber die Ernährung ist eintönig. Reis und Hirse, wenig Gemüse, selten Fleisch, hin und wieder Fisch oder Shrimps – wenn der Händler mal nicht kommt oder nicht alles kaufen will. Das Geld brauchen sie für Kleider und als Schulgeld für die Kinder. Wenn es nicht reicht – keine Schule! „That’s our live! Was wollen sie? Ich habe das Glück“ – sagt unser junger Begleiter – „dass ich jetzt sogar auf die Hochschule in Banjul gehen kann. Momentan sind Ferien und ich bin ins Dorf zurück gekommen, um meinen Eltern zu helfen.“

„Und warum bettelt uns hier niemand an?“

„Das ist die Erziehung! Der Lehrer erzieht die Kinder dazu. Er sagt ihnen immer wieder, sie sollen stolz auf das sein, was sie können. Sie sollen noch mehr lernen, wenn möglich einen Beruf! Und sie sollen keine Dubab anbetteln!“

Am Unterlauf des Flusses. Nachdem wir die James Insel passiert haben, ankern wir am Nordufer vor dem grossen Dorf Albreda, das heute praktisch mit Jufureh zusammen gewachsen ist. Jufureh ist berühmt geworden durch das Buch „The Roots“ des schwarzen amerikanischen Schriftstellers Alex Hailey. Dort hat er sie gefunden seine Wurzeln – the Roots. Dort soll sein Urgrossvater geboren, gefangen und in die Sklaverei verschifft worden sein. Kenner der hiesigen Geschichte bezweifeln es zwar.

Albreda ist seit der Zeit der portugiesischen „Entdeckung“ ein Handelsplatz gewesen, die Bewohner der umliegenden Dörfer also mit den Praktiken der Europäer bekannt und es sei unwahrscheinlich, dass sich dort noch Schwarze hätten fangen und verschiffen lassen.

Wie dem auch sei, auch hier steht ein grosses Mahnmal gegen die Sklaverei.

Die beiden Dörfer sind zu einer kleinen Attraktion für schwarze amerikanische Touristen geworden, im Touristen Camp können sie übernachten. Ist das Dorf nun touristisiert?



Wir haben ein ganz normales, ein wenig wohlhabenderes Dorf kennen gelernt. Die Häuser sind hier vorwiegend mit Wellblech gedeckt, was sie teurer, dafür aber dicht macht. Die Wohnqualität jedoch ist schlechter, weil ein Blechdach die Sonnenhitze nach unten abstrahlt, wogegen ein Strohdach gut dagegen isoliert. Heute ist das Blech auch hier ein Statussymbol – morgen werden sich die Wohlhabenden wieder ein Strohdach leisten – vielleicht mit Wellblech darüber. Eine Entwicklung, die ich vor Jahren schon auf den Marquesas Inseln gesehen habe.

Im muslimischen Dorfteil wurde ein Hochzeitsfest vorbereitet. Einige jüngere Frauen in ihren wehenden, bunten Tüchern siebten mit verschiedenen, immer feiner geflochtenen Sieben, nach althergebrachter Art, gestampfte Körner. Sie nahmen keine Notiz von mir. Ein paar ältere Frauen saßen um ein Feuer herum und kochten daraus Cous Cous. Lachend forderten sie mich auf, zu kosten, formten in der Hand daraus eine Kugel und gaben sie mir. Es schmeckt genau gleich wie das unsere und ist genau so trocken. Die Sauce dazu – wenn es denn welche dazu gibt – war leider noch nicht fertig.

Gegen den Fluss hin liegen ein paar weitere Gehöfte mit dem charakteristischen hohen Zaun darum herum, aus in Reihe gebundenen, rohen Holzknüppeln. Eine junge Frau – vielleicht achtzehnjährig – stand in einem der Höfe und rief mich auf Englisch an.

Eigenartig!

Ich blieb stehen und sie kam heraus, begrüßte mich und begann mit mir zu plaudern: Woher ich komme, wohin ich gehe, warum ich gerade hierher gekommen sei und so weiter. Als ich sie fragte, ob es denn für sie nicht verboten sei, ganz allein mit einem fremden Mann und dann noch einem Weissen, zu reden, lachte sie – das sei nur bei Mohammedanerinnen so, sie aber sei Christin. Sie sei frei, sie dürfe reden mit wem sie wolle.

Ich denke, das ist die Zeitbombe der Islamischen Kultur.

Wie lange lassen sich die Mohammedanerinnen das noch gefallen? Werden die Männer fähig sein, den unvermeidlichen Umbruch langsam zu vollziehen? Werden sie ihn zu verhindern trachten, gleichsam den Deckel zu halten?

Dann würde es zur Explosion kommen und den gesamten Islam in all seinen Schattierungen gewaltig schwächen.

Wir erreichen Banjul und wollen gleich weiter zur Lamin Lodge fahren. Das aber hat seine Tücken weil die Einfahrt in den Creek der dorthin führt, eng und unsichtbar ist. Prompt fahre ich im weichen Schlick auf, dabei zeigt der Tiefenmesser 10,4 m an. Also messen wir mit dem Handlot weiter. Es geht. Nach einigem weiteren Schlickrutschen erreichen wir den etwas tieferen Creek. Endlich!

Oder auch nicht. Wir fahren in einen gewaltigen Gewittersturm hinein. Blitz und Donnerschlag rundum. Und der Regen stürzt so dicht, wir sehen kaum vierzig Meter

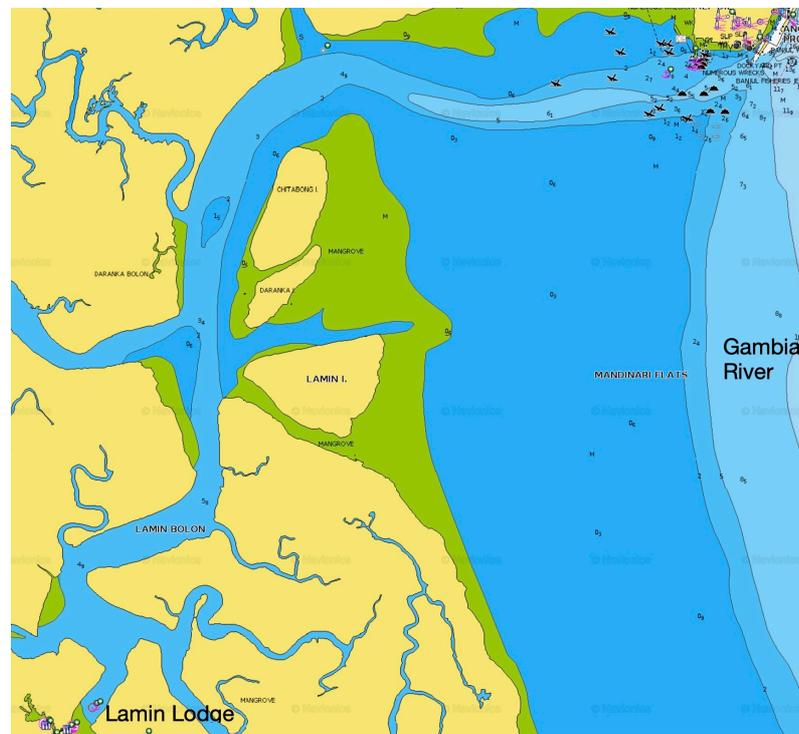
weit. Zwei Mal verfahren wir uns.

Die Creek hier formen ein Labyrinth!

Endlich erreichen wir den Lamin Bolon, nass und freundlich – aber froh! Der Anker fällt, wird eingefahren – wir sind sicher.

So endet unsere

Gambia River Fahrt. Und erst am nächsten Tag erfahren wir, dass der selbe Gewittersturm die Touristen-Lodge in Albreda böse zugerichtet hat.



Wieder ein Abschied, diesmal von Peter, Joe und der Crew der Lamin Lodge. Ich habe mich hier bereits ein wenig heimisch gefühlt und wir sind Freunde geworden, Peter, Joe und ich.

Am 22. Juli lichten wir den Anker. A Dieu Gambia!

Über die Fahrt nach Dakar ist nicht viel zu sagen. Knapp hundert Meilen nach Norden, zuerst mit gutem Südwestwind, die zweite Hälfte dann mit Nordostwind.

Ist das bereits der Passat, der uns dann die nächste lange Strecke vorwärts treiben soll?

## Dakar und weiter zu den Azoren

Das Ankommen in Dakar ist unspektakulär gewesen. Vor dem berühmten Jachtclub Dakar haben wir einfach den Anker geworfen, das Taxiboot des Clubs ist gekommen, der schwarze Bootsmann hat uns willkommen geheissen und uns ins Büro eingeladen. Dort haben sie die Papiere kontrolliert, uns gesagt, was es kostet, die Clubeinrichtungen zu benutzen – Bar mit Internet, Stühle und Tische im Schatten grosser Bäume, WC und Duschen – und wo wir unsere Papiere abstempeln lassen müssten. Dann der Willkommens-trunk, vom Club spendiert, und wir waren angekommen.

Übrigens haben wir neben dem Segelschiff von Adolf Saurer geankert – dem Enkel des Gründers von Saurer Motorfahrzeuge Arbon, den ich vor Jahren in Griechenland kennen gelernt habe. Leider ist er nicht an Bord gewesen.

Am nächsten Tag dann: die Papiere.

Du nimmst also ein Taxi – das dir als Dakar-Greenhorn – gleich einmal den Maxibetrag von 2000 CFA verlangt, dich dafür zum Quai 1 fast direkt vor das Polizeibüro des Hafens fährt. Dort erwartet dich ein freundlicher Polizist – extra für Yachten ausgebildet – der dir etwas umständlich aber dafür sehr ausführlich erklärt, wie wichtig seine Arbeit ist. Dann stempelt er die Pässe, will die Schiffspapiere behalten, ist dann aber, nach meiner etwas heftigen Reaktion, auch mit Kopien davon zufrieden.

Alles in allem: einmalig und vorbildlich für Afrika!

Dann zum Zoll. Quai 5.

Ich frage einen bewaffneten Soldaten, der den Eingang zum Quai 1 bewacht, wie wir dorthin kommen könnten. Er verlässt seinen Posten, kommt mit zur Strasse und hält ein ziemlich heruntergekommenes Auto an: am billigsten mit dem, kostet nur 100 CFA – aber ihr könnt natürlich auch ein Taxi für 1500

nehmen. Wieder etwas gelernt: Es gibt hier Taxis – die kosten eigentlich 1500 CFA, verlangen von Weissen aber zuerst einmal 2000 CFA. Sie fahren nur dich – aber dafür genau dorthin wo du hin willst. Und es gibt Private die gewisse Strecken fahren und ihre uralten Autos voll laden, für nur 100 CFA. Später merken wir, innerhalb der Stadt existiert auch ein ziemlich dichtes Buslinien Netz. In die schwarzen Aussenbezirke hingegen fahren private Kleinbusse, die „kommenniean“ heissen.

Natürlich fahren mit diesen „öffentlichen“ Verkehrsmitteln fast nur Schwarze. Die Weissen und die reichen Schwarzen fahren ihre eigenen Autos. Sie verursachen täglich um die Stosszeiten herum ein Chaos, in dem dann natürlich auch die „Öffentlichen“ stecken bleiben. Da kann dann eine Busfahrt ins Zentrum glatt eine Stunde dauern.

Das Zentrum. Modern, mit Prestigebauten aus Stahl, Beton und Glas, vor allem von Banken und Versicherungen, eben solche Regierungsgebäude und ein-zwei Supermärkte für die Reichen. In denen findest du vom echten französischen Camembert und edlen Bordeauxwein über holländische Butter, schottischen Whisky, EU Poulets und Würste bis zum argentinischen oder US Beef alles, was der Weissen Herz begehrt und erfreut und den reichen Schwarzen Prestige verschafft. Ein wahres Schlaraffenland!

Ein paar Strassen weiter unten dann die Strasse der Souvenirhändler. Recht schöne, geschnitzte Holzfiguren, Masken, Schiffe mit stilisierten Ruderern, Tiere irgendwelcher Art. Sie alle gleichen sich – ob du sie nun in Namibia oder hier kaufst. Es scheint sich eine blühende Industrie etabliert zu haben. Wo genau ihr Zentrum liegt, in West- oder Südafrika, in den ehemaligen Homelands oder an verschiedenen Orten, weiss ich nicht.

Jedenfalls können die heutigen Touristen ihren Sammlerinstinkt hier ausleben. Die echten alten Kultmasken, Gebrauchsgegenstände, Musikinstrumente, Amulette und so weiter bleiben den Einheimischen draussen im Busch auf diese Weise eher erhalten. Eine rundum gute Entwicklung!

Dakar ist eine afrikanische Grossstadt mit modernistischem Zentrum umrundet von Aussenbezirken für Schwarze. Sie sind eher ärmlich, eher so, wie wir sie in den anderen afrikanischen Ländern auf dieser Reise gesehen haben. Daneben gibt es abgegrenzte Bezirke für Weisse, mit Häusern und Villen, Gärten und Pools und allem was an Luxus dazu gehört.

In den Garten einer solchen Villa sind wir eingeladen.

Bei seiner Exzellenz, dem Schweizerischen Botschafter, in dessen Residenz!

Zur 1. August Feier – wie alle in Westafrika weilenden Schweizer.

Es ist ein Grossanlass mit gegen vierhundert Gästen.

Am Eingang zwei livrierte schwarze Diener, die schauen, dass keine Unbefugten hinein gelangen.

Dann – schön nebeneinander aufgereiht – der Botschafter himself und seine MitarbeiterInnen. Allgemeines Händeschütteln – die Armen hatten am nächsten Morgen wohl einen Tennisarm...

Im riesigen Garten dahinter, mit beleuchtetem Swimming Pool, standen vier grosse Zeltdächer – wir sind ja in der Regenzeit! – und rund um die äusseren Ränder neben einander aufgereiht Grill- und Frittierstationen mit schwarzen Köchen. Angeführt wurde der ganze Reigen von je einer grossen Bar auf beiden Seiten: Also ein Hufeisen, die Enden als Bars und dann Grills und Frit-teusen aneinander gereiht.

Hier nun durften wir zulangen. Und mit uns Schwarze und Weisse durchein-ander. Denn mindestens die Hälfte der Gäste sind Schwarze gewesen, die Frauen in den schönen bunten Gewändern, die meisten Männer im Anzug mit Krawatte, einige wenige in traditionellem Gewande.

Und was hat es denn da zu essen und zu trinken gegeben?

Rotwein und Weisswein – ich habe nur von letzterem getrunken und ihn, den Schweizer Weissen, sehr genossen – dann diverse Apéros und als Ab-schluss harte Getränke, vom Whisky bis zum Marc.

Natürlich ist auch für die vielen Moslems gesorgt gewesen, die keinen Alko-hol trinken dürfen. Es gab reichlich Fruchtsäfte.

Wo soll ich beim Essen anfangen?

Schön der Reihe nach:

Crevetten, Pouletschenkel, Fischstücklein alle in Teig gewickelt und frittiert – auf senegalesische Art. Dann kamen die Grilladen, kleine exzellente Fleisch-häppchen vom Lamm, dem Zicklein, dem Rind und als krönenden Ab-schluss dieser einen Reihe: gegrillte Riesencrevetten! Aber bei denen muss-test du schon rasch zugreifen – was ich getan habe. Als dann Tobias dort ankam, der sie über alles liebt, lagen auf jenem Grill bereits die St. Galler Bratwürste... ohne Witz und daneben begann es nach geschmolzenem Käse zu riechen – Raclette! Klar, wir waren ja beim Schweizer Botschafter eingeladen!

Übrigens ertönte beim Eingang, bei der Gäste-Begrüssungs-Equipe, ja was wohl? Ganz richtig: Hudigääggeler.

Er wurde aber bald von diskreteren Klängen nicht unbedingt schweizerischer Provenienz abgelöst.

Was soll ich über die Gäste schreiben? Die Schwarzen haben wohl alle irgend wie mit der Schweiz zu tun oder sind Mitglieder der Regierung. Als doch eher „schüche Schwiizer“ habe ich keinen von ihnen angesprochen.

Überhaupt haben erstaunlich wenig schwarze und weisse Gästen miteinander mehr als Höflichkeitsformeln ausgetauscht. Und auch die Weissen sind vor allem in ihren Grüppchen geblieben. Es ist wohl den meisten so ergangen wie mir: Ich bin vollauf damit beschäftigt gewesen, all die Köstlichkeiten zu erkunden und sie mir dann schmecken zu lassen.

Von den Weissen habe ich nur einige wenige kennen gelernt. Als ersten – natürlich, die sind immer kommunikativ und auf neue Gesichter erpicht – den katholische Bischof. Er kam, sah mich alleine stehen, stellte sich vor und als er erfuhr, ich sei nur auf der Durchreise, verabschiedete er sich wieder.

Nur ganz wenige Gäste sprachen schweizerdeutsch.

Jana hat eine ganze Familie kennen gelernt. Der Vater kommt aus dem selben Dorf wie sie und leitet hier ein evangelikales Hilfswerk, ein Gemeinschaftswerk verschiedener schweizerischer Freikirchen. Auch ich habe mit ihm gesprochen, ein netter Mann, der hier bleiben will, bis seine beiden Kinder in die Schule kommen.

Über Religion redet man ja bekanntlich nicht bei einer 1. August Feier...

Wohl aber über die Schweiz – und das hat dann der Herr Botschafter in einer kurzen(!) Ansprache auch getan. Einige Schwarze haben konzentriert zugehört.

Alles in allem ein neues Erlebnis für mich, der ich Botschaften von früher – und damals als Trammer – nicht eben in bester Erinnerung gehabt habe. Nun als „Captain“ eines Segelschiffes sieht das alles natürlich ganz anders aus...

2. August 2008. Die Feier ist vorüber, wir können los segeln!

Tobias und ich hatten uns eine Segel Strategie ausgedacht: Wir warten auf eine längere Südwind Periode – ich hatte hier unten schon zwei Mal eine solche erlebt, allerdings beim südwärts Segeln...

Mit dem Südwind segeln wir so weit wie möglich nordwärts und dann weiter mit dem normalen Nordost Passat, so gut es eben geht.

Aber auf den 2. August Nachmittag war vom elektronischen Wetterbericht Westwind angesagt. Vor allem entlang der Küste und für mindestens drei Tage!

Auch gut, dachten wir, mit halbem Wind sind wir noch schneller.

Zuerst kreuzten wir jedoch bis es Nacht wurde gegen den Westwind um das Kap Verde herum. Dann endlich ging es vorwärts, die ganze Nacht hindurch mit 6-7 kn. Am nächsten Tag flaut der Wind ab und am Morgen darauf:

Flaute. Am Nachmittag wehte er wieder, kam aber während der ganzen Weiterreise praktisch nur noch aus Nordnordost und oft segelten wir mit einem oder zwei Reffs in den Segeln: Starkwind!

Als wir auf die Höhe der Kanaren kamen – wohin wir eigentlich wollten – segelten wir bereits fast 300 sm westlich davon. Wir mussten einsehen, dass wir die südöstlichste Azoreninsel, St. Maria, schneller erreichen würden, als Hiero, die südwestlichste der Kanaren. Also neues Ziel: Azoren.

Jana geriet in eine Krise, sie hatte sich bereits auf die Kanaren gefreut.

Rumpelstiltzchen im Cockpit...

Die Winde blieben eher bei Nordnordost und wehten oft mit 28 bis 35 kn.

2 Reffs in jedem Segel, starker Seegang; Starkwindsegeln mit 55° zum scheinbaren Wind... das für die Segler unter den Lesern.

Bald lag auch St. Maria zu weit im Osten, neues Ziel: Flores, im besten Fall Horta auf Faial.

Aber nach 18 Tagen mit sehr viel Starkwind, verabschiedete er sich und wir erreichten Horta am 21. August morgens um 01:30 Uhr unter Motor!

Wer reist, der kann was erleben!

Der Vollständigkeit halber muss ich noch anfügen, nach vier Tagen hat sich bei mir der Beginn einer Blutvergiftung angekündigt – wieder von einem unbedeutenden Kratzer ausgehend, dieses Mal neben dem Knöchel des rechten Fusses. Die Crew wollte sofort zurück nach Dakar segeln. Aber mit einer guten Dosis Antibiotika (Co-Amoxi-Mepha 1000, für die Ärzte unter den Lesern) habe ich die Geschichte in den Griff bekommen.

Zurück ist für mich nie eine Alternative gewesen.

Jetzt heilt die Wunde langsam wieder zu.

## Auf den Azoren und dann nach Portugal

Horta auf der Azoreninsel Faial. Vor gut zehn Jahren sind Madleina und ich schon einmal mit der WAHOO hier gelandet. Hat es sich verändert?

Gewaltig!

Damals ist es ein eher verschlafenes Städtchen gewesen mit einem kleinen Hafen für Sportboote, proppenvoll. Wir ankerten davor, im grossen Hafen. Heute liegen die einheimischen Boote im neuen Marinabecken und im alten Becken liegen eher die Fahrtensegler; wir an einem grossen, vergammelten Betonschiff.

Aber der Platz ist ruhig und nahe bei den WC's, Duschen und der Bar.

Das Städtchen selber ist heraus geputzt. Die Fassaden der alten Häuser, die der Wasserfront aber auch den Strassen entlang in geschlossener Reihe stehen, sind fast alle renoviert. Sie sehen aus der Ferne wie Puppenhäuschen aus, so niedlich und schmalbrüstig und jedes unter einen anderen

Giebel geduckt. Die Strassen sind noch immer mit den selben holperigen, schwarzen „B’setzi-Steinen“ gepflastert, die Trottoirs hingegen mit feineren weissen Steinplatten, in die — fast Mosaikartig — Figuren schwarz eingelassen sind, Walboote, Windmühlen, Brücken, Segler, alle stilisiert — aber auch Figuren rein dekorativer Natur.

Natürlich gibt es heute einen Megamarket mit allem, was das von der harten



Segelei malträtierte Herz begehren kann. Und auf dem einheimischen Markt bieten Frauen aus Pico, der Nachbarinsel, die ersten Feigen und blaue Trauben feil — Trauben wie sie früher im Tessin wuchsen mit dicker Schale, festem, kugeligem Fruchtfleisch und einem Kern darin. Wunderbar!

die berühmten Seglerbilder vor dem Pico

Stell dir eine tiefschwarze Basalt-Felswand vor, die sich vor dir fünf Meter breit und zehn Meter hoch den Berghang hinauf zieht. Vom Basalt siehst du recht wenig, weil er überdeckt, richtig zugedeckt ist von den verschiedensten Pflanzen. Direkt auf dem nackten Fels leben noch immer die verschiedensten Moose und Flechten, die Erstpflanzen. Sie schimmern hier gelb dort hellgrün und dort oben dunkelgrün, fast bläulich. Hier sind es Tausende von kleinen Stängeln, dort kleine „Pölsterchen“ und über jene Felsausbuchtung hängen sie langstielig und hellgrün. Ganz oben siehst du nur noch Flecken, dunklere, hellere, fast schwarze. Und dieser ganze Fleckenteppich, in allen vorstellbaren Grüntönen, ist übersät — versuch es dir vorzustellen — übersät mit silbernen Fäden und ausgefransten silbernen Streifen, den Flechten. Das ist der Anfang!

Über diesem, im Gesamten eher dunkeln Untergrund wachsen die jüngeren Pflanzen. Aus jeder Felsspalte ragen sie! Überall wo sie nur ein wenig Erde finden wachsen, spriessen, blühen sie, suchen das Licht der Sonne, das bisschen Wasser, das der poröse Fels in der Nacht aufgesogen hat. Dort vier dünne, braune Stämmchen, die einen nadeligen „Wuschelkopf“ tragen, da die ersten, noch kleinen Wachholder Bäumchen, dort kleine Büsche mit dunklen Beeren. Und überall verstreut auf der ganzen Felsplatte, fallen die grossen „Elefantenoehren“ auf, riesengrosse, hellgrüne Blätter mit dunkleren, langen Stängeln.

Als letzte Farbtupfer in diesem Gemälde — die Krönung:

Auf Felsabsätzen und in jeder noch so kleinen Erhebung blühen goldene Blumendolden, oben goldgelb unten honigfarben werdend. Tausende, über den ganzen Fels verstreut leuchten sie. Dolden mit Hunderten von Blüten rund um den Stängel aufgereiht.

Wenn es mir nun ein wenig gelungen ist, dir dieses Bild vor dein inneres Auge zu zaubern, dann entspricht es dem, was du sehen würdest, wenn du durch ein riesiges umgekehrtes Fernrohr auf die Insel Pico schauen würdest. Du sähest ein ganz kleines Fleckchen, heraus gestochen aus dieser unendlichen Vielfalt an Pflanzen. Ein Pünktchen nur – und nun stell die ganze Pflanzenwelt vor, die dort den alten und den neuen Lavaboden bearbeitet und immer fruchtbarer macht...

Durch dieses Pflanzenparadies sind wir gestern gefahren, mit einem Mietauto. Natürlich hast du dann nicht Musse, eine Felsplatte zu betrachten. Du fährst daran vorbei. Tausend Eindrücke stürmen gleichzeitig auf dich ein. Du erlebst ein Sammelsurium von Bildern, die du später – wenn du Glück hast – wenigstens zum Teil wieder aufrufen kannst.

Die Nordküste ist streng und karg. Schwarz und weiss. Schwarz, der Basaltfels aus dem die Häuser gebaut sind. Weiss, die Mörtelzwischenräume. Die Bewohner malen sie weiss an und verstärken damit den Kontrast.

Schwarz und Grün, die Rebberge. Zwischen den zusammen gelesenen und aufgeschichteten schwarzen Basaltbrocken wachsen mit hellem Grün die Reben.



Die schwarzen Mauern dominieren das Bild, sie scheinen das Grün zu erdrücken. Aber die Reben gedeihen! Die schwarzen Steine speichern die Wärme der Sonne, geben sie in der Nacht an die Reben ab, während der schwarze Boden aus Basaltkrümeln den

Tau speichert und am Tag in die Wurzeln leitet. Der Wein, den sie daraus keltert, ist herb und stark. Ich liebe ihn!

Pico – so heisst die Insel, aber auch der alles überragende Vulkan. Er ist fast zweitausend fünfhundert Meter hoch. Und das direkt aus dem Meer! Ein erhabener Anblick – auch dann, wenn er durch Wolken und Nebelbänke

hindurch nur ahnbar ist. Gestern war dem so – sehr zum Verdruss jener Touristen, die den Vulkan „komplett“ auf ihrem Speicher haben wollten.

Ich beschliesse dieses Kapitel, lege meiner Spottlust Zügel an und schreibe nichts über Fahren von Fotostop zu Fotostop und über das Fotografieren selber.

Inseln, Landschaften, Städte ändern sich; wir Menschen auch, sagen Optimisten. Ich schliesse mich an und bin optimistisch.

Am 3. September wollten wir Horta verlassen um nach Velas, auf der Insel São Jorge zu segeln. Aber der Wind war ungünstig. Also liessen wir es bleiben.

Auch gut, so!

Wir sitzen an Deck, ich lese die Columbus Biographie von Maderiaga, da ruft jemand meinen Namen und – kennst du mich noch? ich bin Peter.

Mensch Peter! ich hab dich überall gesucht, seit wir in Horta sind. Keine Chance dich zu finden. Warst du weg?

Nein, ich lebe jetzt ständig in Horta, bin aber nicht mehr so oft am Hafen.

Komm an Bord! Willkommen wieder auf der WAHOO!

Peter – vor zehn Jahren haben wir ihn hier in Horta kennen gelernt. Er kam zum Schiff, interessierte sich dafür und wollte wissen, ob ein solches Schiff denn überhaupt segle.

„Komm' mit, wenn du's wirklich wissen willst, wir legen in einer halben Stunde ab, wir segeln nur nach Delgada.“

„Meinst du das im Ernst, das Mitsegeln?“

„Klar.“

„In einer halben Stunde? Das reicht. Ich hohl' ein paar Sachen und bin gleich zurück.“

So ist Peter damals mit uns nach Delgada gesegelt und wir haben uns näher kennen gelernt.

Er hatte meinen Vater gekannt und schwärmt noch heute von ihm. Er sei ihr grosses Vorbild gewesen, in jener Zeit. Das grosse Vorbild!... Ein eigenartiges Gefühl für mich, erst in späten Jahren hatten wir es geschafft, endlich ein gutes Verhältnis zu einander zu entwickeln. Für mich ist er das nie gewesen, das grosse Vorbild. Aber ich weiss, er war ein Vorbild. Für viele – und zu Recht.

Am übernächsten Morgen, damals – wir lagen im Hafen von Delgada – erwachte ich einer eigenartigen Bewegung des Schiffes wegen und beim Espresso in der Bar, wenig später, sprachen alle vom grossen Erdbeben in Faial von heute Morgen, und was es alles zerstört habe!

Peter rief sofort in Faial an und flog mit dem nächsten Flugzeug zurück.

Kaum kennen und schätzen gelernt — schon wieder entschwunden.

Sein Haus hat das Beben heil überstanden.

Heute weiss ich warum! Es ist noch aus fünfzig Zentimeter breiten und hohen, und fast einen Meter langen, genau behauenen Basaltblöcken gebaut. Ein altes Haus, direkt über dem Meer. Peter hat es ausgebaut und bewohnbar gemacht.

Auch in Peters Leben ist viel passiert, in den letzten zehn Jahren. Er ist sozusagen ausgewandert, hat ein Zusatzstudium in Philosophie und eine recht strube Zeit auf den Cap Verden hinter sich. Sein massives, kleines Haus in Horta strahlt die Ruhe aus, die er braucht. Hier lebt er nun. Und weiss wieder wofür. Für seine grosse Familie! Für „seine“ elf Kinder auf den Cap Verden. Sie essen und schlafen in seinem Haus, er schickt sie zur Schule — den einen bereits auf die Universität – er sorgt für sie, ihren Lebensunterhalt, bis sie in ein paar Jahren dann selber für sich sorgen können.

„Weisst du,“ hat er mir gesagt, “wenn du für eine solche Familie sorgst, wenn du weisst, ohne dich gingen sie vielleicht zu Grunde, dort unten, dann brauchst du nicht mehr nach einen ‚Sinn des Lebens‘ zu fragen. Es i s t der Sinn meines Lebens! Und das macht mich froh und optimistisch.“ Und so ist er heute. Zufrieden, fröhlich, vielleicht sogar glücklich.

Wie ist das mit Gerhard gewesen, in Dakar? Auch er sorgt für eine afrikanische Familie, jene seiner schwarzen Frau, für ihre Geschwister und Eltern. Schon leben sie in einem etwas besseren Haus, er hat es eigenhändig neu gestrichen um ihnen zu zeigen, wenn du eine Verbesserung willst, musst du selber etwas unternehmen.

„Schon, aber du brauchst Geld um Farbe zu kaufen...“

Die hat er gekauft.

Die Geschwister gehen jetzt zur Schule, er übernimmt das Schulgeld und was weiter dazu gehört. In ein paar Jahren werden sie einen Beruf erlernt und eine Zukunft haben. Wie auch seine Frau, sie lehrt er Lesen und Schreiben und sie lehrt ihn, was Leben heissen kann...

„Jetzt weiss ich wieder, wofür ich lebe!“ hat er mir gesagt. „Auch wenn es nur ein Tropfen ist, für das heisse Afrika, diesen Kindern hilft es. Und, ich kann dir sagen, es kommt tausendfach zurück. Ich bin wieder ein froher und glücklicher Mensch!“

Ein Tropfen auf das heisse Afrika!

Wie viele pensionierte Europäer gibt es, die sich unnütz vorkommen, zum „alten Eisen“ gehörend, die wieder einen Sinn suchen für ihr Leben?

Sie haben eine gute Pension – könnten es sich leisten.

Viele Tropfen auf das heisse Afrika.

Ein richtiger, ein erfrischender Regen könnte das werden!

Wir bereiten die Segel zum Hissen vor. Das Schiff ist reisefertig. Wir wollen auslaufen. Peter kommt mit seiner Nichte Silvia zum Hafen. Zum Abschied. Möchtet ihr nicht mit uns nach Velas hinüber segeln?

In fünf Stunden sind wir dort. Und am Abend nehmt ihr die Fähre zurück...

„Ich, mit segeln?“ fragt Silvia – „ich weiss nicht so recht, ich habe nichts bei mir...“

Auch Peter ist ein bisschen ratlos, ob das gut gehen würde?

„Wie lange braucht ihr, bis ihr Kleider geholt habt?...“

„Wie immer... eine halbe Stunde...“

Und so kommt es, dass Peter wieder mitgesegelt ist. Und selbstverständlich auch Silvia.

Velas auf São Jorge. Eine neue, kleine Marina mit modernsten Stegen direkt unter einer schwarzen Felswand. EU sei Dank!

Fünfundzwanzig Meter über dem Wasser klafft eine grosse Spalte im Fels. Dort wohnen die Vögel. Sie sehen aus wie eine Mischung aus Schwalben, Tauben und Möwen. Noch nie habe ich solche Vögel gesehen. Und noch nie gehört! Sie reden miteinander – aber nur Nachts!... und weder Portugiesisch noch Ur-azorisch. Es tönt eher wie der Anfang eines Primitiv-Popsongs. Oder dem Gequatsche einer neuen Plastik Spezies. Künstlich, digital, wie herausgepresst aus dem Plastikschnabel eines neuen Disney Geschöpfes.

Die quatschen nun die ganze Nacht hindurch und manchmal übertönen sie sogar den kleinen Dieselgenerator, der die Kühltruhe des Fischerbootes versorgt, das während der Nacht hundert Meter gegenüber am grossen Quai fest macht. Ein immer wähernder Verdruss für unsere lärmallergische Jana.

„Was, Sie wollen hier Übernachten?“

Er steht in seinem kleinen Supermarkt und schüttelt den Kopf.

„Das geht hier nicht, hier in Topo gibt es nichts. Keine Möglichkeit.“

„Gibt es keine Pension? oder Leute, die ein Zimmer vermieten? Für eine Nacht?“

„Nein! jedenfalls weiss ich von nichts. Und ich müsste es wissen. Die einzigen Appartements zum Mieten... die Lehrer die mieten die. Wissen Sie, die Lehrer die hier unterrichten. In der Schule. Aber jetzt sind Ferien!

Nein! Sie müssen zurück. Zurück nach Velas fahren.“

„Aber es gibt keinen Bus mehr.“

„Ich weiss, ich weiss, erst morgen wieder. Taxi! Taxi, das ist das einzige.“

Und er gibt mir die Nummer des Taxis, nein, ruft sogar an und fragt den Taxihalter ob er etwas wisse...

„Nein, auch er weiss nichts! Wenn er nichts weiss... Soll er sie gleich

abholen?“

„Nein, noch nicht, nein danke. Das hat noch Zeit. Und vielen Dank für Ihre Hilfe!“

„Kein Problem! Das ist doch selbstverständlich. Good luck!“

So schnell gebe ich nicht auf.

Der Jüngling in der Touristen-Information von Velas hat für mich in Topo, dem Dorf am Ostende der Insel, angerufen und mir dann gesagt, es gebe ein-zwei Zimmer zum Mieten. Auch nur für eine Nacht. Aber sie zu finden, das sei wahrscheinlich schwierig...

Scheint so!

Ich gehe die schmale Gasse bergwärts. Sie ist auf beiden Seiten von kleinen zweistöckigen Häusern gesäumt, aneinander gebauten Häusern, jedes in einer anderen Farbe bemalt – von diskret über gewöhnlich bis schreiend – von honiggelb über altrosa bis hart-violett! Sie sind bunt und lebensfroh, diese Gassen – auch wenn sich kaum ein Mensch darin bewegt.

Fünzig Meter bin ich bergan gestiegen, da sehe ich eine Tafel mit der Aufschrift „Appartement zu vermieten“ – in gelbgrüner Leuchtschrift ziemlich un-gelenk hingemalt. Und ein Mensch, ein Mann steht daneben – der einzige in der Gasse, ausser mir.

„Sprechen Sie Englisch?“

Im breitesten Amerikanisch kommt die Antwort.

„Natürlich, warum?“

„Ich suche eine Möglichkeit, hier zu übernachten.“

„Hier in Topo?“

„Ja hier... und da habe ich diese Tafel gesehen. Wissen Sie, wem dieses Haus gehört? Und das Appartement?“

„Klar, gehört mir. Aber es ist nicht einfach ein Zimmer. Und ich vermiete nur langfristig. An Lehrer, zum Beispiel.“

„Und da ist nichts zu machen?“

Offenbar hat er – trotz meines schlechten Englisch – die Enttäuschung heraus gehört.

„Ich frag’ mal meine Frau. Sie muss es nachher putzen!..“

Und er ruft die Treppe hoch, „Sheila, Sheila, komm mal, komm! Hier ist ein Mann, der möchte übernachten, bei uns im Appartement...“

und zu mir gewandt, „was haben Sie sich so vorgestellt, ich meine den Preis?“

„Ja, so zwanzig Euro – hat man mir gesagt...“

„Fünfundzwanzig? es ist ein Appartement...“

„OK, Hauptsache ich kann irgendwo schlafen.“

In der Zwischenzeit ist seine Frau die Treppe herunter gekommen, eine hübsche, junge Frau aus Mikronesien – später erfahre ich, eine Philippinin. Sie schaut mich an, lächelt und sagt, „klar, warum nicht? Das Zimmer ist ja frei...“

So schnell findet ein Glückspilz wie ich eine Schlafgelegenheit, selbst dort, wo es gar keine gibt! Ich habe aber noch ein weiteres Problem. Das Abendessen.

„Das einzige Restaurant in Topo hat um zwölf zu gemacht...“

„Mittags um zwölf? Dann kann ich in Topo nichts zu Abend essen?“

„So ist es! Ausser — essen Sie Fisch?“

„Ich liebe Fisch!“

„OK! Dann können Sie mit uns essen. Etwa in eineinhalb Stunden.“

OK für Sie?“

Nach einer Stunde hat Mike mich mit dem Wagen beim Leuchtturm abgeholt.

„Siehst Du, dort drüben, mein Rebberg. Daraus mache ich Wein. Trinkst Du Wein?“

„Und ob!“

„Dann musst du meinen probieren, nachher. Ich mach ihn noch so, wie ihn schon mein Grossvater gemacht hat...“

und er zeigt mir wie, Pressen mit und zwischen seinen beiden Händen.

Dann hat er mir die Gegend gezeigt.

„Siehst Du, jenes Haus, ein grosses, ein sehr grosses Haus, es wurde auch zerstört.“

„In den achtziger Jahren, letztes Jahrhundert. Da hatten wir hier ein gewaltiges Erdbeben. Alle Häuser sind zusammen gefallen. Jenes dort, siehst Du, zusammen gefallen. Das da, neu gebaut. Alle, die stehen sind nachher gebaut.“

Jenes dort, und dieses, alle zusammen gestürzt. Es ist eine Riesenkatastrophe gewesen.“

„Hast Du damals noch hier gelebt?“

In der Zwischenzeit weiss ich, dass er jetzt in Florida lebt und hier ist, weil vor kurzem seine Mutter starb, er das geerbte Haus renoviert hat und es nun vermieten will.

„Klar! Ich bin damals noch zur Schule gegangen. Ist auch zusammen gefallen.“

„Hatten denn die Leute Geld um alles wieder aufzubauen?“

„Eigentlich nicht. Ist eine arme Gegend. Aber sie haben Hilfe bekommen.“

Von überall her. Und jetzt stehen die Häuser wieder. Auch die Käsereifabrik

dort drüben, neu! Jedes Dorf hat eine. Hier sind alle Bauern. Kühe, Kühe!  
Nur Kühe.

Aber der Käse ist ausgezeichnet, den sie hier machen..."

Und erst der Wein!

Aus einer Fünfliter-Glasflasche goss er ihn in einen grossen Krug. Hellviolett-farben. Und der Krug war immer voll. Und mein Glas — immer voll.

Er hat recht schnell gemerkt, wie gut mir sein Wein schmeckt. Er ist fruchtig, sonnig, ich habe keinen Holzgeschmack gespürt, keine Säure, nur Trauben-beeren und die Traubenhaut. Weich, fast zart ist er mir vorgekommen, sam-tig — sagen die Weinkenner. Und süffig!

Auch das Esse war ausgezeichnet. Eingelegte Fischsteaks und G'schwelli. Ein bisschen unsicher sagte Sheila dazu, sie müsse jetzt versuchen, portu-giesisch-azorisch zu kochen. Das sei nicht einfach, vor allem nicht für sie, da sie sonst philippinisch koche. Ziemlich hot. Das könne sie! Aber azorisch?.. Mir jedenfalls hat ihre Küche geschmeckt und das habe ich ihr auch gesagt. Auch nach dem Essen blieben die Gläser voll. Wir redeten über die Azoren und Florida. Ich habe keine Ahnung mehr, was genau. Irgend wann merkte ich, jetzt ist es genug. Genug Wein!

Er lachte sein breites amerikanisches Lachen, tief aus dem grossen Bauch heraus. Und schenkte sich den Rest aus dem Krug ein.

„Na dann, schlaf gut. Morgen fährt dein Bus um halb Acht!..."



Es ist schwer, diese Landschaft zu beschreiben. Sie wechselt so schnell die Farben und Formen. Der Bus fährt über die schmale, kurvenreiche Strasse. Den Hügel hinauf, über die Hochebene, hinunter in ein weiches, sanft ge-schwungenes Tal und wieder hinauf zur leicht gewellten Ebene.

Scheint die Morgensonne schrägt in die verschieden hohen Gräser, leuchten sie hellgrün. Hellgrün in allen Nuancen. Als Kontrast – das Schwarz der Steinmüerchen.

Hier oben ziehen die Wolken rasch! Dort bringt das warme Licht das Grün zum Leuchten. Dahinter, im Wolkenschatten – dunkles, erdiges Grün. Und der Schatten schwärzt auch das Anthrazit der geschichteten Mäuerchen. Hingeworfen über Hügel und Täler, über die weiten, sanft zum Meer abfallenden Hänge – lange, gerade Reihen aus Basaltblöcken, lichtlos, tief schwarz. Sie fassen die sonnenhellen Wiesen ein, grenzen sie ab, auch von den dunkelgrünen Wiesen im Schatten. Ein Flickenteppich aus grünen Quadraten, Rechtecken, Rhomben – hart abgegrenzt durch dicke, schwarze



Striche, den Mäuerchen.

Kühe, Rinder, Stiere überall stehen sie zwischen den schwarzen Mäuerchen, drängen sich hin zum Farmer. Er ist mit seinem Auto gekommen um die Kühe zu melken. Ohne Melkmaschine. Die Euter sind

gefüllt aber nicht überfüllt.

Hier oben können sie noch springen und galoppieren, die Kühe. Kein Riese-neuter hindert sie. Auf diesen Weiden weiden keine wandelnden Euter.

Die schwarzen Stiere weiden gesondert. Stiere für den Stierkampf. Für den volkstümlichen Stierkampf. Es gibt auch den Anderen. In Angra steht eine richtige Stierkampf Arena. Was dort passiert, weiss ich nicht. Spanischer Stierkampf?

Was auf den Azoren das Volk fasziniert, ist der „touradas à corda“.

Er geschieht in den Gasse und den Plätzen der Dörfer. Dem schwarzen Stier sind die Hörner umwickelt, er hat keine tödlichen Waffen. Aber auch die Männer, die sich ihm nähern, ihn reizen, ihn zeuklen, haben kein spitzes Schwert unter einem roten Tuch verborgen. Es geht nicht darum, den Stier zu töten. Sie versuchen, so nahe wie möglich an ihn heran zu kommen, ihn mit



Tüchern, Schirmen, Mützen, was sie gerade zur Hand haben, von ihrem Körper abzulenken, um sich herum zu ziehen — wie richtige Toreros. Kommt er ihnen zu nahe, retten sie sich über das nächst Mäuerchen.

Der Stier jagt die Menschen — nicht umgekehrt. Für die Jungen eine Art Mutprobe, für die Älteren der Beweis, noch nicht zu alt zu sein, dafür.

Das wäre ein durchaus gefährliches Spiel, raste der Stier nicht an einer langen Leine. An ihrem Ende halten ihn mehrere kräftige und erfahrene Männer. Wird der Spass tödlich — halten sie ihn vom Töten ab.

Immerhin habe ich gesehen, wie der Stier einem stattlichen Mann mit seinen Hörner half, mit erheblichem Schwung über das Mäuerchen zu fliegen. Keine Einstiche, aber blau-schwarze Flecken am Allerwertesten als Minimum!

In der Schweiz würde vermutlich der Tierschutz einschreiten — auch die Versicherungen und Krankenkassen. Denn immer wieder gelingt es dem Stier, einen dieser reizenden Helden auf das steinige Pflaster zu werfen. Mit den Hörner kann er ihn nicht aufspießen, mit der Schnauze rollt er ihn dann über die Kopfsteine. Der umher gerollte Held ist froh, wenn der Stier endlich von ihm abgelenkt wird. Vom nächsten Mutigen, zu sich hin. Ein Wechselspiel. Keiner in der Gasse weiss, wann der schwarze Stier sein Zeuklen ernst nimmt. Wann er ihn plötzlich anschaut, dann auf ihn zu galoppiert. Wird es ihm gelingen, den Stier mit seinem Badetuch zu bremsen, zu täuschen, über ihn zu triumphieren? Oder wird er der nächste sein, und den harten Stoss des gesenkten Kopfes zu spüren bekommen?...

Die schwarzen Stiere sind durchaus gefährlich. Das mussten tausend Mann einer kleinen spanischen Invasions-Armee 1581 mit Wut und Schmerz erfahren. Sie sollten die Inseln unter Spanische Gewalt bringen und landeten in der Bucht von Praia. Als die portugiesischen Verteidiger sie nicht zurück werfen konnten, hetzten sie tausend schwarze Rinder den Hang hinunter. Die Verwirrung unter den Spaniern war gross und die Schlacht gewonnen. Nur wenige Spanier entkamen auf ihre Schiffe, die in der Bucht ankerten.

Nächste Insel — Terceira.

„In Biscoitos kannst du nur den Sommer über leben. Im Winter ist es unmöglich. Du kannst nicht einmal herüber kommen, nach Angra, die Strassen sind voll der schwarzen Stiere. Viel zu gefährlich...“

Maria ist hundertfünfzig prozentige Angranerin — obwohl — oder weil? — sie die Hälfte ihres Lebens in den USA verbracht hat. Insularer Lokalpatriotismus!

Auch Praia ist für sie keine Alternative.

„Angra! Da geht es gerade noch. Da kann man gerade noch leben. Da gibt es Kultur, Vergnügungen und Shopping...“

Und – Angra ist Kulturerbe der Menschheit!

Es ist ein schönes Städtchen mit einigen berühmten Kirchen und Klöstern, einigen grossen Palais und Herrenhäusern — jenes des Gouverneurs, der hier Kapitän hiess, des Bischofs, der Bettencourt's und anderer. In letzterem ist heute die Stadtbibliothek untergebracht mit Lese- und Internetsaal. Gratis Zugang zum Netz!

Nicht diese Paläste, Kirchen und Klöster der Reichen machen jedoch die Einzigartigkeit dieses Städtchens aus sondern die Geschlossenheit des gesamten Bildes. Die gesamte Bausubstanz aus dem Mittelalter bis zum vorletzten Jahrhundert scheint komplett erhalten. Du spazierst in einem Städtchen, wie es schon damals da gestanden hat. Immer weiter entwickelt und wieder aufgebaut nach grossen Erdbeben.

Im Mittelalter war Angra der Zwischen-Hafen für die spanischen und portugiesischen „Handels“-Schiffe. Sie kamen aus der Neuen Welt und aus Asien und waren mit Gewürzen – dem Gold des Ostens – und mit wirklichem Gold aus Mittel- und Südamerika beladen. Hier ankerten sie, die Besatzungen ruhten sich aus, dann wurde Wasser und neue Nahrung an Bord genommen und die Reise fort gesetzt – nach Westen oder zurück in die Heimat.

Die Reede, auf der die Schiffe ankerten, wurde bewacht von den Kanonen der beiden grossen Festungen. Denn englische und französische Korsaren liebten die Goldschiffe, überfielen sie und verteilten damit das gestohlene Gold Mexikos und Perus auf ganz Europa.

Ist die alte Geschichte in den schmalen Gassen des Städtchens noch spürbar, wie es in den Werbetexten der Tourismusbranche beschrieben wird?

Der rege Autoverkehr und die anderen Segnungen unserer Zivilisation verdrängen sie; wie in anderen schönen, alten Städten auch, vor allem, wenn sie noch keine Auto-freie Altstadt kennen.

Die Atmosphäre auch der schönsten Bauten bewirkt keinen Zeitsprung. Es ist zu laut, es stinkt.

Wir sind und leben in unserem Jahrhundert — und haben dabei unsere Vorteile. Da stellt sich natürlich gleich die Frage nach dem Sinn der Konservierung alter Stadtbilder. Vermutlich kommt es darauf an, wie wir sie erleben.

Als goldene Verbrämung jener vergangenen Zeit — als ästhetischen Genuss — als einer der Bausteine zum Verständnis unserer Geschichte. Bei letzterem stört der Autoverkehr nicht – er gehört dazu – ist sozusagen ein Teil ihres Endpunktes, ein Teil unserer gloriosen Zeit.

Trotzdem stört er mich und ich liebe autofreie Altstädte.

Wieder ein Zeitsprung. Die WAHOO liegt in Praia – diese Marina ist billiger als jene von Angra, sie gehört der Gemeinde. Praia ist ein normales Azoren-Städtchen ohne den geschichtlichen Hintergrund Angras. Im Mittelalter war Praia zwar Hauptstadt der Insel Terceira. Aber Angra hat bessere Ankerplätze und gewann stetig an Bedeutung. Am Ende des 15. Jahrhundert war Praia wieder eine Kleinstadt. 1837 erhielt es den Zusatz „da Vitória“, weil die Einwohner zehn Jahre zuvor mitgeholfen hatten, die Landung der absolutistischen – diesmal portugiesischen – Truppen zu verhindern. Praia da Vitória. Was für ein Klang!

Mit dem Bus bin ich auf dem Weg nach Biscoitos, im Norden. Es ist das Weindorf der Insel und ich besuche das Weinmuseum. Hier wachsen die verschiedensten Rebsorten, einerseits zwischen den schwarzen Basaltmäuerchen, dem Boden entlang kriechend, wie überall draussen auf den Feldern – andererseits im Hochanbau, etwa einen guten Meter hoch gezogen an Stöcken oder Pfeilern hängend.

„Warum das?“ frage ich meine erklärende Begleiterin, die wie ein Buch spricht und so schnell wie ein Reklamesprecher für Medikamente – all das auf Englisch...

„Weil wir zeigen wollen, welche Sorten bei uns w i e angebaut werden können.“

„Und welches ist hier die beste Sorte – und wie muss sie angepflanzt werden?“

„Die Verdhele Traube! Sie ist eindeutig die beste Sorte. Sie muss zwischen die curraletas, die Basaltmäuerchen gepflanzt werden. Dort ist die Traube geschützt, die schwarzen Steine geben nachts Wärme ab und hier – sehen Sie – diese kleinen Steine, die den Boden bedecken, die Biscoitos, auch sie nehmen Wärme aber auch Feuchtigkeit auf und geben beides wieder an die Trauben ab.“

„Biscoitos – kommt daher der Name des Dorfes?“

„Ja und nein. Biscoitos hiessen die Biscuits, eigentlich das Brot der alten Seefahrer, das wir hier für sie buken und das sie dann auf ihre Fahrten mit-



nahmen. Sie waren hart wie diese Steine. Darum heissen sie so. Und weil wir hier viele dieser Steine im Rebbau verwenden, heisst auch das Dorf so., „Die Traubenlese, ist sie hier bei Ihnen bereits vorüber?“

„Vor einer Woche, ja. Darum kann ich Ihnen den Unterschied nicht zeigen.“

Den Unterschied, zwischen den Trauben im Hochanbau, sie sind sauer — für meinen Geschmack — und den Verdhelo Trauben, zwischen den curraletas — die sind wunderbar süss!

Aber was ich Ihnen zeigen kann, das ist der Wein, den wir daraus machen. Wenn Sie das Museum im oberen Stock gesehen haben, dann bitte ich Sie zur Degustation,,

Das Museum im oberen Stock zeigt ein paar alte Weinbau-Werkzeuge und erklärt, dass der Initiator des Museums, Francisco Maria Brum, 1853, als der Mehltau(?) auch hier die Reben verwüstete, der einzige Weinbauer gewesen ist, der weiter gemacht hat. Und zwar mit Schösslingen jener wenigen Reben, die wie durch ein Wunder, von der Krankheit verschont geblieben waren. Heute sind seine Nachkommen die grössten Weinbauern der Insel.

Die Degustation.

Zuerst ein gewöhnlicher weisser Tischwein. So ungekühlt schmeckt er — sauer! Hochanbau? Vermutlich.

Dann der etwas bessere Weisse — für mich das selbe nur etwas weniger sauer.

Dann — der Verdhelo.

Das ist Wein! Der schmeckt mir. Und — er erinnert mich an Sardinien, an den Wein, den uns jeweils unsere sardischen Freunde brachten und den sie Vernaggio nannten.

Verdhelo... Vernaggio... vielleicht die selbe Traube?

Als Abschluss kredenzte die Begleiterin dann den Wein, den sie ein paar Jahre in den Eichenfässern lagern, die auch in diesem Raum den schweren Steinmauern entlang aufgereiht sind.

„Süss, mittel, trocken?“ fragte sich mich.

„Mittel, bitte.“

„Nach dieser Frage und auch nach der Farbe des Weins — ist er dem Jerez ähnlich?“

„Ja, das kann man sagen.“

Es ist ein vorzüglicher „Jerez“!

Er ist nun jeweils mein Apéro auf dem Schiff...

Das Wetter! Eine Front jagt die andere. Regen, Wind, Kälte... zum mindesten haben wir das Gefühl, jetzt ist es aber kalt! Und wir haben noch nicht einmal Ende September...

Seit Tagen weht der Wind mal stark, mal schwächer aus Osten. Von daher, wo wir hin wollen...

Klar! Entweder kein Wind — oder Wind auf die Nase.

Ein geflügeltes Wort unter Seglern.

Und dann sind wir doch ausgelaufen.

Am 25. September drehte der Wind nach Südosten und ich sagte, jetzt oder nie! Jana und Tobias waren einverstanden, umso mehr als Tobias' Eltern am 10. Oktober mit ihnen und all ihrem Material von Vilamoura, Portugal, aus mit Auto und Camper zurück in die Schweiz fahren wollen.

Und die Windpfeile auf den elektronischen Karten sagten für den 29. und die folgenden vier Tage Nordwind an, allerdings weit draussen, ungefähr in der Mitte zwischen den Inseln und Portugal. Da müssen wir zuerst einmal hin kommen!

Einkaufen, Marina bezahlen, Verabschieden von neuen Freunden hier – das alles hat gedauert und als wir dann am Nachmittag um drei endlich ausliefen, hatte der Wind schon wieder ein wenig zurück gedreht.

Stell dir vor: Grauer Himmel, bleigraue See, zwei Meter Wellen, alle paar Minuten fliegen, vom Wind getragen, ein paar Salzwasserspritzer irgendwo an Deck und jemand flucht... beide Segel sind gerefft, der Wind kommt aus Nordost. Nach den Prognosen müsste er aus Norden kommen! Und er weht immer noch mit 20 bis 25 Knoten. Aber das ist bereits ein Fortschritt, noch vor ein paar Stunden hat er mit 30 Knoten aus Ostnordost geblasen.

Die WAHOO stört das alles nicht. Stoisch stampft sie ihren Weg fast ostwärts, immer mit 55° am Wind. Wir haben den 29. September. Und ich erinnere mich an den Ausspruch französischer Segler-Freunde:

„Vive les cyclistes!“

Die zwei letzten Tage sind dann doch noch so gewesen, wie wir es während der ganzen Reise nach Portugal gerne gehabt hätten. Blauer Himmel, leichter Wind aus der richtigen Richtung, warm. Die WAHOO unter Gros-, Besan- und Vorsegel lief, kaum schwankend, ihrem Ziel Vilamoura entgegen.

Am Morgen des 6. Oktobers 2008 haben wir es erreicht, unser Ziel. Wir waren alle froh und erleichtert!

Leider hat die Schlussabrechnung das Verhältnis zwischen Crew und mir ziemlich getrübt. Ich war der Meinung gewesen, die zweifache Motorrevision sei eines jener Ereignisse, die nicht zum normalen Unterhalt gehören und müsse darum, gemäss Vertrag, von der Crew mit finanziert werden.

Die Crew war anderer Meinung und weigerte sich, einen Beitrag zu leisten. Schade. Immer diese verdammten Finanzen!

Leider haben sie nie verstanden, dass sie mit unserer Abmachung, nur die Reisespesen bezahlen zu müssen — keine Chartergebühr incl. Skipper — sehr viel Geld gespart haben.

Aber auch diese Schramme wird die Zeit heilen. Wir haben viel Schönes zusammen erlebt. Ich hoffe, es wird überwiegen.

## Portugal und Asillah

Wir haben die Reise rund um Afrika im Herbst 2008 in Portugal unterbrochen. Jana und Tobias waren mit einem Wohnwagen voll ihrer Dinge nach Hause, zu ihrer Arbeit zurück gekehrt. Ich reiste etwas später ebenfalls in die Schweiz, aber nicht mehr nach Solothurn, sondern pendelte zwischen dem Tessin, Poschiavo und Zürich hin und her.

Endlich habe ich begonnen, was ich lange versäumt hatte – mich mehr um meine Familie und um meine FreundInnen zu kümmern. Ich musste dazu gezwungen werden – und merkte erst dann, wie schön es ist Töchter, Enkelinnen, Geschwister und FreundInnen zu haben. Es tut gut, das zu merken. Ich danke allen, die mich aufgenommen haben, als wäre das selbstverständlich. Für mich ist es das nicht, zu lange hatte ich mich zu wenig um sie alle gekümmert.

Nach meiner Rückkehr im Frühling 2009 auf die WAHOO, die in Faro an Land stand, kam zuerst die Arbeit – sie kommt halt meistens vor dem Vergnügen. Getriebe und Ankerwisch revidieren – bei Vreni und Georg – Jugendfreundin und Bruder von Madleina. Georg ist nicht nur Elektroniker und Winzer, er versteht sich genau so gut auf Motoren und Getriebe. Vielen Dank Georg – und auch Dir Vreni, für die Gastfreundschaft! Ich habe mich bei Euch irgendwie zu Hause gefühlt. Eine schöne Zeit.

Dann zurück aufs Wasser. Segeln mit Barbara, Heinz und Jonathan – alten Solothurner Freunden – entlang der Portugiesischen Küste, den Guadiana hinauf, ins „alte“ Portugal. Der Guadiana ist der Grenzfluss zwischen Portugal und Spanien

Auf dem Fluss ein gemütliches sich Treiben lassen. Das bisschen Fahrt, das der Wind bringt, genügt gerade zum Steuern. Der Fluss läuft die halbe Zeit aufwärts – während der Flut – und das haben wir benützt um ohne Motor bis Alcoutim zu kommen. Alcutim, ein Dorf auf der portugiesischen Seite des Flusses, San Lucar, jenes auf der Spanischen. Du kannst mit dem Dinghy hin und her fahren, es gibt keinen Zoll, nichts derartiges mehr. Nur die Uhr musst Du jedes Mal um eine Stunde vor und zurück stellen. Spanien hat Mitteleuropäische Zeit, Portugal eine Stunde später.



Unterwegs haben wir zwei Dörfer erkundet, die vor zehn Jahren, als ich das letzte Mal da war, nur noch als Ruinen existiert haben. Heute werden im Untersten Leitungen für Wasser und Elektrisch eingezogen. Alle Strässchen und Gässlein sind aufgewühlt, für die alten Leute, die dort leben, nicht gerade einfach. Aber nachher...



Und werden auch die Jungen wieder zurück kehren? Das haben wir uns gefragt und in den nächsten Dörfern die Antwort gefunden. Da ist ein Restaurant entstanden zu dem die Leute – vorwiegend natürlich Touristen – vom Meer herauf kommen, des guten frischen Schafkäses und des Schinkens wegen.

Im nächsten Dorf steht ein Hotel und im übernächsten ein Restaurant, das unter den SeglerInnen bekannt ist für seinen guten Schweinebraten von den kleinen, schwarzen Säulein (porco preto). Junge Leute leben wieder dort. Die hübscheste

junge Frau serviert im Restaurant ihres Vaters – möchte aber so bald als möglich nach Vila Real oder gar Faro „flüchten“ um dort zu arbeiten. „Flüchten“ vielleicht vor ihrem Vater, der ein bekannter Grobian sei und seine Frau, eine grossartige Köchin, immer wieder schlage — wenn man der Erzählung eines Deutschen trauen will, der seit zwanzig Jahren am Fluss lebt.

In Vila Real steigen Sabine und mein „alter“ Freund Roger zu. Wir segeln nach Spanien. El Rompido. Auch dort bin ich vor Jahren gewesen. Die Einfahrt war immer schwierig, weil ein Schiff zuerst durch eine Lücke in der Sandbarre zum Ufer und dann parallel dazu hinter die Sandinseln fahren musste. Und früher ist

praktisch nichts betont gewesen. Am besten, man wartete auf einen Fischer und fuhr hinter ihm hinein. Drinnen gab es Ankerplätze und ein kleines Restaurant auf Pfählen. Richtig idyllisch — damals ein Geheimtipp der Sevillianer.



Heute ist der Eingang gut betonnt – kein Problem mehr. Drinnen reihen sich Hotel- an Appartementbauten und streiten mit den Prunkvillen um ein bisschen Platz. An Hunderten von Bojen sind kleine bis mittlere Motorboote vertäut. Die Grossen liegen in der Marina, die es natürlich ebenfalls gibt. Fortschritt!

Wir haben hinter der ersten Sandinsel geankert und eine ruhige, schöne Nacht erlebt.

Abschied – es sind die Momente, die immer wieder ein wenig traurig stimmen. In Vila Real verlassen uns die Solothurner, in Faro Sabine und Roger. Ferien vorbei.

Aber schon am Montag kommt Brida – eine Freundin aus dem Bündnerland – und einen Tag darauf Georg und seine Tochter Laura an Bord.

Am 29. Juli segeln wir Richtung Tanger ab. Am nächsten Morgen – nach der ersten Nachtfahrt – stehen wir knapp vor Cadiz, wo wir einlaufen wollen. Aber der Wind dreht auf Nord, frischt auf und wir segeln weiter, direkt nach Tanger in Marokko.

Auch Tanger hat nun eine Marina, nicht so chique aber auch nicht so teuer wie die Spanischen. Die Altstadt, der Souk, hat sich kaum verändert. Die Menschen schon. Der Einfluss des jungen Königs ist zu spüren. Heute schlendern viel mehr Frauen – kaum noch Verschleierte, einige mit Kopftuch aber die jüngeren eher ohne – durch die engen Gassen und die Hauptgasse hinauf und herunter. Selten hingegen sitzen Frauen zusammen auf den Terrassen einer der vielen Teestuben und trinken den wunderbaren Pfefferminz-Tee. Das ist noch Männer-Domäne.

Unsere beiden Frauen haben ihn dort jedoch genossen und wir Männer auch.

Am nächsten Tag segeln wir nach Asillah, nur ein paar Seemeilen südwestlich von Tanger. Wie wir in den kleinen Fischerhafen einlaufen, ruft jemand von einem Ruderboot aus, Georg, Georg!

Es ist Achmed, ein Freund von Georg und seiner Familie. Achmed hat lange in Chur gelebt und ist mit Anna, einer Churerin verheiratet. Um sie zu besuchen, sind wir hier. Grosses Wiedersehen!

Ab sofort wird unser Aufenthalt hier von Achmed organisiert. Fische für das Abendessen auf der Terrasse seines Stadthauses, Fleisch für den morgigen Grillabend dort, Früchte, Gemüse, geröstete Erdnüsse, bis hin zum Diesel – hier wesentlich billig, aber in Kanistern per Taxi und Ruderboot zur WAHOO zu transportieren.

Am nächsten Tag kommt Anna von der Farm zurück in die Stadt. Eine Schweizerin, etwa 40-jährig, hier unter MohammedanerInnen lebend. Sie hat es am Anfang schwer gehabt. Heute ist sie akzeptiert, das haben wir auf Schritt und Tritt erlebt. Überall grüssen sie die Leute von weitem: Anna, Anna, vor allem die Kinder. Und sie grüsst zurück, auf Arabisch, das sie heute fließend beherrscht.

Sie tut aber auch etwas für die Menschen, vor allem für Mädchen und junge Frauen. Sie schaut, dass sie in die Schule gehen – eigentlich ein Gebot seit der Thronbesteigung des jungen Königs. Manchmal nimmt sie auch so einen Teenager auf ihren Hof, um ihr den Schulbesuch zu ermöglichen. Und dann verliert sie fast die Fassung und fragt sich, warum ein Mädchen so faul sein kann oder blöd und verlogen, wenn es sich, statt zur Schule zu gehen, einfach in den Schatten eines Baumes legt.

Wer will hier urteilen? Was wissen wir, wie stark die Traditionen noch lasten – was in einer arabischen Mädchenseele vor sich geht?...

Zwei Tage bleiben wir. Am Dritten, grosser Abschied und Segel hoch, nordwärts. Diesmal machen wir nun Zwischenhalt in Cadiz. Und auch hier – die Stadt ist nicht wieder zu erkennen. Die Häuser renoviert, überall Touristen, natürlich eine Marina, nein, deren zwei. Alles heraus geputzt und nach mitteleuropäischem Gusto „zwäg“ gemacht. Euroland. Eurogelder. Euro-Fortschritt.

Nächster Etappenort: Huelva. Dort lade ich endlich mein Handy wieder auf, schalte es ein – und was kommt als SMS herein: „Wir sind heute in Lissabon gelandet und erreichen in 10 Minuten Faro. Kannst Du uns abholen kommen? Lbg Corinne + Marcel“

Du meine Güte! Datum? Heute. Und wir sind in Huelva, segeln Morgen nach Vila Real.

Also SMS retour: „Sind Morgen Nachmittag in Vila Real. Mit Zug von Faro aus kein Problem. Erwartet Euch dort in der Marina. FREUE MICH!!!“

Und so kann ich am nächsten Nachmittag Corinne in die Arme schliessen und beide, sie und Marcel mit einem Weisswein aus der Kellerei von Georg willkommen an Bord heissen. Es lebe die moderne Kommunikation!... bei der ich zwar ihr Mail erst nach ihrem Rückflug gelesen habe – sie aber dank SMS trotzdem angekommen sind!

Georg und Laura kehren am nächsten Morgen zur Adega Graveira zurück. Die Weinernte steht an und Georg ist froh sie zwei Tage früher als geplant organisieren zu können.

Schöne Tage mit Corinne, Marcel und Brida! Als Abschluss mieten wir von Faro aus ein Auto und fahren hinauf nach Aljesur, zur Adega Graveira.

Abends steigt ein gemütliches Fest am Grill. Und dann, Übernachten in einer schönen kleinen Ferienwohnung, die Vreni neben ihren eigenen auch noch betreut. Wirklich ein schöner Abschluss dieses unerwarteten Besuches von Corinne und Marcel.

Am nächsten Tag sind sie alle nach Hause geflogen und ich allein auf mein Zuhause zurück gekehrt. Aber auch das kann schön sein, wieder allein — und Zeit zum Schreiben haben...

Ende Monat kommt noch ein Paar – Karin und Hubert. Karin ist bereits einmal in Tunesien mit gesegelt. Jetzt segeln wir den Guadiana hinauf, dann nach El Rompido und der Küste entlang westwärts nach Faro.

Ab Mitte September bin ich frei, kann tun und lassen, was ich will... mehr oder weniger. Die WAHOO an Land stellen und zurück in die Schweiz kommen, kann ich beispielsweise nicht.

Jeder Tag an Land kostet halt 9 €. Und so werde ich das so lange wie möglich hinaus schieben, hier zwischen den Sänden bei Faro vor Anker bleiben, so lange ich es aushalte... bis die Kälte kommt.

Das wird so gegen Ende Oktober sein.

.

## Rückreise nach Montenegro — Beenden der Umrundung

Und dann ist es doch anders gekommen. Auf der Werft in Faro arbeiteten Monika und Martin seit einem Jahr an ihrem Katamaran. Über die kältesten Wintermonate hatten sie in der WAHOO gelebt. Es sind alte Freunde. Madleina und ich hatten sie in Curacao — Spaanse Water, Sarifundy's YC — kennen gelernt – sie waren damals auf ihrer Reise rund um die Welt. Nachher haben sie wieder zehn Jahre in der Schweiz gearbeitet und auf eine neue Reise gespart.

Und dann kam die grosse Wende! Monika verliebt sich in einen älteren Portugiesen, einen ehemaligen Buschpiloten in Afrika. Die ganz grosse Liebe! Also Scheidung.

Das hat Konsequenzen. Da sie den Kat in Deutschland gebaut und Monika Deutsche ist, hatten sie ihn auch dort immatrikuliert. Nun muss Martin den Kat in der Schweiz immatrikulieren. Dazu braucht er den B-Schein und eine 1000 sm Bestätigung. Schweizer Bürokratie – die 40'000 sm als verantwortlicher Skipper rund um die Welt werden nicht anerkannt. Das sei vor zehn Jahren gewesen...

Martin machte mir deshalb den Vorschlag, die WAHOO zusammen nach Montenegro zu segeln. Er bekäme dann die 1000 Seemeilen von mir bestä-

tigt und ich hätte die WAHOO in Bar. Natürlich bin ich einverstanden. Einen erfahrenen Segler an Bord zu haben... da wird Segeln nur noch reinstes Vergnügen sein. Dachten wir...

Unsere Reise also zu zweit von Faro nach Bar in Montenegro. Das letzte Fünftel der Reise der WAHOO rund um Afrika.

Günstige westliche Winde waren angesagt. Also Segel setzen, Anker auf und weg. So war's geplant. Nur, durch das viele Male schwoien um den eigenen Anker — bei Flut schaute die WAHOO zum Meer, bei Ebbe zum Land — war die Kette derart vertörnt, verdreht, dass wir die grösste Mühe hatten, den Anker richtig an seinen Platz zu hieven, und das mit den Segeln schon oben. Über eine Stunde haben wir geschuftet.

Abfahrt der beiden grossen Seefahrer!...

Aber dann ging's rassig voran.

Schönstes Segel vor achterlichem Wind. Ganz leicht rollt die WAHOO vor sich hin. Die Sonne scheint. Es ist warm und auch das Meer wird wieder wärmer. Baden auf der Plattform, ein Vergnügen!

Am nächsten Mittag erreichen wir Barbate, eine kleine Stadt ein paar Meilen südlich von Cadiz. Zweitägige Ostwindphase. Wir geniessen Barbate, das eine schöne Altstadt pflegt.

Endlich wieder Westwind und wir segeln durchs Tor zum Mittelmeer, Gibraltar — und gleich weiter bis Cartagena. Da der Westwind bleibt und wir der Marina nicht eine zweite Nacht zu 43 € bezahlen wollen, verlassen wir am nächsten Morgen diese eigenartige Stadt.

Die eleganten Flanier- und Einkaufs-Strassen, untergebracht in langen Zeilen schöner alter aufs beste renovierter Häuser, stehen in erschreckendem Gegensatz zu den trostlosen, langsam verfallenden Wohnquartieren zwei-drei Häuserblocks weiter. Die Menschen jedoch sind sehr hilfsbereit und freundlich, nicht so stolz und unnahbar, wie in vielen anderen Spanischen Städten. Hätten wir doch bleiben können!

Nach dem Auslaufen beginnt eine Pechsträhne. Der Wind dreht — entgegen der Prognose — auf Nordost und bleibt zu schwach. Motoren, motoren, motoren. Wie ich das liebe!...

In der nächsten Nacht erreichen wir die Untiefen zwischen Formentera und Ibiza und ankern dort in der La Canal Bucht. Einfahrt um Mitternacht. Spannend. Zwei-drei Lichter an Land. Finsternis um uns herum. Dann ruft Martin vom Bug her, da vorne liegt ein Cat... wir haben den Ankerplatz gefunden. Kaum spüren wir am nächsten Morgen einen Windhauch, setzen wir alle Segel. Er kommt aus Norden. Schönstes Segeln über Stunden, entlang der Südküste Ibizas, ohne Wellen. Dann kommen wir in eine Dünung aus Ost.

Schlechte Aussicht! Tatsächlich nimmt der Wind zu und dreht. Die Fock muss weg. Und um elf in der Nacht segeln wir mit einem Reff in Gross und zweien im Besan gegen einen Ostwind von über 30 kn. Eine nasse Sache! Aber auch eine solche Nacht hat irgend wann ihr Ende. Und am nächsten Nachmittag erreichen wir – ziemlich müde – Porto Colon an der Südküste Mallorcas.

Am nächsten Tag brechen wir unseren Versuch nach Sardinien zu segeln nach kurzer Zeit wieder ab. Zu hoher Seegang aus Norden und zu wenig Wind aus Nordosten. Immer diese Winde aus Ost oder Nordosten! Was hat Äolus gegen uns?

Drei Tage lang kommt er aus Osten. Am vierten starten wir zum zweiten Versuch. Nordost ist besser als Ost! Wir segeln mit Gross, Besan und Fock am Wind. Am Nachmittag briest es auf und eine erstaunlich hohe Dünung baut sich aus Norden auf. Ich kann mich nicht erinnern, im Mittelmeer je eine so hohe und steile See gesehen zu haben. Später hören wir, im Norden habe ein sehr starker Mistral gewütet. Bei uns bleibt es bei Nordost, geht aber bis auf 30 kn hinauf.

Ein Reff im Gross und deren zwei im Besan machen das Segeln erträglich, denn der Automat steuert und der Wellengenerator liefert den nötigen Strom dazu. Bis zum nächsten Morgen: Da kommt kein Strom mehr. Und unter diesen Seegangverhältnissen im Motorraum auch nur heraus finden zu wollen, warum – keine Chance! Also von Hand steuern.

Martin nimmt es erstaunlich gelassen. Das heisst ja immerhin, drei volle Stunden Ruder gehen, dann drei Stunden ruhen, kochen, essen. Und wieder Ruder gehen. Mindestens nochmals anderthalb Tage lang.

Natürlich schaffen wir es. Wenn es sein muss, muss es eben sein. Am Nachmittag das nächsten Tages erreichen wir Carloforte, an der Südwestecke Sardinien. Wir sind froh, endlich ausspannen zu können.

Du wirst dich fragen, ist das vergnüglich? Was bringt euch dazu, immer wieder hinaus zu fahren, weiter zu segeln?

Manchmal fragen wir uns das ebenfalls, auch auf dieser Reise wieder.

Manchmal ist Segeln anstrengend, manchmal mühsam, manchmal kommen wir an Grenzen und hin und wieder ist es sogar ein wenig gefährlich.

Aber dann stimmt plötzlich wieder alles, der Wind, die See. Die Segel stehen voll, ziehen gut, ich sitze hinten auf dem Balkon, vor mir das Schiff, das unbeirrt seinen Kurs läuft, in Harmonie mit den Wellen und dem Wind.

Harmonie mit der Natur und vielleicht auch ein wenig mit mir selber.

Auch der Kampf gehört dazu. Die See ist stark, der Wind ist stark. Die Natur ist stärker als wir. Wir haben es gelernt, wir sind die Schwachen. Wir müssen uns anpassen. Nicht gegen sie kämpfen sondern mit Wind und Wellen

zusammen arbeiten. Der Kampf spielt sich in uns selber ab — gegen Missmut, Zweifel, schlechter Laune, Aufgeben, Angst. Ein harter Kampf, wenn die Natur uns lange genug auf die Probe stellt. Ich will diesen Kampf nicht. Aber wenn er kommt, muss auch ich ihn annehmen.

Meistens ist Segeln aber schön, ein Ur-Erlebnis. Auf See sind wir im Mittelpunkt, segeln im Mittelpunkt einer riesigen Wasser-Scheibe, total allein und auf uns gestellt.

Wir wissen jedoch, am Horizont wird ein Gegenüber auftauchen, eine Insel. Wir werden ankommen!

Ankommen, in einer ruhigen, sicheren Ankerbucht. Dort werden wir den Anker werfen, ein Glas Weisswein trinken, und einfach leben. Leben — das ist es! Tun und lassen, was wir wollen — neugierig an Land gehen, Menschen begegnen, erfahren, wie sie leben. Es wird unser Bild dieser Welt wieder um eine Nuance verändern. Und es wird auch unser Denken, unsere Wertvorstellungen, unsere Vorurteile verändern. Ich glaube, so lange wir das können, diese Veränderungen annehmen, sie vielleicht sogar ein wenig geniessen — so lange leben wir.

Nach diesem eher philosophischen Erguss zurück zur realen Reise.

Die Insel San Pietro ist Sardinien im Südwesten vorgelagert, Carloforte der Hauptort. Am 19. Oktober sind wir dort angekommen und gleich von Andrea, der uns mit seinem Schlauchboot in lässig-rassiger Fahrt entgegen kam, zum äussersten Liegeplatz "seiner Marina" geführt worden. Dort mussten wir mit zwei — zu kurzen — Mooring-Leinen fest machen.

Ja, es gibt nun zwei Marinas in Carloforte, mit allem Drum und Dran. Das Städtchen selber hat sich jedoch kaum verändert. Die Fährschiffe verkehren öfters, im Sommer kommen mehr Touristen, hinter dem Dorf wurde eine Touristensiedlung gebaut.

In den Touristen-Restaurants merkt man das. Aber die Leute von Carloforte sind auch früher nicht so offen gewesen, wie die Sarden. Andrea ist da eine Ausnahme — eben ein Sarde aus einem Bergdorf der Hauptinsel.

Eigentlich sind wir gar nicht in Sardinien gewesen — sondern in San Pietro. Natürlich haben wir hier unseren Wellengenerator abmontiert. Das Pulli drehte auf der Welle!

Wer schweisst uns das? Eine Autowerkstätte!

Gebe es nicht in Carloforte, da müsste ich mit der Fähre hinüber nach San Antioco. Die Werkstätte dort könne den Alternator vielleicht reparieren.

Kann ich einfach nicht glaube.

„Wer repariert denn all die Autos auf dieser Insel?“

Andrea zuckt die Schultern...

„Und Deines?“

„Ich fahr' jeweils nach Cagliari. Aber wart' mal, es gibt einen, der repariert Scooters hier, komm, wir fahren hin...“

Ich hole den Alternator und wir fahren.

Als ich aussteige, stehe ich aber vor einer Citroen Garage.

„Ich dachte...“

„Ist mir eben eingefallen,“ lacht Andrea, „Luigi, der repariert Dir das.“

Luigis Garage ist eine bessere Baracke, wirkt aber ziemlich aufgeräumt.

Zwei-drei Männer arbeiten an einem Fiat und an einem Citroen. Luigi sitzt in seinem Büro. Er ist ein gedrungener Mann mit rundem Kopf, wachen Augen und einem Lachen im Gesicht. Ein sympathischer Kerl, bestimmt ein Sarde...

In bestem Amerikanisch fragt er mich, was er für mich tun könne. Dann schaut er sich den Alternator an und meint, schweissen, das würde er hier nicht. Zu heiss für den Rotor und die Elektronik.

Aber ich solle ihn da lassen, morgen um die selbe Zeit sei er repariert.

Und tatsächlich! Er hatte das Gewinde der Welle neu geschnitten und nun blockiert er das Pulli mit einer grossen Mutter. Eiert noch, sagt er nach dem Drehen, zwei Hammerschläge — „so, jetzt ist es OK. Was meinst Du?“

„Ja bestens. Vielen vielen Dank. Und was kostet das?“

Luigi lacht mich an — „what for... war ja keine Arbeit.“

Ein Sarde!

Er hat eine zeitlang in Chicago gearbeitet, Geld verdient, ist hierher zurück gekommen und hat sich diese Garage aufgebaut.

Es lebe sich schöner hier als drüben... hat er mir gesagt.

Kann ich begreifen.

Am zweiten Sturmtag war die eine unserer Mooring-Leinen durchgescheuert und wir verholten das Schiff notfallmässig an die Hafentmole. Ein nicht ganz ungefährliches Manöver.

Erst am 25. Oktober konnten wir weiter segeln, der Südküste Sardinien entlang abwechselnd motoren und segeln. Endlich, an der Nordküste Siziliens kam wieder Wind aus der richtigen Richtung. Wir setzten sogar den Bloop, zum ersten Mal am ausgefahrenen Bugsprit. Muss schön ausgesehen haben — die zwei rotbraunen Segel und vorne der riesige, rotgelbe Bloop.

Milazzo, unser nächstes Etappenziel, an der Nordost-Ecke Siziliens. 80 € für eine Nacht in einer noch nicht fertig gebauten Marina! So sind wir am nächsten Morgen früh wieder ausgelaufen.

In der Strasse von Messina strömt das Meer jeweils mit bis zu 10 km/h entweder nach Süden oder nach Norden. Wir wollten mit dem Strom nach Süden. Erstaunlicherweise konnte uns in der Marina niemand sagen, wann das sein würde. Übers Internet erfuhren wir es und segelten los. Als wir jedoch

am Nordeingang ankamen, zur richtigen Zeit, lief der Strom gewaltig nordwärts.

Rätselhaft! Bis uns ein Licht aufging. Am Sonntag war auf Winterzeit umgestellt worden. Wir — noch mit Sommerzeit — waren eine Stunde zu früh! Trotzdem sind wir „lebend“ zwischen Scylla und Charybdis hindurch gekommen. Aber wir konnten die Angst der alten Griechen vor diesem Engpass nachvollziehen. Du segelst in einem starken Strom, der dich dreht und wendet, wie er gerade will. Wir mussten das Ruder ständig von Anschlag zu Anschlag drehen um nur einigermaßen Kurs halten zu können. Mit einem einfachen Segelboot, wie es die Fischer hier noch immer fahren — damals natürlich ohne Motor — muss die Durchfahrt beängstigend gewesen sein. Wir sind trotz allem in Regio di Calabria angekommen. Eine immer noch sehr arme Stadt, obwohl sie jetzt — wie überall — auch eine Shoppingmall hat. Für die Reichen. Aber die Armen sind in der Überzahl...

Sturm im Nordionischen Meer. Es ist jetzt November und da ist es normal, dass wir nur noch segeln können, wenn ein für uns günstiges Wetterfenster angekündigt ist. Aber hatten wir das nicht schon im Oktober? eigentlich auf der ganzen Reise! Kommen die Wechsel der Jahreszeiten immer früher? Oder haben sich die "Wetterfrösche" einfach etwas zu oft geirrt? Auf Morgen "angekündigt" heisst nicht, es wird dann auch so sein. Eher, es wird in nächster Zeit so sein. Wir haben das schmerzhaft erfahren.

Warum verlassen wir uns dann doch immer wieder darauf?

Gute Frage! Und die Antwort? Worauf denn sonst?

Wenn wir in einem Rutsch durch das Nordionische und Südadriatische Meer segeln wollen, nützt es uns nur beim Wegsegeln, wenn wir hier zum Himmel hinauf und aufs Meer hinaus schauen. Spätestens Morgen kann sich das Wetter, dort wo wir dann sein werden, total geändert haben. Ein Wetterbericht für drei-vier Tage ist besser als gar nichts. Er beruhigt, gibt ein klein wenig Sicherheit. Wirklich sicher sind wir aber nur mit einem wirklich guten Schiff; mit einem Schiff wie der WAHOO.

Erst am 2. November entsteht — nach Wetterbericht — wieder ein kleines Wetterfenster, das uns erlaubt, weiter zu segeln. Allenfalls nur bis Salina Ionica, einem Hafen, der Gerüchten nach von der Maffia für einen nie realisierten Industriekomplex gebaut wurde. Vor zehn Jahren existierte der Hafen; jetzt, müssen wir feststellen, nicht mehr: total zu gesandet.

Also weiter nach Rocella Ionica. Mit Hangen und Bangen erreichen wir den Hafen. Gottlob, er existiert noch... denn schon wieder ist im Nordionischen Meer Nordostwind Stärke 7 angesagt — der dann aber erst einen Tag später wirklich kommt...

Vor Jahren sind wir hier schon einmal drei Tage von einem Sturm festgehalten worden. Damals war der Hafen praktisch leer — heute voll, besetzt von Segel- und Motorjachten und kleinen Booten. EU-Entwicklung. Am Hafen steht eine gute Pizzeria und der Weg nach Rocella — damals ein Sandweg — ist heute mit Fliesen belegt und nachts hell beleuchtet.

Wieder Warten auf ein Wetterfenster. Am 4. November — endlich! Wir wollen direkt nach Bar segeln. Der Wetterbericht ist gut, es sollte gehen.

Gegen Abend des nächsten Tages segeln wir langsam an Santa Maria de Leuca vorbei. Es ist der Hafen am äussersten Ende des Stiefelabsatzes. Der Himmel wirkt bedrohlich, die Sonne haben wir seit Tagen nicht mehr gesehen. Der Seegang aus Süden ist unangenehm, stärker als das, was von dem bisschen Wind, der uns hier voran treibt, zu erwarten wäre. Braut sich im Süden etwas zusammen?

Ein Licht nach dem anderen erscheint an Land. Dort liegt der Hafen. Ich kenne ihn. Dort ist Ruhe und Sicherheit. Dort wären wir geborgen, könnten schlafen, ausruhen.

Es braucht eine ziemliche Überwindung, bei diesen Verhältnissen daran vorbei zu segeln. Eine halbe Stunde nach Norden und wir wären drin!

Zum Glück schläft Martin unten. Ich kann eine Änderung unseres Planes nicht mit ihm besprechen. Wecken will ich ihn auch nicht. Es wird wahrscheinlich eine unangenehme Nacht werden. Aber Morgen im Laufe des Tages kommen wir an.

Ich segle weiter. Eine rationale Entscheidung? Wohl kaum. Ich habe mich nur überwunden, gegen mein Gefühl. Das sagte, geh' in den Hafen, da draussen braut sich was zusammen, dort drin seid ihr sicher. Aber der Kopf sagte, reiss dich zusammen, ich versteh' zwar, dass du in der Nacht lieber dort drin wärest, hier draussen ist's unangenehmer. Aber überlege: wenn wirklich schlechtes Wetter kommt, hockt ihr nochmals ein paar Tage dort drin. Wenn du weiter segelst, seid ihr spätestens übermorgen in Bar, am Endpunkt dieser Reise. Und so schlimm wie's aussieht, wird's nicht werden...

Langsam verschwinden die Lichter an Backbord achter aus. Nach ein paar Stunden erscheinen die Lichter von Otranto an Backbord voraus. Wieder das selbe Verlangen. Wieder segeln wir weiter.

Nach Otranto kommt's. Wir geraten in einen Gewittersturm. Unter doppelt gerefftem Gross- und Besansegel läuft die WAHOO knapp elf Knoten. Der Steuerautomat ist überfordert. Wir steuern selber, wechseln alle fünfzehn Minuten.

Normalerweise dauert ein Gewittersturm nicht Stunden. Dieser da hört einfach nicht auf. Wahrscheinlich zieht er nordwärts und wir segeln nordwärts.

Irgend wann wird es uns zu gefährlich. Wir nehmen den Besan weg. Das ist schneller hin geschrieben als bei solchem Wetter gemacht. Vor dem Wind 20 m<sup>2</sup> Segeltuch herunter reissen ist härteste Arbeit und alle Fingernägel gehen dabei drauf. Aber wir haben es geschafft, mit grosser Mühe.

Nun segeln wir nur noch mit doppelt gerefftem Gross. Auch so läuft die WAHOO mit sieben Knoten. Aber der Steuerautomat steuert wieder. Wir können ausruhen.

Fünfzehn Stunden bleiben wir in diesem Gewittersturm, in einem Südwest- bis Südwind von 45 bis 50 Knoten — unsere Fahrt abgerechnet.

Ich habe schon Ausweichmöglichkeiten für Bar gesucht, weil ich vermutete, in einem Libeccio zu segeln, der Tage dauern kann.

Aber — zwanzig Seemeilen vor Bar drehte der Wind plötzlich um 180° und flaute bald darauf ab. Blitze rundherum. Unter Motor erreichten wir Bar etwa um sechs Uhr Abends. Gerechnet hatten wir mit „früh am nächsten Morgen“. Aber der Preis für die frühe Ankunft ist die härteste Sturmfahrt dieser Reise gewesen.

Etwa um fünf Uhr am 6. November 2009 hat die WAHOO ihre Spur gekreuzt, die sie am 7. April 2007 etwa um elf Uhr gezogen hatte.

Damit war die Umrundung Afrikas beendet.